

Nordisches Archiv

vom Jahre 1805.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Raffa.

Erstes Bändchen.

Januar, Februar, März.

Riga und Leipzig,
in der nordischen Kommissionshandlung.

Inhalt des ersten Bändchens.

J a n u a r.

	Seite
I. Zum ersten Januar 1805, von Liebau.	1.
II. Ueber Taganrog. Aus dem Russischen.	3.
III. Skizzen des gesellschaftlichen Lebens in Riga.	22.
IV. Bemerkungen über den Kefrutenhandel.	33.
V. Eigentliche Zwangsehen. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke über die Ehe, von Karl Hu.	40.
VI. Papierschnitzel von P — K.	51.
VII. Berichtigung von A. M — n.	56.
VIII. Theater.	60.
IX. Vermischte Nachrichten.	63.
X. Gedanken, von F — r.	70.
XI. Ein paar Worte an die Leser des Archiv's, von dem Herausgeber.	71.

F e b r u a r.

I. Fragment aus einer noch ungedruckten Skizze Peters des Großen, von G. H.	73.
II. Bau-Rede beim Richten des Daches der Kaiserlichen Bibliothek zu Dorpat.	85.
III. Die Liebe zu den Wissenschaften.	101.
IV. Neueste Entdeckungsreise des Herrn Professors Robertson.	107.
V. Die Montenegroiner.	112.
VI. Nekrolog. Gottfried Berens.	123.
VII. Stiftungsfest der Musse zu Riga.	127.

	Seite
VIII. Theater: Nachrichten.	130.
IX. Bekanntmachung.	134.
X. General-Verschlag über den ganzen Werth der im 1804. Jahre in Riga eingebrachten und aus Riga abgelassenen Waaren.	136.
XI. Verzeichniß der in der Kaiserl. Stadt Riga und derselben Patrimonial-Gebiete befind- lichen Menschen in der zweiten Hälfte des 1804ten Jahres, mit Ausnahme des Mili- tairs und der in der Citadelle wohnhaften Personen.	137.
XII. Liße der Kopulirten, Getauften und Gestor- benen in der Stadt Riga und dessen Patri- monial-Gebiete im Jahr 1804.	138.

M a r z.

I. Beschreibung einiger Gegenden des Gouverne- ments Neu-Rußland, von Guckenberger.	138.
II. Zwei ökonomische Abhandlungen, vom Hof- rath und Dr. M. Reinhold Berens.	160.
III. Ueber die glücklichste Lebensperiode. Frag- ment aus einem noch ungedruckten Werke, Pantheon der russischen Literatur genannt, von J. de la Croix.	180.
IV. Ueber die öffentliche Erziehung, von dem Herausgeber.	186.
V. Aktenstücke, betreffend die Einführung des schwedischen Kirchengebets in Kurland im Jahre 1702, von R—ck.	192.
VI. Zu No. 10. des Freimüthigen vom Jahre 1805, von dem Kurländif. Vice-Gouverneur Beer. Ein dergleichen von dem Major von Cam- penhausen.	209. 219.
VII. Neuigkeiten aus St. Petersburg.	220.

Nordisches Archiv.

Monat Januar

1805.

I.

Zum ersten Januar des Jahres

1805.

— v — v v — v — v — v
— v — v v — v — v — v
— v — v v — v — v — v
— v v — v

Lieulich strahlet dein Licht vom fernen Osten
Aus dem goldenen Thor, o du, des Jahres
Erstling; Helios *) sendet freundlich dich, um-
tanzt von den Horen, **)

*) Der Sonnengott.

**) Töchter des Zeus und der Themis, die den Sterblichen
alles Schöne und Gute spenden — Wächterinnen des
Himmelschors. An des Sonnengottes Wagen spannen
sie die feurigen Rosse.

Und es weichet zurück die alte Nacht, in
Ihren Pallast, gegründet in des Westens
Dunkel. Trauernd entweicht die Mutter dir, dem
Siegenden Sohne. *)

Dreifach sey uns gesegnet! — Weihrauchwolken
Steiget! — Tönet, ihr heil'gen Hymnen! — Ueber
Dir, Ruthenia, brach des schönsten Tages
Helleres Licht an. —

Tag der Menschlichkeit und des Rechtes, deine
Fackel, leuchtet sie nicht den Brudervölkern,
Von der baltischen See bis zu des Ostens
Dauernden Fluthen? —

Alexander hat, — seines Volkes Segen,
Ihm ein Schöpfer des Heils und milder Fülle —
Freundlich selber sie an des Aethers reinem
Feuer entzündet.

Keht', o holdester Schutzgeist, spät zum Himmel!
Weile fröhlich, o Vater, unter Deinem
Volk' und Opfer des Danks empfangen noch von
Unserer Nachwelt.

Mitau.

H. C. Liebau.

*) Die Nacht hatte, nach der ältesten Mythologie der Griechen, ihren Pallast in dem fernsten Westen, dem Sitz aller Schreckgestalten. Ihre ersten Erzeugungen waren nach Hesiods Theogonie, 124, der Aether und der Tag, oder schöner im Griechischen, Aether und Hemera — Sohn und Tochter.

II.

U e b e r T a g a n r o g.

(Aus dem Russischen.)

Kein Wunder, wenn neuangelegte Städte, die unter dem Scepter einer weisen Regierung sich aller Mittel zur Ausbreitung ihres Wirkungskreises bedienen dürfen, und alle Vortheile genießen, mit denen die Natur sie durch ihre Lage ausstattete, schnell in einen blühenden Zustand kommen. Die Fortschritte des Gewerbes sind die untrüglichen Merkmale von dem Wohlstande eines Volks, und noch mehr, sie sind die bewährtesten Bürgen seines künftigen Glücks. Lange sah unsere Stadt mit neidischen Augen ihrer Nebenbuhlerin Odesa zu, die sich gleichsam durch Zauberey aus ihrem Nichts erhob. Welche Veränderung! da, wo vor zehn Jahren ein kahler Fels mit einigen Feuerbaaken stand, da sieht man jetzt eine reiche Stadt mit prachtvollen Gebäuden, mit einem sichern Ankerplatz; nicht nur allein von Eingeborenen, sondern auch von einer bedeutenden Anzahl auswärtiger Kaufleute aus allen Nationen bevölkert. Was werden jetzt die Herren Politiker sagen, welche zu behaupten wagten, daß Rußland mit

unfruchtbaren Steppen zu kämpfen habe? — Schon Katharina die Große streute für die Nachwelt den Saamen aus; wir genießen die Früchte ihrer unsterblichen Arbeit. Die reichhaltigste Ernte ist den künftigen Generationen vorbehalten. Unsere Stadt, die der großen Monarchin ihr zweites Daseyn verdankt, erhob sich durch ihre schöpferische Kraft im Jahr 1769 während des Türkentriegeſ. Schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts legte der große Umformer Rußlands den Grund zu einer Festung, doch entrückten nachherige Vorfälle das neue Taganrog seiner Aufmerksamkeit wieder, als der angefangene Bau bald darauf in Trümmern lag.

Der Hafen zu Taganrog hat alle einer Handelsstadt nöthige Bequemlichkeiten; doch ist unter allen die wichtigste — deren sich nur wenige andere rühmen dürfen — daß die einländischen Produkte des Reichs aus den entlegensten Gouvernements sehr bequem auf den Strömen, die sich ins Asowsche Meer ergießen, unsrer Stadt zugeführt, folglich hier zu sehr mäßigen Preisen abgesetzt werden können. Eine weise Regierung wendet jetzt ihren Blick vorzüglich auf die Vervollkommnung des Handels und erleichtert alle Mittel, ihn sowohl für den Einheimiz

schen als für den Ausländer ergiebig zu machen. Diese Umstände haben in unserem Geschäfts-
laufe eine augenscheinlich-wohlthätige Verände-
rung hervorgebracht, und das vergangene Jahr
1803 bezeichnete für uns eine glückliche Epoche.
Viele fremde Kaufleute, welche die Wichtigkeit
von dem Lokal des taganrogschen Hafens einsa-
hen, haben sich in dieser Stadt angesiedelt.
Wenn die schmeichelhafte Hoffnung unserer Bür-
ger in Erfüllung gehet, so werden sich bald
Handlungs-Comptoirs in unserer Stadt etabli-
ren, und dann wird sich unserem Gewerbe ein
weites Feld eröffnen.

Um zu beweisen aus welchem Grunde sich
ein ausgebreiteter und wichtiger Handel erwar-
ten lasse, darf man nur anführen, daß aus dem
Hafen zu Taganrog im vergangenen Jahre 175
Rauffarthenschiffe mit Weizen, Eisen, Butter,
Fett, Takelage, Segeltuch, rothen und schwar-
zen Häuten und vielen andern Gattungen von
Pelzwerk beladen, ausgelaufen sind; in diesem
Jahre 1804 kamen hier 280 Schiffe mit Waa-
ren an, deren Zollabgabe eine halbe Million
Rubel beträgt — eine Summe, die bis jetzt
unerhört war! Noch muß erwähnt werden, daß
der Schiffbau, welchen Privatpersonen über-
nahmen, hier mit einem Erfolg betrieben wird,

von dem man bisher kein Beispiel hatte. Im vorigen Jahre wurden bei Taganrog vier neue Schiffe gebaut, in dem gegenwärtigen kamen fünf dergleichen von Borissoglebsk den Don herunter, und auf dem Onilowschen Werfte in Taganrog liegen jetzt wiederum sieben Schiffe bereit vom Stapel gelassen zu werden.

Angenehm ist es, in der Einbildung für die Zukunft vortheilhafte Pläne zu entwerfen, und die Erfüllung schmeichelnder Wünsche zu hoffen; aber süßer ist dem dankbaren Herzen das Gefühl des gegenwärtigen Glücks, entzückend ist es für die Seele, den erhabenen Gründer unserer Sicherheit und unsers Glücks zu verehren. Alexander sorgt für uns; darf man sich denn noch wundern, wenn unser Handel so schnell der Blüthezeit entgegen reift?

Für diejenigen Leser des nordischen Archivs, welche bei dieser Gelegenheit umständlichere Nachrichten von Taganrog zu haben und die ältern mit den obigen von 1804 zu vergleichen wünschen, Pallas Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Stadthalterschaften des russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794 aber nicht besitzend, wird der folgende Auszug aus diesem

Werke nicht unwillkommen seyn; den übrigen wird hierdurch wenigstens die Mühe des Nachschlagens erspart.

" Die Festung Taganrog im Ekaterinoslaw-
 " schen Gouvernement (oder, wie sie eigentlich
 " in Kanzleischriften genannt wird, Troi-
 " taja Krepost na Taganroge) liegt
 " auf dem höchsten Theile einer Landzunge,
 " die durch Gründe, welche zum Meere laufen,
 " abgeschnitten, wie ein Vorgebirg in den See-
 " busen ausläuft, in welchen sich der Don er-
 " gießt, und der gegenüber man die Festung
 " Asow bei hellem Wetter liegen sieht. Diese
 " Landzunge ist mit einem Retranchement, von
 " der Seeküste bis an den Busen oder Liman des
 " Mius abgeschnitten, wo eine Zollwache oder
 " Gaskawa steht. Die Festung ist von Kaiser
 " Peter dem Großen, nach einem sehr voll-
 " ständigen Fortifikationsplane, auf der äußer-
 " sten hohen Rundung der Landzunge angelegt.
 " Sie ist von der Seeseite durch das steil abge-
 " stürzte, mehr als 15 Faden hohe Ufer uner-
 " steiglich. Die Vorstadt soll, nach dem Plane,
 " auf der Landseite, im Umfange der Festung,
 " regulär dirigirende Straßen und Querstraßen
 " ausmachen. Der Marktplatz ist groß und mit
 " zahlreichen hölzernen Buden versehen, und
 " die Griechen haben eine besondere Reihe Bu-

"den, wo sie, nach orientalischer Art, Gartkü-
 "chen und Kaffeestuben für die Seefahrer hal-
 "ten. Außer der Hauptkirche in der Festung,
 "hat der Ort nur zwei Kirchen, wovon die Rus-
 "sische an der Landseite der Festung, eine neu-
 "gebaute Griechische aber nahe an der See
 "gelegen ist. Dennoch hat die Stadt aus der
 "nördlichen Niedrigung, wo das Haus des
 "Kommandanten liegt, eine schöne Ansicht. Un-
 "eben dieser Seite liegen unten auf der Niedri-
 "gung des Seeufers, einige Quadraten von
 "Buden, welche man die Börse nennt, wo die
 "ankommenden Schiffer und Rheber ihre Waa-
 "ren ausladen und feil haben können. Gleich
 "dabei ist der Werft, wo jetzt einige Kauffahr-
 "teifahrzeuge auf dem Stapel lagen, die als
 "Hufer gebaut, und völlig ausgerüstet, 16000
 "bis 18000 Rubel werth sind. Hingegen liegt
 "das Quarantân-Hospital westlich vom Kriegs-
 "hafen, der recht unter der Festung auf der
 "offenen Rhede, mittelst eines Seedammes,
 "den Peter der Große anlegte, zu nicht gerin-
 "ger Beförderung des hiesigen Handels ange-
 "legt worden ist.

"Die Zahl der Einwohner von Taganrog
 "beläuft sich gegenwärtig (im Oktober 1793)
 "auf 6000, worunter ungefähr 2000 vom See-
 "Etat unter den Befehlen des Hafenskapitains,

" 1500 zur Garnison gehörige unter dem Kom=
 " mandanten, und das übrige Kaufleute sind,
 " worunter sich viele Griechen aus Meschin
 " und dem Auslande befinden, die von Einquar=
 " tierung frei und einem eigenen Magistrate un=
 " tergeordnet sind. Es hatten sich auch in die=
 " sem Jahre verschiedene griechische Familien in
 " Taganrog niedergelassen. Ein Grieche aus
 " Zante hatte alle Maschinen und Arbeiter zu
 " einer Makaronenfabrik hieher gebracht, um
 " dieses Fabrikat, wie er hoffte, mit Vortheil
 " zu exportiren. Verschiedene Edelleute aus der
 " Nachbarschaft ließen Häuser ankaufen, um
 " hier Kommissionäre zum Absatze ihrer Pro=
 " dukte zu unterhalten.

" Obgleich der verstorbene Fürst Po=
 " temkin Tauritscheskoy aus Vorliebe
 " zu dem von ihm begünstigten Cherson, Ta=
 " ganrog vernachlässigte, so ist doch die Noth=
 " wendigkeit dieses Hafens, wenn man auch
 " nicht auf Handelsvorthelle sehen will, im
 " letzten Kriege mit der ottomannischen Pforte
 " sehr einleuchtend gewesen. Auch jetzt wird
 " zur See das auf der Wolga und dem Don
 " hiehergeschickte sibirische Eisen, Bauholz und
 " andere Nothwendigkeiten mehr für die Flotte,
 " von hier in Transportfahrzeugen nach Cher=
 " son, Nikolajew, Odessa und Sewastop=

"pol geliefert. Unter andern hatte man ange-
 "fangen eine den Schottischen ganz ähnliche,
 "zu Asche brennende Glanzkohle, die um den Ur-
 "sprung der Krynka und dem Sewernoy Do-
 "nez in ganzen Flötzen liegen, und jetzt 120
 "Werste von Taganrog am Bache Strynofka,
 "nicht sehr weit von Donez, gebrochen werden,
 "bis hieher zu Lande, und ferner in Fahrzeu-
 "gen nach Nicolajew und Cherson, für die An-
 "ferschmiede zu verführen. Man hat aber ge-
 "funden, daß diese Kohlen zwar im Kamine,
 "wenn sie einmal wohl entzündet sind, vortref-
 "lich brennen, vor dem Blasebälge aber erlö-
 "schen und selbst von englischen Schmie-
 "den nicht gebraucht werden können. — Ue-
 "berhaupt ist sonst der hiesige Hafen, wegen
 "der innern Communication und der Menge
 "von Landesprodukten aus benachbarten Statt-
 "halterschaften, für die Marine des schwarzen
 "Meeres nicht nur vortheilhaft nützlich, son-
 "dern fast unentbehrlich. Noch nützlicher wür-
 "de er auch für den Handel seyn, wenn die Ge-
 "meinschaft zwischen dem Don und der Wolga
 "direkter wäre.

. "Aber auch in Absicht des auswärtigen See-
 "handels, nach den türkischen Staaten und
 "dem ganzen mittelländischen Meere, ist Ta-
 "ganrog ein wichtiger und für das russische

"Reich vortheilhafter Ort, und kann es beim
 "allgemeinen Frieden, wenn die großen Vor-
 "theile des hiesigen Exporthandels erst recht be-
 "kannt werden, und die Anzahl nahrhafter
 "Kaufleute und Kommissionäre dadurch zu-
 "nimmt, noch weit mehr werden, vorzüglich
 "wenn ein Entrepot-Handel zwischen Tagan-
 "rog und Theodosia oder Kertsch im
 "Gang gebracht werden könnte, wo größere
 "Fahrzeuge, zu allen Jahreszeiten, ankommen
 "und mit geringern Frachtkosten, die vielen
 "Raum erfordernden russischen Waaren abho-
 "len würden. Der hiesige Handel ist nur erst
 "wieder seit dem letzten Frieden erwacht; im
 "1792sten Jahre war die Anzahl der ankommend-
 "en Schiffe bis auf sechzig gestiegen; 1793 wa-
 "ren deren, bis zum 10ten Oktober, achtzig
 "angekommen. Unter dieser ganzen Anzahl
 "fahren kaum sechs ursprünglich = russische
 "Schiffe; die übrigen sind Griechische, mehren-
 "theils von den venetianischen Inseln, Türki-
 "sche, Ragusanische, Kaiserliche und Neapo-
 "litanische. Alle, außer den Kaiserlichen, ge-
 "hen unter russischer Flagge, die sie unter dem
 "Prätext russischer Theilnehmer, welche doch
 "oft geringen oder gar keinen Antheil haben,
 "von unsern Befehlshabern und Gesandten er-
 "schleichen. — Durch diesen in der Kindheit

"dieses Handels vielleicht nothwendigen Miß-
 "brauch — genießen Fremde die Vortheile,
 "welche die Vorrechte der russischen Flagge dem
 "Rheder in den türkischen Gewässern geben.
 "Diese Vortheile sind so beträchtlich, daß die
 "Schiffe, welche unter türkischer Flagge fahren,
 "ungefähr ein Drittel weniger Fracht für den
 "Kantar *) bekommen, weil sie gezwungen sind,
 "ihre Ladung in Constantinopel für den
 "Marktpreis abzuliefern, wenn es verlangt
 "wird; dagegen die russische Flagge das Recht
 "gibt, wenn die Preise nicht anständig sind,
 "ohne zu löschen nach den Archipelagischen In-
 "seln und dem Mittelmeere durchzugehen, wo
 "die Preise des Weizens viel höher laufen. —
 "Alle im hiesigen Handel gebräuchliche Schiffe
 "sind zwei und dreimastige, die mit der Ladung
 "zehn bis zwölf Fuß tief gehen und zehn oder
 "mehr Matrosen führen. Diejenigen, welche
 "etwan tiefer gehen, nehmen hier nicht die volle
 "Ladung ein, sondern sprechen, nachdem sie
 "den Bosporus passirt sind, etwan in Theo-
 "dosia an, um sich zu komplettiren. —

"Die Fracht von Taganrog bis Con-
 "stantinopel wird kantarweise, von 1 Ru-

*) Ein Kantar wird 3 Pud 12 Pfund, oder 132 rus-
 sische Pfunde gerechnet.

"bel und darunter, bis über 2 Rubel, nach
 "Umständen accordirt. Daher ist der Vor-
 "theil, den die Rheder haben, sehr groß, und
 "der Verlust für Rußland, bei dem Mangel
 "eigener Schiffe, beträchtlich. Die Affekurang
 "war auf dem schwarzen Meere zu 5 bis 6 von
 "Hundert. Die Schifffahrt wird hier in den
 "Wintermonaten unterbrochen, weil alsdann
 "die Straße von Kertsch und ein großer Theil
 "des asowschen Meeres gefriert. Die See
 "wird beständig von der Mündung des Don,
 "bis auf die höhe von Taganrog, so fest mit
 "Eis belegt, daß man von da nach Asow und
 "Tscherkask, mit aller Sicherheit auf dem Eise
 "fährt. Die See gefriert gemeiniglich im De-
 "cember, und steht bis in den März; im Bos-
 "phor aber ist das Treibeis noch später hin-
 "derlich."

"Seit Wiedereröffnung des Handels ist hier
 "der Umschlag jährlich zwischen einer halben
 "und ganzen Million gewesen, wovon die Ex-
 "portation bei weitem den größern Theil betra-
 "gen hat. Nach den Zollangaben war im Jah-
 "re 1792 von auswärtigen Waaren eingekom-
 "men für 97,653 Rub.

An russischen Produkten ausge-

führt für 370,551 —

Der Zoll für erstere betrug 29,041 —

— — — letztere — . 7,307 —

Im Jahr 1793 war eingebracht

an ausländischen Waaren	=	156,058 Rub.
ausgeführt für	= = =	428,087 —

"Es kommen viele Schiffe von Constantino-
 "pel im halben und ganzen Ballast an, um bis
 "an den Bord zu laden, oft so, daß sie darü-
 "ber Gefahr laufen. Ja man hat auch von
 "Cherson Schiffe in Ballast hieher kommen se-
 "hen, weil die Exportwaaren hier vortheilhaf-
 "ter zu bekommen waren. Der Ueberschuß der
 "Bilanz wird in Ducaten und Wechsln gut ge-
 "than. Wenn es hier nicht noch fast gänzlich
 "an substantziellen Kaufleuten fehlte, die im
 "Stande wären Vorräthe zu machen und ihren
 "Kredit auszubreiten, so würde die vortheil-
 "hafte Lage von Taganrog den Handel mit rus-
 "sischen Produkten durch das schwarze Meer,
 "bald über alle am Mittelmeere gelegene Häfen,
 "zum großen Nutzen des Reichs verbreiten.
 "Die Fruchtbarkeit aller umliegenden Gegenden
 "bietet hier einen unerschöpflichen Vorrath von
 "Getreide für die Ausfuhr dar. Die Kom-
 "munikation, welche man durch den Don, Do-
 "nez und die Wolga, und deren Nebenflüsse,
 "mit den wohlfeilsten Gegenden des Reichs hat,
 "sind diesem Handel vorzüglich günstig. Die
 "Vorthteile desselben sind so groß, daß man sie,
 "Taganrog unbeschadet, durch den oben er-

"wähten Entrepot-Handel gar wohl auch auf
 "Taurien verbreiten könnte.

"Die Hauptartikel der Ausfuhr sind zu
 "Taganrog: Eisen, Weizen, Butter, Talg,
 "Stricke und Tauwerk, Segeltuch, Hanf, rus-
 "sische Leinwand, gesalzener und gepreßter Ka-
 "viar, Salpeter, Fuchsen, rohe Häute,
 "Schweinsborsten, Hasen und andere Pelte-
 "renen, u. s. w. Die griechischen Matrosen
 "kaufen für sich viel von den satrapesischen
 "Drillich, gemeine Leinwand, kleine Spiegeln
 "und andere Kleinigkeiten mehr.

"Sibirisches Eisen und Gußwaaren kann
 "kein anderer Hafen des schwarzen Meeres so
 "wohlfeil und häufig, wie der hiesige, erhal-
 "ten, da es auf der Wolga, bis Dubowka
 "geschifft, nur auf 125 Kopeken das Pud und
 "dessen Landtransport von da bis Katscha-
 "lina, wo es auf donischen Rähnen wieder
 "eingeschifft wird, nur von 13 bis 20 Kopeken
 "das Pud zu stehen kommt. Man hat sogar
 "mit den Eisenbarken auch Butter aus Sibiz-
 "rien wohlfeil herzubringen angefangen, und
 "Talg ist ebenfalls von der Wolga häufig zu
 "ziehen.

"Weizen ist, sonderlich in diesem Jahre, in
 "großer Menge und mit außerordentlichem Vor-
 "theile ausgeführt worden, und viele Ladungen

"davon sind muthmaßlich insgeheim nach Frank-
 "reich gegangen. Man führte hauptsächlich
 "Sommerweizen, oder sogenannte Arnautka
 "aus. In dem kleinen Bezirke von Taganrog
 "wird auf die wenigen und meist armen Edel-
 "leute, und mehrentheils durch Miethlinge,
 "dennoch auf die 20,000 russische Malter
 "(Tschetwert) Weizen gebauet. Der übrige
 "kommt mit Fuhren aus dem Charkowschen und
 "Woronesischen, imgleichen aus den näher ge-
 "legenen Bezirken des Jekaterinoslawischen, und
 "diese Fuhren nehmen dagegen zum Theil Wei-
 "ne, einige Baumwollenwaaren und eingesal-
 "zene Fische landeinwärts zurück. In diesem
 "Jahre hatte man auch den Versuch gemacht,
 "von der kaukasischen Linie, durch die zurück-
 "gehenden Proviантаnfuhren bis Tscherkassk,
 "und von da zu Wasser, Weizen kommen zu
 "lassen. Der Preis des Weizens ist hier in
 "fruchtbaren Jahren drei Rubel für das Kul.
 "(7½ Pud oder 300 Pfund). Jetzt war er,
 "wegen der mittelmäßigen Ernte und starken
 "Ausfuhr, bis 4½ Rubel gestiegen. Gemein-
 "lich muß der angekommene Rheber des
 "Schiffes, oder sein Korrespondent allhier, bei
 "dessen Ankunft, erst auf den Dörfern umher
 "schicken, um die Ladung zusammen zu bringen,
 "weil hier fast Niemand Mittel genug hat, um

"Vorrathsmagazine anzulegen, die den Korn=
 "handel weit rascher und einträglicher machen
 "würden. Die Fracht bis Constantinopel wird
 "mit 110 Para oder 165 Kopeken für das Rül=
 "lo, deren fünf auf das russische Malter gehen,
 "bezahlt. In diesem Frühlinge und verwichen=
 "nes Jahr war das Malter in Constantinopel
 "und auf den Inseln bis auf 25 Piafter gestie=
 "gen; die Zufuhr aber hatte es bis auf 14 her=
 "unter gebracht, wobei denn, da das Malter
 "mit der Fracht dort zur Stelle nur auf 9 Pia=
 "fter kommt, noch immer ein großer Gewinnst
 "blieb."

"Butter kann nie in genugsamer Menge für
 "den türkischen Markt zusammengebracht wer=
 "den. Man kauft sie zur Exportation weit
 "und breit zusammen, wie sie denn sogar, mit
 "den Eisenbarken, aus Sibirien herkömmt.
 "Man schmelzt sie in Tonnen zusammen und
 "gewinnt daran noch mehr, als am Weizen,
 "da sie in Constantinopel gemeiniglich gegen 19
 "und 12 Rubel das Pud gilt, und in Tagan=
 "rog noch zu 7 Rubel aufgekauft werden kann.

"Diese beiden Artikel verdienen am aller=
 "meisten mit einem stärkern Zolle beschwert zu
 "werden, da der Gewinnst davon größtentheils
 "in fremde, undankbare Hände fällt.

"Stricke und Tauwerk werden fertig, in
 "verschiedenen Sortimenten, zur Exportation
 "theils zugeführt, theils in Taganrog verfer-
 "tigt. Mit diesen, dem Segeltuche, der Lein-
 "wand, Hanf und Flachs, kann Taganrog,
 "wenn der Handel in Aufnahme kommt, alle
 "am mittelländischen Meere gelegene Häfen
 "weit wohlfeiler und besser versorgen, als die
 "baltischen Häfen es können, und wird, bei
 "Seefriegen, Spanien und Frankreich weit si-
 "cherer und ununterbrochener versorgen kön-
 "nen. Die Häfen von Cherson und Odessa
 "können diesen Vortheil mit Taganrog theilen,
 "und die Produkte der ihnen näher gelegenen
 "Gegenden des vormaligen Polens ausführen."

"Der gepresste Caviar, der am meisten nach
 "Italien geht, wurde bisher von Astrachan
 "gezogen. Man wird ihn aber fernerhin, wenn
 "die tschernomorfskischen Kasaken sich besser ein-
 "gerichtet haben werden, näher und wohlfeiler
 "von ihnen zu Wasser erhalten. Sie sollen ihn
 "sogar vorzüglich gut zu bereiten angefangen
 "haben. Er galt jetzt $3\frac{1}{2}$ Rubel das Pud.
 "Die südlichen Weinländer von Europa, wel-
 "che, zum Schönen der Weine, den Fischleim
 "(Ichthyocolla) aus Rußland über England
 "erhalten, können dieses nöthige Material auch
 "näher und wohlfeiler von hier beziehen.

"Zuchten kommen hieher von Woronesch
 "zu 16 Rubel das Pud, und es werden nur ro-
 "the Leder ausgeführt. Die verbotene Aus-
 "fuhr der rohen Häute unterbleibt heimlich
 "dennoch nicht, da man sie theils unter dem
 "Namen halbgarer Leder ausladet, theils auch
 "die Häute, bei der Abfahrt, in der See nach-
 "schleppt, bis man vom Lande entfernt genug
 "ist, um sie auf das Verdeck nehmen zu kön-
 "nen. Eine erlaubte Ausfuhr mit Zollgebüh-
 "ren würde also dasjenige in die Kasse bringen,
 "was jetzt nur in Partikulärhände geräth, die
 "den Kontreband begünstigen.

"Die andern Artikel der Ausfuhr sind min-
 "der wichtig als jene, können aber, bei mehre-
 "rer Ausbreitung des hiesigen Handels, wichti-
 "ger werden. Die Häfen des mittelländischen
 "Meeres und der Levante könnten mit Vor-
 "theil Talg, Seife, Leinsaamen, gesalzene
 "und geräucherte Fische, Salzfleisch (wovon
 "jetzt nur wenig ausgeführt wird) asrachani-
 "sche Soda, Potasche und Steinkohlen von
 "hier holen; andre Artikel zu geschweigen.
 "Große Fregatten- und Kriegsmasten werden
 "aus der Kama zu hundert Rubel das Stück
 "hieher geschafft, und könnten ein Ausfuhrar-
 "tikel werden, wenn nur in den Dardanellen
 "die Durchfahrt großer Schiffe erlaubt wäre,

"auf welche solche Masten verladen werden
 "könnten. Bis Theodosia könnten sie in Flöß-
 "sen geschleppt werden. — Der ausgehende
 "Handel ist übrigens hier so frei, daß man vor
 - "dem letzten Kriege sogar gegossene eiserne Ka-
 "nonen und ukränischen Salpeter *) nach Con-
 "stantinopel ausgeschifft hat, und beide waren
 "auch jetzt noch nicht verboten.

"Die Einfuhre, welche bei weitem der Aus-
 "fuhre nicht gleich kommt, besteht hauptsächlich
 "in Weinen, sowohl gemeinen Sorten soge-
 "nannten Bjelomorskoi oder Santorino, als
 "auch etwas bessern, Tenedos, Byzant und
 "einigen andern Archipelagischen, Italienischen
 "auch wohl Spanischen. Dann ausgetrockne-
 "ten Früchten, gekochten Fruchtmußen sowohl
 "von Trauben (Bekmess), als andern Frucht-
 "ten (Nardenk), anadolischen Rüffen, die in-
 "nerhalb Landes verführt werden; Galläpfeln
 "(Balamut) die besonders für die Saffianger-
 "ber in Nachtschiwan sind; einigen türkischen
 "Zeugen von Seide und Baumwolle, worun-
 "ter Vorzügliche selten vorkommen; frischen

*) Den Salpeter konnte man jetzt unlitriret, wie er
 aus Kleinteussen und der Ukraine kommt, zu $2\frac{3}{4}$
 bis 3 Rubel das Pud bekommen, zuweilen steigt
 er bis auf $4\frac{1}{2}$ Rubel.

"Citronen und Apfelsinen, auch Citronensaft
"und Rum."

"Die Weine machen den stärksten Artikel
"der Einfuhre aus, sind zwar sehr wohlfeil,
"aber mehrentheils von so schlechter Qualität
"und so stark, daß sie als gute Tischweine
"nicht zu gebrauchen, sondern nur in die nä=
"hern Provinzen, wo keine Weine zu haben
"sind, zu verführen oder Brandtwein daraus zu
"destilliren taugen, da sie gemeiniglich von vier
"Eimer einen Eimer geben. Zu diesem letztern
"Endzwecke wird auch der Nardenk und Bek=
"mess gegohren und abgezogen, die aber einen
"schlechtern Brandtwein geben."

"Man sieht leicht, daß diese geringe Ein=
"fuhre der Ausfuhre nicht das Gleichgewicht
"halten kann und daß demnach der hiesige Han=
"del für Rußland sehr vortheilhaft ist. Zu
"wünschen wäre es daher, daß bei zunehmen=
"dem Verkehre durch wohlhabende Kaufleute,
"die Einfuhrartikel durch Seide und Färber=
"röthe vermehret würden, die wir jetzt zum
"großen Nachtheil des Reichs aus Persien für
"baare Münze kaufen und hier gegen inländi=
"sche Produkte vortheilhaft vertauschen könn=
"ten. Sollte dereinst Spanien seine Schiff=
"bedürfnisse aus dem schwarzen Meere zu zie=
"hen anfangen, so könnten wir dagegen aus

"der ersten Hand seine segovische Wolle für un-
 "sere Tuchfabriken in Ekaterinoslaw, die der-
 "gleichen mit schweren Kosten über Petersburg
 "kommen lassen, allerlei Apotheker- und Far-
 "benmaterialien, als China, Cassaparille, In-
 "digo, Cochenille, Farbhölzer; ferner Dehl,
 "Oliven, Cacao, Galläpfel u. s. w. eintau-
 "schen. Auch Hasenfelle hat man hier ein-
 "zuführen versucht, um sie in den baltischen
 "Handel zu bringen, und hat diese Einfuhre
 "vortheilhaft befunden. Zuweilen ist auch,
 "des Verboths der Pforte ungeachtet, mög-
 "lich, anabolisches Kupfer zu bekommen, wel-
 "ches, bei seinem wohlfeilen Preise, sehr wohl
 "die außerordentlichen erforderlichen Ausgaben
 "lohnt."

III.

Skizzen des gesellschaftlichen Lebens in Riga,
 in Briefen.

Erster Brief.

Vermöge Ihrer freundschaftlichen Aufforde-
 rung bin ich auf dem Wege, Ihnen nun über

Riga selbst näheren Aufschluß zu geben. Nehmen Sie aber mit meinen Bemerkungen, größtentheils aus dem gesellschaftlichen Leben abstrahirt, vorlieb, und erwarten Sie nichts Topographisches oder Statistisches.

Vom Aeußern der Stadt will ich nur dies sagen: Die Gebäude in der Stadt machen mit ihren thurm hohen Giebeln und ihren breiten Beischlägen die Straßen enge und finster; die Häuser selbst sind größtentheils noch im antiken Geschmack, zwischen denen Korn- und Flachs-speicher freilich nicht die beste Ansicht gewähren; inzwischen können die neuerlich aufgeführten Häuser an Schönheit und modernem Geschmack sich mit den schönsten in St. Petersburg in Vergleichung stellen. Diese eleganten Gebäude geben den redendsten Beweis von der Wohlhabenheit der hiesigen Einwohner. Im Innern findet man die wohlaptirtesten Zimmer und Säle, mit den feinsten und kostbarsten Meublen ausgeziert.

Die Straßen Riga's sind immer lebhaft, und besonders in den Sommermonaten (der Erndte der hiesigen Kaufleute) wird die Lebhaftigkeit oft zum Gedränge. Die vornehmsten und schönsten unter ihnen sind, die Kaufstraße, Sandstraße, Kalkstraße und S ü n d e r s t r a ß e; und auch der ziemlich große

Markt prangt mit schönen Gebäuden, unter denen das prachtvolle Rathhaus und das magisve Jahrhunderten trotgende Haus der Schwarzenhäupter sich vorzüglich auszeichnen.

Die Vorstädte haben, einige Häuser der Adlichen und die schönen Gartenhäuser auf dem Weidendam ausgenommen, wenig schöne Gebäude aufzuweisen; dort wohnen größtentheils Russen und deutsche Handwerker, die der wohlfeileren Miete wegen diese Gegend wählen. Das Pflaster ist schlecht, der Koth folglich groß, kurz fast kein Sinn findet behagliche Unterhaltung, in den Vorstädten zu promeniren; es wäre denn, daß man besondere Absichten daselbst auszuführen hätte.

In den ersten Frühlingstagen, wenn die Sonne mit ihren wohlthätigen Strahlen in den Mittagstunden wirkt, wimmelt es jedoch in der St. Petersburgischen Straße von Fußgängern und Fahrenden. Man genießt alsdann eine abwechselnde Mannichfaltigkeit, die das Vorbeirauschen so vieler Gestalten zu Wagen, auf Droschken und zu Fuße gewähret. Man findet so viel Unterhaltung, daß dem, der bloß sich an Beobachtungen zu ergötzen, diese Tour nach der Vorstadt macht, die Stunde, welche er darauf verwendet, wie wenige Minuten dahineilt.

Aber auch im Winter ist, besonders bei guter Schlittenbahn, diese Straße stets mit Fahrenden angefüllt. Man fährt alsdann nach Neuermühlen, zu Telschau oder zu Gruber, (einem dienstfertigen und gewandten Gastwirth zwischen Riga und Neuermühlen) wo die Spazierfahrenden anhalten, um Kaffee, Punsch und dergleichen einzunehmen. Besonders an Sonntagen rechnet die schöne Welt Riga's es zum guten Ton, diese Derter zu besuchen, wodurch theils die Eigner von Equipagen diese zu brauchen und zu zeigen Gelegenheit bekommen, theils die Droschken- und Schlittenvermiether vor dem Sandthore guten Vortheil ziehen.

Im Sommer sind Jerusalem, Altona, Heinrichsohnshöfchen und die Solitude die besuchtesten Derter. Letztere zwei werden jedoch, der Entfernung wegen, größtentheils von Fahrenden frequentirt. Heinrichsohnshöfchen hat äußerst angenehme Parthien für Freunde der Natur und des einsamen Spaziergangs. Wer an einem ersten Frühlingstage diese reizende Gegend besucht, wird entzückt werden über das junge Grün, den Nachtigallengesang, das sich sanft schlängelnde kleine Flüßchen, die balsamischen Wohlgerüche in der Luft. Obschon diese Promenade nicht so häu-

fig von Fußgängern besucht wird, so findet man doch immer einen angenehmen Zirkel, und unter diesen Menschen, denen man wahre Neigung zum Spazierengehen und echte Freude über die schöne Natur auf ihren Gesichtern liest.

Wenn man einige Werste durch das Wäldchen gegangen, so kommt man nach Solitude, welches nicht mindere reizende Promenaden hat. Ich besuche dieses Wäldchen gern. Etwas isolirt, mit einem Schiller oder Matthiesson in der Hand, reizt diese romantische Gegend alle meine Gefühle zu höheren Empfindungen. Aber auch manch' liebendes Ehepaar begegnete mir auf diesem Tempe, das, unbekümmert und sorglos im reinem Tempel der Natur, Arm in Arm daherschlenderte, mit spielenden und neckenden Kleinen umgeben. O ihr Glücklichen! seufzte ich oft im Stillen — mir ward dieses Glück hienieden nicht beschieden.

Auf dem Rückwege passirt man Altona und Jerusalem. Am ersteren Orte findet man Sonntags meistentheils Professionisten mit ihren Frauen und Töchtern; jene zieht eine Bouzelle Bier, diese aber die Freuden des Tanzes her. In Jerusalem ist die Gesellschaft schon etwas vermischter und, wenn ich so sagen darf,

auch etwas solider. Ein nettes Billard und reinliche Bedienung gewähren den Gästen bei einem frugalen Abendbrod Unterhaltung. Für Fußgänger ist dies eine der angenehmsten Promenaden. Denn von der Marienmühle an bis entlang Altona ist die Gegend mahlerisch und wechselt mit interessanten Parthien ab. So wie umgekehrt auf dem Rückwege in der kühlen Abendluft eine Tour auf der von beiden Seiten mit Schiffen besetzten Brücke, ein unterhalten des Vergnügens gewährt.

Ehe ich von den Vergnügungen innerhalb der Mauern der Stadt etwas sage, muß ich der vortrefflichen Höfchen erwähnen, welche jeder, der Riga gesehen, als eine vorzügliche Schönheit dieser Stadt rühmen wird, und die von dem Reichthume und dem guten Geschmacke der Rigaer zeugen. Sie liegen über der Düna in einem Gehölze, das sich längs der sogenannten Spielbe bis fast zum Ausfluß der Düna erstreckt, und mit diesen Gebäuden gleichsam besäet ist. Kenner und Liebhaber des englischen Geschmacks ziehen diese Gegend allen übrigen vor. Hier wohnen unsere wohlhabendsten Kaufleute nebst ihren Familien und genießen, nach vollbrachten Geschäften, der ländlichen Einsamkeit und Ruhe.

Auch die schönen Gärten mit ihren prachtvollen Häusern am Weidendamme, so wie der große kaiserliche Garten daselbst, verdienen allerdings die Aufmerksamkeit jedes Beobachters. Im vollkommensten Zustande ist unstreitig der letztere; er hat die abwechselndsten Parthien, und verbindet Kunst und Natur im gehörigen Kontraste. Die Alleen gewähren eine angenehme Promenade, und auf dem Damme selbst hat man eine reizende Aussicht in's Weite, und erblickt in der blauen Ferne einen ganzen Wald von Masten, oder auch auf- und absegelnde Schiffe. Als öffentlicher Garten verdient der Heidenreichsche Erwähnung, welcher in der Mitte des Weidendammes liegt, und von der Gesellschaft der Ressource zu ihren Sommervergnügungen und Tanzklubben gemiethet ist. An heitern Abenden findet man daselbst eine äusserst angenehme Gesellschaft.

Die Handlungs-Gärtner Petersen, Brose und noch einige andere, unterhalten daselbst eigene Gärten, die, der Anlage nach, so wie ihres inneren Kunstwerthes wegen, nicht mindere Aufmerksamkeit und Erwähnung verdienen. Der Garten des Kaufmanns, Herrn Groot, am Ende der petersburgschen Vorstadt, ist nach dem Urtheil aller Gartenverständigen nicht nur

allein kunstmäßig, sondern auch auf das vortheilhafteste und geschmackvolleste angelegt, und wird von seinem Besitzer mit allen nöthigen Eifer unterhalten. Nicht weniger schön ist der Garten des sehr geschickten und fleißigen Handlungs- und Kunstgärtners Zigra, gleich vor dem Sandthore. Kenner ziehn ihn allen übrigen vor, und Herr Zigra, der schon einige Werke über die Gartenkunst herausgegeben, ist als ein in seinem Fache denkender Kopf bekannt.

Zweiter Brief.

Bis jetzt habe ich Sie nur auf die Vergnügungen Riga's aufmerksam gemacht, die außer der Stadt selbst so reichlich dem Tone gemäß genossen werden; nun will ich Sie mit einigen Bemerkungen über die Stadtplaisirs, über Karakter und Lebensart der Einwohner, und über andre Dinge, so wie sie mir einfallen werden, unterhalten. Sollte ich gleich oft einseitig oder falsch schließen, so belehren Sie mich eines bessern.

Um Ihnen Riga's Einwohner vollständig, ihrem Karakter nach, zu schildern, müßte ich auf gar viele Stände und Arten von Menschen Rücksicht nehmen. Ein Hauptzug, selbst bei den Vermissten, ist Liebe zur Geselligkeit, zuvor-

kommenbe Urbanität und reiner, offner Biederfinn. Das Vergnügen genießen sie auf solche Art, daß nie der gute Ton oder die feinen Sitten dadurch in Kollision kommen. Alle, selbst die gemeinsten Handwerker, haben einen gewissen Grad von Kultur und richtiger gesunder Beurtheilungskraft. Die Handwerker sind dienstfertig und höflich, und öfters aus Wohlhabenheit nicht nach überflüßigem Gewinn gierig: sie lassen sich ihre Sachen gut, aber nicht übertheuer bezahlen.

Den Rahmen der vornehmsten Einwohner Riga's verdienen die sich temporär hier aufhaltenden englischen Kaufleute, sowohl wegen ihres Reichthums und großer Handlungsgeschäfte, als weil sie selbst dafür wollen gehalten werden. Sie bestehen aus einigen, sich in verschiedene Zweige theilenden Häusern, welche die eigentlichen Tonangeber in Riga ausmachen, und sich durch guten Geschmack und Prachtliebe auszeichnen. Ihre Equipagen, die Ausmeubirung ihrer Wohnungen, die Art und Einrichtung ihrer Vergnügungen u. u. alles athmet Eleganz und Geschmack. Sie gehören immer zu den ersten, die Englands Moden auf Rußlands Boden fortzupflanzen suchen. Directe an sie schließt sich zugleich der hiesige Adel mit an, der, wie bekannt, durch seine Wohlhaben-

heit, Riga's Vergnügungen äußerst glänzend macht.

Die deutschen, schwedischen und dänischen Kaufleute bilden ebenfalls wieder eine eigene Klasse unter sich. — Wie mehrere Fremde versichern, soll dies der Zirkel seyn, wo der Ton am liberalsten und zur Aufheiterung am besten gestimmt ist.

Ein Fremder, der nach Riga kömmt, findet ohne Adressen, und mit völligem Mangel an Familienbekanntschaft, leicht Zutritt in die angesehensten Häuser. Dieses Zuorkommen gegen Fremde, liegt im humanen Karakter des Rigaer's. Aber auch ohne sie ist Riga dennoch ein Ort, wo man beständig, und vollends im Winter, für sein Geld Vergnügen und Zeitvertreib genug finden kann. Das Theater, die Konzerte, die Asseembleen der Musse, die Kaffee- und Weinhäuser, die Gesellschaften der Ressource und Euphonie u. s. w. gewähren jedem Fremden angenehme Unterhaltung.

Die hiesige Theater-Gesellschaft ist bekanntlich eine der besten, und hat sich seit 30 Jahren immer im gleichen Rufe bewährt erhalten. Mit der Beurtheilung der Schauspieler will ich Sie nicht unterhalten, da Sie solche in verschiedenen Schriften lesen können. Eben so wer

nig gebe ich eine Beschreibung des Theaters selbst; aber sagen muß ich es laut: ein auffallender Fehler desselben sind die engen Ausgänge. Wie schrecklich würde das Gedränge bei ausbrechender Feuersgefahr werden!!

Von den drei obengenannten Gesellschaften steht, wie sich's gebührt, oben an, die sogenannte *Musse*. Die Anzahl der Mitglieder, respectable durch Stand und Verdienst, ist auf eine bestimmte Zahl festgesetzt, (wo ich nicht irre auf 350) worunter meistens Kaufleute, Personen aus den höheren Civil- und Militairständen, Künstler und Gelehrte sind. Jedes Mitglied bezahlt bei der Aufnahme 15 und jährlich 10 Thaler Abonnement für den freien Eintritt, der aber nur durch Ballottiren erlangt werden kann. Durchreisende und temporär sich hier aufhaltende Fremde, können nur als Gäste eines der Mitglieder in den Versammlungen der Societät erscheinen.

Den Winter über werden daselbst Bälle und Masqueraden gegeben. Der Tanzsaal ist äußerst geschmackvoll angelegt, von ansehnlicher Länge und Höhe, und gut decorirt; neben an befinden sich mehrere Spielzimmer, zwei Billarde und ein geräumiger Speisesaal.

Die Gesellschaft hat eigene Gesetze. Fünf der angesehensten Mitglieder, die jährlich ge-

wählt werden, machen die Vorsteherschaft aus, welche die Aufsicht über äußere Oekonomie, über Einnahme und Ausgabe und dergleichen führt. Einer der Herren Vorsteher muß bei jedem Ball besonders auf Erhaltung der Ordnung sehen. Vorkommende Irrungen und Streitigkeiten werden zur Stelle im Vorsteherzimmer selbst geschlichtet.

Um 9 Uhr geht's zur Tafel, deren manchmal 3 auch wohl 4 hinter einander neu servirt werden. Echte gesellige Freude herrscht an diesen Tafeln, der Scherz ist frei und gesittet, und jeder muß hier bald zu einer fröhlichen Laune gestimmt werden. Hat man sich gesättiget, so kehrt alles in den Tanzsaal zurück, wo öfters bis nach Mitternacht der Ball fortbauert.

Außer diesen Bällen sind den Winter über noch manche andre kleine und große Tanzgesellschaften (als auf der großen und kleinen Gildestube, im Blaugardschen Hause) die theils wöchentlich, theils dann und wann gehalten werden.

Die Abende zu verkürzen dienen ferner die Asseembleen der Adlichen und der Kaufleute, die sogenannten Klubben-Tage der Musse, Resource und Euphonie, um dort gesellige, freundschaftliche Unterhaltung zu finden.

Das hiesige Konzert gewährt ebenfalls ein solides Vergnügen, und die Bemühungen der musikalischen Societät, die möglichste Zufriedenheit der Musikfreunde zu erreichen, sind unverkennbar. Gewöhnlich singen in diesen Konzerten die bedeutendsten Sänger vom hiesigen Theater. Alle nach St. Petersburg reisenden Virtuosen lassen sich ebenfalls daselbst hören, und werden, wenn sie irgend geschickt sind, sehr wohl aufgenommen. *)

Außer diesem Konzerte existiren bei mehreren Musikliebhabern sogenannte Quartetten, die für den echten Kenner wahrer Ohrenschmauß sind. Schade nur, daß man, ohne gebeten zu werden, nicht dabei erscheinen darf. Während der Anwesenheit des berühmten Rode waren diese kleinen musikalischen Zusammenkünfte recht an der Tagesordnung.

*) So haben Rode, Eck, Fränzl, Lamare und die berühmte Violinspielerin Signora Gerbini sich vor einem zahlreichen Auditorium mit dem größten Beifall hören lassen.

IV.

Bemerkungen über den Rekrutenhandel.

(Aus dem St. petersburgschen Journal. Octob. 1804.)

Brief an die Herausgeber desselben, aus Moskau vom 10. September 1804.

Sie haben erlaubt, daß man Ihnen Beiträge über Gegenstände der öffentlichen Verwaltung liefern könne. Ich benutze dieses Recht und habe die Ehre Ihnen einige Bemerkungen in Betreff des Rekrutenhandels mitzutheilen. Wahrscheinlich kannte die Regierung bei Erlassung der neuen Verordnungen wegen des Verbots des Menschenhandels die vielen Mißbräuche, die bei dieser Gelegenheit vorkommen; ich zweifle jedoch, daß die Kenntniß aller Mittel und Schleichwege, deren man sich bei diesem schändlichen Handel bediente, bis in die Residenz gedrungen sey. Man muß in der Provinz leben, um dieses Gewerbe in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Ich sende Ihnen daher einige Bemerkungen über den Rekrutenhandel.

Der Nachtheil, welcher aus dem Verkauf der Menschen zu Rekruten erwächst, ist längst allgemein anerkannt. Durch einen Ukas wurde

im Jahr 1770 nicht nur der Verkauf Leibeigener, sondern auch die Aufnahme freier Leute in irgend eine Colonie verbotnen. In der Folge wurde die Kraft dieser Verordnung beschränkt. Nach dem Ukas von 1790 ist es erlaubt, sowohl Freigelassene als Ausländer für Rechnung derjenigen Colonien, bei welchen sie angeschrieben worden, aber doch nicht anders als mit ihrem eigenen freien Willen, als Rekruten anzunehmen. Gewiß war es nicht die Absicht dieses Gesetzes hiedurch der Gewaltthätigkeit Thüre und Thor zu öffnen, und freie Leute wider Willen zum Soldatenstand zu zwingen. Gleichwohl wußten Gewinnsucht und Arglist sich den Weg dazu zu bahnen, und Mittel zu finden um Rechte zu begründen, die im Angesichte des Gesetzes selbst, dasselbe untergruben. Habsucht und Grausamkeit brachten diese schändliche Art von Handel in ein gewisses gleichförmiges System.

Der Gutsbesitzer, welcher seinen Leibeigenern als Rekruten verkaufen will, fängt gemeiniglich damit an, daß er ihm auf immer die Freiheit schenkt. Die erste Folge davon ist, daß man den Freigelassenen in strenge Verwahrung und manchmal so gar in Ketten schmiedet. Hierauf läßt man ihn als Kronscolonisten einschreiben und liefert ihn dann als Rekruten dieser Colonie ab. Auf diese Weise wird in zwei

bis drei Tagen ein und derselbe Mensch aus einem Leibeigenen ein Freigelassener, aus diesem ein Colonist, und kommt endlich als Rekrut zum Vorschein. Es ist nicht möglich mit frecherer Stirne ein Gesetz verspotten.

Man hat Beispiele gesehen, daß die besten Leute, wenn sie auf einem Gute zur Rekrutenlieferung ausgesucht waren, in ganzen Truppen nach dem Orte des Empfanges geführt wurden. Der Handel mit denselben folgte ihnen auf dem Fuße nach. Der, welcher statt seiner selbst einen andern Rekruten stellen wollte, ging nach dem Hause hin, wo sich der Marktplatz für den Menschenhandel befand; man besah, wählte, handelte, und schloß den Kauf. Der Gutsherr empfing sein Geld, der Bauer seinen Rekruten, und in zwei Minuten war alles abgemacht. Hernach wurden die Schriften über diesen Unterschleif und Betrug in aller Form und zwar im Namen des Gesetzes, daß so schaamlos mit Füßen getreten worden, ausgefertigt. Dienstfertige Miethlinge in der Kunst, Gesetze zu verdrehen, verwandelten für einige Rubel das Verbrechen in eine gesetzliche Handlung und hingen dieser unerhörten Schelmerei den Mantel der Gerechtigkeit um.

An andern Orten eröffnet man bei Annäherung des Termins zur Rekrutenlieferung eine

Art von Mäc̃ler=Comptoir, in welchem sich so wohl die Gutsbesitzer, die ihre Leibeigenen verkaufen, als diejenigen, welche Rekruten suchen, einfinden. Hier wird denn der Handel geschlossen und alles geht in gesetzlicher Ordnung vor sich. Dieser Handel und Umsatz wird größtentheils von Menschen getrieben, die gewissermaßen eine eigene Klasse ausmachen. Sie besteht hauptsächlich entweder aus verabschiedeten Beamten, die nach ihren Fähigkeiten wahrscheinlich kein besseres Mittel zu ihren Unterhalt zu finden wissen; oder aus Hausleuten, die von ihrer Herrschaft entlassen worden. Sie fahren vor der Rekruten=Aushebung von einem Guthe nach dem andern, biethen ihre Dienste an, treffen unter sich des Preises wegen Verabredungen (statschky) um von den armen Bauern ja so viel Geld als möglich zu erpressen. Oft sind sie mit dem vermeinten Rekruten, den sie zum Verkauf ausbiethen, selbst einverstanden, so daß der Bauer, der ihn kauft, so wohl sein Geld als seinen Sohn, den er des Dienstes überheben wollte, verliert. Nicht selten wird der von den Verkäufern gelieferte Rekrut untauglich zum Dienste befunden; zuweilen sagt sich ein solcher, der etwas mehr als unter Leuten von dieser Klasse gewöhnlich ist, von den Gesetzen versteht, bei der Ablieferung vom Sol-

datendienste los, indem er sich für einen freien Menschen erklärt, u. s. w. Dies ist allgemein bekannte Wahrheit und ich darf nur ein einziges Gouvernement, das Moskwäsche, als Beispiel solcher Mißbräuche anführen, in deren Gerichtsbehörden man eine Menge Untersuchungen dieser Art unter Acten findet.

Es giebt noch eine Art dieses Gewerbes, die im Wesentlichen zwar eben so verabscheuungswürdig als die vorige, aber doch weniger anstößig ist. Sie besteht darin, daß der Guthsherr noch vor der Rekrutenaushebung seine Leute auf Abschlag der künftigen Lieferung, als Rekruten stellt, und darüber Quittungen erhält. Bei der Rekrutenwahl selbst treibt er denn mit diesen Quittungen seinen Handel.

Zur Ehre des Adels muß hier bemerkt werden (und diese Bemerkung gründet sich auf die strengste Wahrheit) daß man noch kein Beispiel hat, wo sich ein verdienstvoller Edelmann, ein ordentlicher Landmann jemals diesen schändlichen Handel erlaubt hätte. Damit beschäftigen sich nur Leute von verdorbenen Sitten, Habfüchtige, die mit dem Adel, außer den Stand, gar nichts gemein haben und mehrentheils solche, die den Adel nicht durch die Dienste ihrer Vorfahren, auch nicht durch eigenes Verdienst erhalten, sondern durch List und Ränke erschlichen

haben. Mit Unwillen duldet sie der Adel unter sich, mit Kummer wirft er seinen Blick auf sie, wenn er die Würde und wahrhaften Vorrechte überdenkt, die dieser Klasse verliehen worden.

(Aus dem Russischen übersetzt.)

V.

Eigentliche Zwangsehen.

(Fragment aus einem ungedruckten Werke über die Ehe.)

Und nun auch einige Worte über das Schicksal derer, die mit Widerwillen und Abscheu ihre Hand zur Ehe reichen, weil ihre Gebieter ihnen Schonung und Barmherzigkeit verweigerten. Die Eltern, um ihren Willen geltend zu machen, berufen sich darauf, daß Leidenschaft zu einer Ehe nicht nöthig sey, und daß eine Heirath aus Vernunft vor den Täuschungen der Liebe sichere. So wahr auch dieses an sich seyn mag, so sind es doch todte Worte ohne Sinn, für ein Herz das jetzt mit Leidenschaft einen andern Gegenstand liebt. Die Vernunft kann die Wahrheit anerkennen, aber diese Erkenntniß geht darum noch nicht in die Empfindung über. Es entsteht

in der Seele ein ewig unentschiedener Kampf, wenn eine solche Unglückliche nicht Zeit bekommt, sich zu fassen und ihre Empfindungen zu beruhigen; ein reiferes Nachdenken, eigne Erfahrung über die Vergänglichkeit der Liebe, und die Zeit allein, können ein solches Genüth mit sich selbst in Frieden bringen, aber fremde Vorstellungen können es nur betäuben und noch mehr verwirren. Seyd ihr, Eltern! nun gar noch hart, und drängt sie zu einer Heyrath, so werdet ihr die Träume von einer unvergänglichen und überirdischen Liebe in diesem wundten Herzen verewigen und es ewig unglücklich machen. Wie willig auch das Schlachtopfer sich hingeben mag, wie oft es auch bekennet, daß es eure Vorstellungen gerecht, und seine Empfindungen thöricht finde: — die Wunde blutet im Stillen fort; sie schilt ihren eigenen Wahn, von dem sie sich doch nicht los reissen kann. Vor allen Genüssen geht sie ungeührt vorüber, denn sie kann sie nicht mit dem theilen, mit dem sie freudig die schlechteste Kost genossen hätte. — Rechnet ihr aber darauf, daß Gewohnheit den Widerwillen besiegen soll, o wie sehr betrügt ihr euch! Sie wird euch ihren Schmerz freilich nicht zeigen, um ihre und eure Ehre vor der Welt zu schonen, aber der gebrochene Muth, welcher alles mit stiller Trauer

giebt und empfängt, verräth es, daß sie das Leben nur erduldet, nicht genießt. Oder berechnet ihr vielleicht die heiligsten Triebe der Natur und verweist die verbannte Tochter auf dieses Schmerzengeld ihres ehelichen Lebens als auf ein Glück? Denkt ihr daran, daß die Mutter einen Theil der namenlosen Zärtlichkeit, welche sie schon für das ungebohrne Kind empfindet, auf dessen Vater überträgt? Und wollt ihr diesen ehrwürdigen Zug in der weiblichen Natur zu einer Schlinge für ihr Glück machen? Ja, die bessere Natur wird in einem gutgerathenen Geschöpf sich allerdings wirksam zeigen, aber wird denn eure Tochter dadurch den Frieden erringen, den ihr geweissagt habt? Ihre Qualen werden nur bitterer werden, wenn die Natur sie treibt, den zu lieben, der ihre Empfindungen oder ihren Verstand stündlich beleidigt; der innre Kampf beginnt von neuem und vielleicht fürchterlicher als je. Endlich wird sie sich ihrem ungünstigen Schicksal ergeben und ihr ganzes Herz dem Kinde weihen, das ihr eine Beschäftigung giebt und sie von ihrem Kummer abzieht, aber Heiterkeit wird nie in ihr Herz zurückkehren.

Ist aber eine solche Unglückliche weniger gut, will sie aufgedrungene Pflichten nicht als Pflichten anerkennen oder wallen in ihr hefti-

gere Leidenschaften, so ist ein gänzlichcs Vergessen ihrer selbst, das nächste Ziel, wornach sie strebt, ihr Fall geht in die bodenlose Tiefe und eine gänzliche Vernichtung ihrer Moralität ist die häufige Folge.

Und wofür nun solche schreckliche Opfer? Glaubt ihr, der Mann, dem ihr sie hingebt, werde glücklich dadurch werden? O sagt, wie wäre es möglich, daß ein Mann, welcher so wenig feines Gefühl besitzt, ein Mädchen annehmen zu können, das ihm mit Widerwillen die Hand giebt, wie wäre es möglich, daß ein solcher den Werth eines zarten und edlen Herzens verstehen und empfinden könnte? Es kann höchstens nur ein dunkles Ahnden von etwas Besserm seyn, das er anstaunt ohne es zu begreifen, oder er betrachtet sie mit artistischem Auge und verlangt Genuß. Ich erinnere aber nur an Absalon — um neuere Libertins zu übergehen — dessen Beispiel lehrt, wie schnell eine begehrliebe Liebe vorüber geht.

Ist aber der Mann besserer Art, der sie zum Opfer verlangt, ohngeachtet er ihren Widerwillen kennt, so mag er wohl ein rechtschaffener Staatsbürger seyn, aber edle Liebe kennt er nicht. Eine Liebe, die zuerst nur sich selbst bedenkt und nicht um das Wohlbefinden der Geliebten besorgt ist, kann nur selbstsüchtig seyn.

Und schon darum verdient er ein edles Mädchen nicht, denn er macht es ihr unmöglich ihn zu achten, weil seine eigenen Empfindungen den Respekt für Fremde verschlingen. Wer seine Genüsse, wären es auch die edelsten, auf fremde Unkosten zu erlangen sucht, der würde gewiß nicht untröstlich seyn, wenn man ihn auch mit etwas andern als gerade mit dem Besten und Edelsten zufrieden stellt. Und wäre er es nicht — ey nun, wer würde ihm nicht die verdiente Demüthigung der Eitelkeit und Selbstsucht von Herzen gönnen?

Aber den Mann, der sein ganzes Herz hingiebt und ohne es zu ahnden, ein getheiltes zerrißenes dafür empfängt, bedaure ich eben so sehr als die Unglückliche. Indessen werden solche Seelen durch gegenseitige Achtung und Großmuth einander lieb gewinnen, und sich mit ihrem unglücklichen Schicksal aussöhnen. Es gehören aber Menschen von so feltner Güte dazu, wie uns Rousseau in der neuen Heloise Julien und St. Preux schildert, um nach fürchterlichen Kämpfen wenigstens ein negatives Glück zu erringen. Wenn sie für den Beobachter nach dem Ueberstehen solcher Stürme einen höhern Werth haben und nun auf der Stufe einer moralischen Vollkommenheit stehen, wohin der Mensch nur durch Resignation gelangen kann, so sollten die

Eltern nicht vergessen, daß diese selbstgebotne Leidenschaftlosigkeit die Frucht eines zerstörten Glücks und auf ewig abgeblühter Freuden ist. Diese resignirten Menschen halten es nicht mehr der Mühe werth, sich über die Spielsachen des kleinen Lebens und über die kleinlichen Leidenschaften zu erfreuen oder zu betrüben. Hättet ihr den Bund treuer Liebe nicht zerstört, sie würden freilich weniger heldenmüthig und groß erscheinen, aber sie wären nicht unglücklich! Und müßt ihr nicht gestehen, daß sie noch weit öfter unglücklich und lasterhaft zugleich werden? Und wozu zerreißt ihr gewaltsam die schönen Hoffnungen der Jugend, und macht das Herz trostlos? Ihr wollt eure Kinder glücklich machen, sagt ihr! Glaubt ihr denn aber, man könne Jemanden zum Glücke zwingen? Wenn sie nicht nach eurer Weise glücklich seyn können, warum verlangt ihr, sie sollen empfinden wie ihr, und warum wollt ihr euch nicht in ihre Lage versetzen? Eure Erfahrungen geben euch kein Recht über ihre Empfindungen zu entscheiden, weil gar nicht folgt, daß auch sie eure Erfahrungen machen oder dieselben Resultate daraus ziehen werden. Und warum seyd ihr so ängstlich über den möglichen Mangel oder die Verlassenheit besorgt, welche sie treffen kann, wenn sie es nicht sind? Wer eine so entschied-

dene Abneigung gegen eine Heyrath hat, daß er lieber Ungemach und Mangel ertragen will, der wird auch Muth und Mittel in sich finden es zu können, und er wird es nie bereuen. Wendet nicht ein, daß bloß jugendliche Thorheit aus ihnen spricht; an sich sind freilich alle Dinge gleichgültig; nur das Denken macht sie uns erst werth oder unwerth, und was ihr Thorheit nennt, darin liegt oft ihr ganzes Glück.

Auch ist fast immer an euch selbst die Schuld, wenn sie in ihrer Vorstellungsart so von euch abweichen, daß sie das verabscheuen, was ihr aufs eifrigste begehrt. Hättet ihr sie nicht schon von früher Jugend an durch ein despotisches Betragen zurückgeschreckt, oder durch eure moralische Gebrechen und durch Mangel an Bildung die Achtung bei ihnen verlohren, so würdet ihr ihre Vertrauten gewesen seyn, und gleich im Entstehen jede Idee geleitet haben. Nehmt es nun gelassen hin, wenn ihr von einer verwahrlosten oder vergessenen und sich selbst überlassenen Pflanzung herbe Früchte erndtet und beharret wenigstens nicht in eurem Unrecht.

Aber es ist auch nur Vorwand, daß ihr sagt, ihr wolltet sie glücklich machen. Seyd aufrichtig und gesteht: ihr wollt euren Eigennutz oder eure Eitelkeit oder Bequemlichkeit befriedigen. Ihr nennt es mit gelinden Namen und

fordert nur einen Beweis von Erkenntlichkeit für eine lange sorgfältige Erziehung. Es wird euch gelingen, das dankbare Kind wird diesem sanftern Zwange weniger widerstehen können, als einem gewalthätigen. Aber was verliert ihr dabei, wenn euer Sohn oder Tochter arm heirathen wollen, vorausgesetzt, daß sie durch ihre Armut weder euch noch andern beschwerlich fallen? Wollen sie sich mit wenigen begnügen, so erspart euch darüber den Kummer, daß sie an einem Gerichte satt werden, da ihr deren mehrere zu eurer Glückseligkeit rechnet.

Und nun noch ein Wort von Mißheirathen zu sagen: Schon Rousseau hat bemerkt, daß es keine andern Mißheirathen giebt, als zwischen Personen von ungleicher Bildung und ganz verschiedenen Arten zu empfinden. Aber die Ungleichheit des Standes und des Vermögens setzt nicht auch die andere nothwendig voraus; obgleich die Menschen, welche ganz die Geschöpfe solcher Zufälligkeiten sind, ihre Denkungsart nach denselben formen werden. Uebrigens wird jetzt selten jemand gefunden werden, der die Vorurtheile des Standes für etwas anders als Vorurtheile halten sollte, wiewohl er darum doch von ihnen gern allen möglichen Vortheil zieht. Indessen begegnet vielen von den ältern etwas Aehnliches, wie den Leuten, welche in

der Jugend an Gespenster glaubten, aber in der Folge nach besserer Belehrung eine andre Ueberzeugung annahmen. Sobald sie allein im Finstern sind, kehrt doch die alte Furcht, der bessern Ueberzeugung zum Trotz, immer wieder zurück. Viele der aufgeklärtesten Vornehmen kennen und ehren die guten Seiten der andern Stände, will aber einer ihrer Verwandten dazu übertreten, so empfinden sie einen fast physischen Schauer, keine Aufklärung kann sie davor retten.

Aber warum duldet ihr die verschiedensten Vorstellungsarten von Glückseligkeit an andern, und wollt allein gegen eure Kinder hart seyn? Eure Liebe zu ihnen werdet ihr doch nicht unterdrücken, und thätet ihr es auch, so werdet ihr es an eurem Schmerze spüren, daß ihr etwas Unmögliches aufgeben wollt. Müßte euch nicht endlich das Herz brechen über euer Kind, vor dem das Leben öde und kalt daliegt, wenn ihr euch nicht verhehlen könntet, daß ihr es ihm zur Wüste gemacht hättet?

Ich empfehle hierüber die vortreffliche Stelle in Jean Paul's *Titan* im 2ten Theil Seite 87 — 95 nachzulesen. Da dieses Buch vielleicht nicht von denen, welchen jene Stelle nützlich wäre, gelesen wird, so halte ich es für erlaubt, das Ende davon hieher zu setzen. Es heißt so:

"Mutter des armen Herzens, das du durch Un-
 "glück beglücken willst, höre du mich! Gesezt
 "deine Tochter härte sich ab gegen das aufge-
 "drungene Elend: hast du ihr nicht den reichen
 "Traum des Lebens zum leeren Schlasfe gemacht
 "und ihr daraus die glückseligen Inseln der Liebe
 "genommen und alles was auf ihnen blüht, die
 "schönen Tage, wo man sie betritt und das
 "ewige frohe Umsehen nach ihnen, wenn sie
 "schon tief im Horizonte mit ihren blühenden
 "Gipfeln liegen? Mutter, war diese frohe Zeit
 "in deiner Brust, so nimm sie der Tochter nicht;
 "und war sie dir grausam entzogen, so denk'
 "an deinen bittersten Schmerz und erb' ihn
 "nicht fort."

"Gesezt ferner, sie macht den Entführer ih-
 "rer Seele glücklich, rechne nun, was sie für
 "den Liebbling derselben gewesen wäre und ob
 "sie denn nichts verdiene, als den zu ihr von
 "einer Gefängnißthüre auf immer eingeschlosse-
 "nen Kerkermeister zu ergößen? — Aber so gut
 "ist's selten. — Du wirst ein doppeltes Mißge-
 "schick auf deine Seele häufen, den langen
 "Schmerz der Tochter, das Erkalten des Gat-
 "ten, der später die Weigerung fühlt und
 "rügt. — Du hast die Zeit verschattet, wo der
 "Mensch am ersten Morgensonne braucht, die

"Jugend. O, macht lieber alle andere Tageszeiten des Lebens trübe, — sie sind sich alle ähnlich, das dritte und das vierte und das fünfte Jahrzehend — nur bei Sonnenaufgang laßt es nicht ins Leben regnen; nur diese einzige, nie umkehrende, unerseßliche Zeit verfinstert nicht."

"Aber wie, wenn du nicht bloß Freuden, Verhältnisse, eine glückliche Ehe, Hoffnungen, eine ganze Nachkommenschaft für deine Pläne und Befehle opferst, sondern das Wesen selber, dazu zwingst? — (Dr. Eduard Hill berechnet, daß in England jährlich achttausend an der unglücklichen Liebe, am gebrochenen Herzen, wie die Engländerinnen ruhrend sagen, sterben.) Wer kann dich recht fertigen oder deine Thränen trocknen, wenn die beste Tochter — denn gerade diese wird gehorchen, schweigen und sterben, wie die Mönche von laTrappe, wenn ihr Kloster niederbrennt, ohne daß einer das Gelübde des Schweigens bricht — wenn sie, sag' ich, wie eine Frucht halb vor der Sonne halb im Schatten nach aufsen hin blüht, und nach einen Frost kalt erbleicht, wenn sie ihrem entseelten Herzen nachstrebend, dir endlich nichts mehr verhehlen kann, sondern Jahrelang die Blässe und die Schmerzen des Untergangs mitten im Aufgange des Le-

"bens herumträgt — und wenn du sie nicht
 "trösten darfst, weil du sie zerstückt hast, und
 "dein Gewissen den Namen Kindermörderin
 "nicht verschweigt, und wenn nun endlich das
 "ermüdete Opfer vor deinen Thränen daliegt und
 "das ringende Wesen so bang und früh, so
 "matt und doch lebensdurstig, vergebend und
 "klagend mit brechenden und sehnächtigen Blicken
 "peinlich verworren und streitend in den
 "bodenlosen Todesfluß mit den blühenden Gliedern
 "untersinkt: o schuldige Mutter am Ufer,
 "die du sie hinein gestoßen, wer will dich trösten?
 "— Aber eine schuldlose würde ich rufen,
 "und ihr das schwere Sterben zeigen und sie
 "fragen: soll dein Kind auch so untergehen?
 "—

Karl Hu.

VI.

Papierfch n i g e l

von P — R.

Die Zaire von Voltaire läßt mich ganz kalt.
 Freilich! der Dichter nennt sein Stück selbst eine
 "Tragédie pour des Femmes", aber er hätte,

um noch bestimmter zu seyn, hinzusetzen müssen: "françaises." Und auch so kann ich mir nicht gut andere französische Weiber von diesem Stücke hingerissen denken, als etwa halbalte Gouvernanten mit Tabatieren in der Hand. — Die Heldin des Stücks besitzt so wenig reizende Weiblichkeit und das Ganze hat keine wahre Gefühlsäußerung.

Wie wenig Natur liegt z. B. in der Ausmalung des an sich interessanten Umrisses, wo der Greis *Lusignan*, zu ewigen Gefängniß verdammt und seiner Kinder beraubt, plötzlich Freiheit und Kinder wieder sieht. Der Ausdruck seiner Gefühle stolpert mit den Alexandrinern um die Wette. Er scheint Verse zu machen. — Ich begreife nicht, wie diese Scene den Zuschauer rühren kann, wenn nicht etwa der größere Antheil dieser Wirkung auf den Schauspieler fällt oder der Zuschauer sich die Scene nach seiner eigenen Empfindung ausmahlt und über die Geburt seiner eigenen Phantasie Thränen vergießt, während *Lusignan* haranguirt: — — "Oh! Juste Dieu! o'heureux moments
"Je vous revois enfin — chère & triste famille!
"Mon fils — *digne héritier!* — vous, hélas!
vous? ma fille!"

Schon der Umstand, daß er, dessen Augen noch von der plötzlichen Abwechselung des Lichts

mit der vorigen Finsterniß seines Kerkers geblendet sind, an Zairens Brust ein kleines goldnes Kreuz erkennt, das er einst seiner Gattin geschenkt hat, und daß diese Wiedererkennung des Kreuzchens die Wiedererkennung der Tochter motivirt, — verräth so wenig Delikatesse der Behandlung.

Scarron hatte einige Verse auf den Schooßhund seiner Schwester gedichtet, mit der Ueberschrift: "À Guillemette, chienne de ma soeur!" So erschienen sie in der ersten Auflage seiner Gedichte. — Einige Zeit nachher, als er sich mit seiner Schwester heftig überworfen hatte und eben eine neue Auflage seiner Gedichte unter der Presse war, ließ er in der Druckfehleranzeige einschalten: Au lieu de "Chienne de ma soeur" lisez "ma chienne de soeur."

Ich sah einen Ehesten mit seinem Weibe auf einem Pferde sitzen. Das Weib saß hinten. Wir fielen dabey Horazens Worte ein:

Post equitem sedet atra cura.

Isaac Vossius (in Pompon. Metam. S. 135.) unternimmt es eine Apologie der Abderiten von eigener Art zu schreiben. Er giebt es zu, daß sie nârrisch wurden, aber, setzt er hin-

zu, gerade dieses beweiset, daß sie Geist hatten, denn ein guter Kopf ist eher diesem Unglücke ausgesetzt als ein Dummkopf, denn jener hat Verstand zu verlieren, dieser nicht.

Im Betreff der Nachricht, die Hippokrates uns von den Abderiten giebt, daß ihre Fieberkrankheiten immer mit Wahnsinn verknüpft waren, behauptet Bossius, daß nicht sowohl dieser Umstand zu dem Sprichworte, daß die Abderiten lächerlich macht, Gelegenheit gegeben, sondern vielmehr die sonderbare Folge des Fiebers. Sie bekamen nämlich unmittelbar nach einem solchen Fieberanfall, Geschmack für Musik, machten Verse aus dem Stegreif, und spielten Theaterrollen wo sie gingen und standen. — Es fragt sich, ob dieses Abderitenfieber nicht noch existirt? Nach den Symptomen zu urtheilen — Ja!

Malherbe hat von seinen Gedichten gestanden, daß sie ihn unsäglich viel Mühe kosteten. "Wenn ich ein Gedicht von hundert Versen zur Welt gebracht, sagt er, (*Lettres de Balzac, livre I. lettre XVI.*) so bin ich so erschöpft, daß ich zehn Jahre brauche, um mich zu erholen." Muretus (*varior. lection. l. XVIII. c. VIII.*) sagt von Ariost und Petrarca das nämliche, und Imperialis

(museum histor. p. 129) von Guarini, dem Dichter des Pastor Fido. — Das macht: sie feilten. Dem seligen Jenisch mag die Borussia leichter geworden seyn. Und was ist von R. zu sagen, der Schauspiele wie Monatsbrettchen aus seinem fruchtbaren Boden rauft?

In der alten Eöstischen Gerichtsordnung heißt es: "Der Richter soll sitzen auf den Richterstuhl wie ein griesgrimmiger Löwe, und soll den rechten Fuß schlagen über den linken."

Im Jahre 1473 als der Herzog von Burgund die Festung Beauvais belagerte, und die männliche Besatzung schon den Widerstand aufgab, griffen die Weiber zu den Waffen und vertheidigten die Festung mit so bewundernswürdiger Ausdauer und Tapferkeit, daß der Herzog die Belagerung aufgeben mußte. Ludwig XI. belohnte diese Heldenthat als Menschenkenner, und befahl: "daß es allen Beauvaisserinnen erlaubt seyn solle, sich, wann und wie sie wollten, nach eigener Willkühr zu kleiden und auszuschnücken."

Papst Innocenz der Fülfte ließ am 30. Novemb. 1683 folgenden Befehl bekannt ma-

chen: Nous ordonnons à toutes filles & femmes de se couvrir les épaules & le sein jusqu'au col, & les bras jusqu'au poing, avec quelque étoffe épaisse & non transparente. — Diejenigen, die innerhalb sechs Tagen diesem Befehl nicht gehorchten, waren excommunicirt und auf ihren Todtbette durfte nur Er, der Pabst, sie absolviren. Jeder Beichtvater, der es wagte, einen solchen Sünderin Absolution zu ertheilen, war dadurch selbst excommunicirt. Auch mußten die Väter, Männer und Vormünder solcher Uebertreterinnen des Gesetzes, sich dieser Strafe gewärtig seyn. Und dennoch mußte dieser Befehl unter mehreren folgenden Päbsten wiederholt werden. — Ich überlasse es den Damen, über dieses Factum ihre Bemerkungen zu machen.

(Wird fortgesetzt.)

VII.

Berichtigung.

Der Herr Verfasser des Aufsazes im Nordischen Archiv vom Monat October vorigen Jahrs, Seite 89, rügt eine Unrichtigkeit meines Aufsazes: Gedanken, Meinungen und Vorschläge 2c. 2c. *) indem derselbe die Gra-

*) April 1804.

ge aufwirft: in welcher Kirche Livlands wohl Beichtgeld gezahlt und genommen werde?

In jenem Aufsatze habe ich mich überhaupt so ausgedrückt, wie man hier gewöhnlich spricht, und wie der große Haufe, besonders aber der Bauer es einsieht und sich auszudrücken pflegt.

Zugleich gestehe ich aufrichtig, daß ich selbst bisher in der festen Meinung gewesen bin, daß hier Beichtgeld gezahlt werden müsse. Nun aber bin ich veranlaßt worden mich eines bessern zu belehren, und erfahre denn: daß in dieser ganzen Provinz kein Beichtgeld gefordert werden darf, sondern daß die Kommunikanten bloß eine sehr geringe Aufschreibe-Gebühr entrichten müssen. Was also mehr gegeben oder genommen wird, ist eigentlich als eine freiwillige Gabe zu betrachten.

Hierbei muß ich bemerken, daß nicht Alle, und der Bauer am allerwenigsten, diese Distinktion zu machen wissen. Er hat von seinen Vätern den Begriff und den Ausdruck des Beichtgeldes beibehalten, und hierin hat er um so mehr können bestärkt werden, da der Bauer nicht füglich (wenigstens in vielen Gegenden Livlands) mit leeren Händen zur Kommunion zu erscheinen wagt, sondern gewöhnlich etwas

für die Haushaltung seines Seelsorgers mitzubringen hat.

Man vergesse aber nicht, daß Prediger und ihre Gattinnen auch Menschen sind. Bekanntlich pflegen bei allen menschlichen Einrichtungen Mißbräuche einzuschleichen, die denn auch in kirchlichen Dingen nicht ausbleiben und vom gemeinen Haufen unrecht ausgelegt werden. Wenn die Behörden dergleichen erfahren, so wird dem Uebel gesteuert; so lange aber kein Kläger ist, ist auch kein Richter.

Ueber das Sportelwesen in weltlichen und geistlichen Geschäften, habe ich so manches dafür und dawider gehört. So viel ich mich entsinne, ging die Mehrheit der Meinungen dahin, daß die Sporteln wohl beizubehalten wären. Man behauptet, daß die Sporteln den Fleiß und Geschäftsseifer der öffentlichen Beamten anfeuern, nur müsse man wachen, daß es nicht zur Prellerei ausarte. Wollte man den stehenden Gehalt so ansehnlich erhöhen, daß man damit sein hinlängliches Auskommen hätte, so würden die Officianten theils träge und nachlässig werden, oder auch ihre Bedürfnisse dermaßen erweitern, daß sie doch wieder auf Nebeneinkünfte sinnen würden. — Wer hat Recht?

So viel ist aber gewiß, daß die Sporteln bei kirchlichen Dingen und die daraus entspringenden Mißbräuche am anstößigsten sind, und der Religion manche Verunstaltung zu Wege gebracht haben. Ich bilde mir ein, daß wenn die Religionslehrer nicht nöthig hätten, durch gewisse Gebräuche, Meinungen und Lehrsätze ihren Unterhalt zu erwerben und zu vermehren, sondern anderweitig vollkommen versorgt wären, so würde es möglich seyn, die Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit, Einfachheit und Erhabenheit wieder zurück zu bringen.

Der würdige Verfasser jener Rüge, und mit ihm so manche seiner biedern Amtsbrüder, seufzen über diese Art der Einnahme, die ihnen als Pars Salarii angerechnet ist. Indessen aber werden sie diesen Gebrauch doch so schonend auszuüben wissen, daß Niemand es wagen wird, hieran einen Anstoß zu nehmen.

Diesem so bescheidenen Verfasser bin ich gewiß sehr verbunden, daß er mir die Veranlassung gegeben hat, nicht nur mich selbst eines bessern zu belehren, sondern auch meinen Irrthum hiermit öffentlich zu gestehen. Geschrieben den 6. December 1804.

U. M — n.

VIII.

T h e a t e r.

St. Petersburg d. 30. Decemb. 1804.

Die Ausbeute der hiesigen Theaterneuigkeiten für den Monat December dürfte diesmal sehr kärglich ausfallen. Mlle. Brückl, unstreitig ein Mädchen voller Talente und als Sängerin nicht unbedeutend, spielte den 14. im dritten Theil des Donauweibchens zum letztenmale. Das Publikum bewies ihr, wie sehr sie hier geschätzt war und man ihren Verlust bedauert. Die regierende Kaiserin sandte ihr einen Brillantring von hohem Werthe zum Geschenk mit dem Zusage: Zum Lohn für die tugendhafte Künstlerin. Ohnerachtet der dritte Theil weniger gefällt, als die beiden ersten, so war doch jedesmal das Haus gut besetzt. Herr Brückl, der Vater, dürfte vielleicht nicht so bald ersetzt werden. Seine Fehler abgerechnet — und welcher Schauspieler hat die nicht? — bleibt er immer ein schätzbarer Künstler, spricht meist richtig, und fühlt, was er spricht.

Dafür hat ein Herr Ruditsch, angeblich vom Wiener Theater (Wiener Vorstadtstheater) als Adelingen in Clara von Hoheneichen debutirt. Wahrlich! ein großer Held! Auch kann man als Adelingen schon

seine Lunge gut appliciren. Er soll nicht mißfallen haben.

Vor kurzem wurden auf Befehl des Kaisers in der Eremitage die deutschen Kleinstädter von Rozebue gegeben, und sollen dem Monarchen gefallen haben.

Alles ist jetzt auf die erste Erscheinung der Mlle. Pauser, die der Brückl Stelle ersetzen soll, gespannt, und wahrlich! die Erwartung ist nicht klein. Der Ruf aus Riga kündigt die Pauser als eine große Sängerin an, ja manche haben sie sogar der Mara an die Seite stellen wollen. Nun, wir werden ja sehen und hören, ob man uns nicht zu viel versprochen hat.

Auf dem französischen Theater ist in diesem Monat *Lodoviska* mit allem Pomp und außerst brav gegeben worden. Ich zweifle, ob jemals die Deutschen ein so vollendetes Ganze, mit solcher Rundung und Präcision, zu geben im Stande sind. Demohngeachtet — wer wird es glauben! — hat diese Oper keine besondere Sensation gemacht.

Bei den Russen macht ein neues Trauerspiel vom General *Dserow*, *Oedip* in Athen, desto größeres Glück. Zweimal ist es bei vollem Hause im steinernen Theater, und am 15. d. d. auf Befehl des Monarchen in der Eremitage

mit dem größten Beifall gegeben worden. Die Schauspieler Schuscherin, Jacowlew und Madame Semelow haben brillantene Ringe für ihr braves Spiel vom Kaiser erhalten.

Mitau d. 29. Decemb. 1804.

Nunmehr haben auch wir wieder den Genuß eines Schauspiels. Vor einigen Tagen kam Herr Lindner mit seiner Gesellschaft von Liebau hier an, und eröffnete heute das Theater mit der falschen Schaam von Rozebue. Es sind einige gute Subjecte unter dem Personale, z. B. Herr Frank, Herr Huber; besonders verspricht man sich von einer Madame Wieland, ehemaliges Mitglied des deutschen Theaters zu St. Petersburg, einige gute Darstellungen von Hauptrollen z. B. im Bayard, Hussiten von Raumburg u. c. Ein Mehreres hierüber im nächsten Stücke. Bis jetzt sind gegeben worden: Falsche Schaam, der Wirrwar, Indianer in England, Eduard in Schottland, sämmtlich von Rozebue. Auch hat eine Mlle. Sander als Gurli allgemein gefallen.

IX.

Vermischte Nachrichten.

St. Petersburg.

Unsre beiden, zu einer Reise um die Welt im Jahr 1803 aus Kronstadt abgefertigten Schiffe, *Nadeschda* und *Newa*, kommandirt von dem Kapitanlieutenant von *Krusenstern*, sind glücklich am 14ten Julius 1804 im Peter-Pauls-Hafen in Kamtschatka eingelaufen. Die Fahrt, in Zeit von einem Jahre, war so glücklich, daß nur ein einziger Mensch, der ohnehin an der Schwindsucht laborirte, unterwegs gestorben ist. Die übrige Mannschaft befindet sich vollkommen gesund. Das Schiff *Nadeschda* ist seiner Bestimmung gemäß am 28. August nach Japan absegelt, um den Ambassador und Chef dieser Expedition, den wirklichen Kammerherrn und Ritter *Nesanow*, dahin, und von da nach Kamtschatka zurück zu bringen. Herr von *Krusenstern* gedenkt alsdann von hier nach China, und von da vielleicht durch die östliche Passage nach Europa zurück zu kehren. — Die umständliche Relation dieser ganzen Reise erscheint in der nächsten Lieferung von *Rußland* unter *Alexander dem Ersten*. Der Kourier, welcher die Nachricht nach St. Petersburg überbrachte, war von Kamtschatka aus beinahe vier Monate unterwegs.

Auch hier am weißen Meere ermuntert die väterliche Sorgfalt des unermüdeten Monarchens die Thätigkeit im Handel und Wandel. Da hier nur gewöhnlich Englische, Dänische, Holländische, Hamburger und Bremer Schiffe die Fracht ins Ausland mit Russischen Produkten besorgten, so verdient es um so mehr bemerkt zu werden, daß ein hiesiger Bürger, Alexei Popow und Sohn, diesen Sommer ein von ihm selbst erbautes Schiff von 350 Lasten mit einer ansehnlichen Ladung nach Amsterdam sendete. Im September kam das Schiff wieder retour, nahm eine neue Ladung ein und gieng am ersten October zum zweitenmale nach Amsterdam. — Da die Stadt sehr schöne Schiffszimmerwerfte hat, so lassen die hiesigen reichen Russischen Kapitalisten fleißig Schiffe bauen. Eine Anzahl von 21 National-Schiffen, die 4000 Kommerzlasten einnehmen, ziehen gegen 300000 Rubel Frachtgeld, welches im Innern des Reichs bleibt. Das heißt doch wohl Industrie befördern, wenn so ansehnliche Summen dem Vaterlande nicht entrißen werden.

Riga.

Das Geburtsfest unsers huldreichen Monarchen, Alexander des Ersten, ward am 12. December nicht allein durch äußern Pomp und äussere Ergözllichkeit, sondern auch im Stilen in aller Seiner treuen Unterthanen Herzen, auf das feyerlichste begangen. Das Theater gab zu dieser erhabenen Feyer, ein neu verfertigtes Vorspiel: Riäsa und Alexander, in Jamben. Bei Seiner Erlaucht, dem Herrn General-Gouverneur von Lief- Eht- und Kurzland, und mehrerer hohen Orden Ritter, Grafen von Buchowden, war Abends ein glänzender Ball, so wie auf der Musse eine splendide Masquerade.

Der verdienstvolle Hr. L a m a r e, welcher bereits vor seiner Hinreise nach St. Petersburg bei uns Beweise seiner seltenen Talente ablegte, gab am 28. December im hiesigen Schauspielhause ein zweites Konzert, und erndtete diesmal nicht mindern Beifall als das erstemal ein. Er und sein Freund K o d e werden sich noch lange bei uns im guten Andenken erhalten. Uebrigens können wir das Gerücht, als ob letzterer arretirt und nach Sibirien transportirt worden sey, für die Erfindung irgend eines müßigen Kopfs erklären. Er ist gegenwärtig in St. Petersburg, und genießt dort die allgemeine Achtung des Publikums.

Herr D. Schmieder ist in kaiserliche Dienste getreten, und bei dem Reichs-Justiz-Kollegio der liv- finn- und ehstländischen Sachen beeidet worden. — Ob er nun noch ferner in Verbindung mit dem deutschen Theater bleiben wird, bei welchem er zu literarischen Arbeiten von Herrn M. engagirt war, ist nicht bekannt. Von ihm ist ein Theater-Kalender hier erschienen.

Der Herr Kollegienrath Köhler ist von seiner antiquarischen Reise zurückgekehrt. Die Ausbeute soll sehr beträchtlich seyn, vorzüglich an alten Inschriften und Münzen; auch an goldenen und andern metallenen Kunstwerken. — Sehr sonderbar wurde ihm neulich in einer Ankündigung eines Journals, welches Herr Murhardt über Constantinopel und St. Petersburg herausgeben wird, der Titel Leibbibliothekar beigelegt. Es giebt wohl Leibköche, Leibärzte u. s. w. aber ein Leibbibliothekar! wahrlich, das kann ein geistvoller Mann, wie Köhler, nie seyn. Dazu wären unmaßgeblich die Herren Verfasser der Rinaldo Rinaldinis und Consorten vorzuschlagen, bei denen der Leib unstreitig mehr in Anschlag kommt, als der Geist.

Wir haben jetzt hier Mr. Val, Professeur de la physique amusante, der sehr artige Sachen macht. Was es doch aber jetzt nicht alles für Professeurs giebt! So wie Artistes.

Die Feueranstalten sind jetzt hier unter der Aufsicht unsers thätigen Ober-Polizeimeisters, des Herrn General-Majors und Ritters von Dertel Excellenz, ganz vortreflich. Es ist ein eigenes Kommando zum Löschen beordert, das mit unglaublicher Geschwindigkeit, sobald ein Feuer ausbricht, auf langen Wagen mit allen nöthigen Werkzeugen dahin eilt; die Sprüzen und Wasserkübel müssen immer auf den ersten Wink bereit stehen. Um die Wachsamkeit der dazu bestimmten Leute zu prüfen, läßt der Herr Ober-Polizeimeister oft zu verschiedenen Tageszeiten oder auch des Nachts die Schnarren gehen, als ob Feuer wäre, und in einer festbestimmten Frist muß alles auf dem Platze seyn. Bei dieser Wachsamkeit hören wir denn jetzt auch nur selten von Feuersbrünsten und noch seltener von großen Schaden, den sie angerichtet hätten.

Unlängst wurde der Architect Quiringui, welcher eine neue Gallerie in der Eremitage erbaut hat, als der Kaiser zum erstenmale darin speiste, von dem Monarchen selbst huldreichst zur Tafel gezogen. So belohnt Alexander ausgezeichnete Talente!

Die unter der hochseligen Kaiserin Katharina der Großen angelegte aber unvollendete Börse ist nun ganz abgetragen, und es soll der Grund zu der neuen herrlichen Börse gelegt werden, die auf eben der Stelle, nur nach einem andern und erweiterten Plane, Alexander unter der Aufsicht des geschickten Architekten Thomon erbauen läßt.

Die diesjährige Handlung war nicht sehr lebhaft und viele Kaufleute behaupten, daß schon jetzt der Einfluß von Odessa nur zu fühlbar sey. — Dort wird der Handel täglich blühender. —

Hier ist folgende merkwürdige Ankündigung erschienen:

J. C. Godfron, Professor der allgemeinen Sprachlehre an der Centralschule zu Metz und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften zu Paris, hat die Ehre dem Publiko seine Ankunft in St. Petersburg anzuzeigen, und daß er gesonnen ist Privat-Unterricht zu ertheilen: 1.) In der französischen Sprache und Literatur, womit er noch die Erdbeschreibung, Geschichte und lateinische Sprache verbinden könnte; 2.) in allen Theilen der Mathematik, nämlich: in der Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, u. s. w., in der Theorie einfacher Maschinen und endlich in den Anfangsgründen

der Differential und Integral-Rechnungen. Da dieser Professor sich bemühet hat, die russische Sprache in Frankreich zu lernen, so hat er den Vortheil, das in dieser Sprache erklären zu können, was seine Schüler im Französischen nicht so leicht verstehen würden. Auch wird er den Liebhabern das System der Abreviaturen mittheilen, welches er in Frankreich erfunden und das er bereits zur Zufriedenheit Sr. Kaiserl. Majestät auf die russische Sprache angewendet hat. (Im Moniteur vom 13. Nivose, im 11. Jahre ist zu sehen, wie diese Erfindung in Paris ist aufgenommen worden.) Endlich kann er es selbst auf sich nehmen, das Russische lesen zu lehren; denn er hat dazu eine so einfache Methode erfunden, daß man sich ihrer mit eben so vieler Leichtigkeit als dem glücklichsten Erfolge zum schnellen und gleichzeitigen Unterrichte einer unendlichen Schülerzahl nach dem Plane, den er die Ehre gehabt hat so eben Sr. Kaiserlichen Majestät zu unterlegen, bedienen kann.

In Frankreich Russisch gelernt! — und in der That, Herr Godfroy spricht es sehr rein, wenn gleich nicht geläufig, ohne daß er einen andern Lehrer gehabt hätte, als sich selbst. So hat er bei einem dreimonatlichen Aufenthalt in Memel Deutsch gelernt, welches er gleichfalls

zwar langsam aber übrigens richtig und ohne fremdartige Konstruktionen, auch mit einer recht guten Aussprache spricht, und dies alles, wie er behauptet, ohne fremde Anleitung. Herr Godfroy ist ungefähr ein Mann von 50 Jahren.

Hübsch ist auf sein Ansuchen bereits wirklich wieder unter den vorigen Bedingungen engagirt und im Arur aufgetreten. — Nächstens wird Mlle. Pauser als Astasia debutiren.

X.

Gedanken.

Schriftsteller sollten ihren Werken eine Analogie hinzufügen, das heißt ein System der aufgestellten Grundsätze, welche sie als richtig anerkannt haben.

Lafontaines Schriften können bloß schwächen, aber nicht stärken, daher man ihre Lectüre bloß harten Seelen empfehlen sollte.

Diejenigen Menschen sind wahrhaft groß, welche wir selbst, nicht deren Handlungen wir bewundern.

Die Menschengesichter sind Wettergläser; einige stehen immer zu hoch, andere immer zu tief: sie zeigen bloß auf die folgenden Stunden, und sind nur bei großem Sturm zuverlässig.

Der Bescheidene findet an seiner Jugend die Mängel des Alters, und an seinem Alter die der Jugend.

Freuden des menschlichen Lebens sind Flötentöne, man muß sie in der Ferne hören.

Die Dummheit hat keine Heimath, weil jeder Mensch, wenn die Frage umgeht, diesen Miethsmann verläugnet.

Liebe und Freundschaft sind Engelgestalten, die keine Berge und Flüsse trennen können.

F—r.

XI.

Ein paar Worte an die Leser des Archiv's.

Mit so vielen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der Herausgeber dieser Blätter auch zu

kämpfen hatte, und so sehr man seinem guten Willen mancherlei Hindernisse in den Weg zu legen suchte, fährt er doch getrost fort, dem zu friedenen Leser dieser Zeit^{ung},rist den dritten Jahrgang zu liefern. Es wäre Undank gegen die edelgesinnten Männer, die sich für dieses vaterländische Blatt bis jetzt so thätig interessirten, Undank gegen die verdienstvollen Mitarbeiter selbst, einiger Neider wegen dieses Journal, als das erste unter Alexander's humanen Regierung, gänzlich aufhören zu lassen. Mögen von allen Seiten Tagesblätter, wie Sand am Meer, erscheinen und verschwinden: das Archiv wird ungestört seinen alten Weg verfolgen. Der Herausgeber erneuert das feierliche Versprechen: keine Frivolität, keine Kenomisterei, keine Kontroverse u. dgl. soll diese Blätter entweihen. Und somit muthig zur Arbeit! — Geneigter Leser! bleibe, wie bisher, gewogen dem

Herausgeber.

Im December-Heft v. J. sind in dem trefflichen Gedichte des Herrn von Derschavin zwei bedeutende Druckfehler stehen geblieben, die man zu verbessern bittet:

S. 189 Z. 8 lies: statt lichtbegränzten Lichtbefränkten.

S. 190 Z. 4 von unten: statt Wilder Wälder.

Nordisches Archiv.

Monat Februar

1805.

I.

Fragment aus einer noch ungedruckten Skizze
einer Geschichte Peters des Großen.

Wenn wir die widerstrebenden Umstände betrachten, unter welchen Peter, bei gänzlichem Mangel an früherer Bildung, sich zu dieser Größe hinaufschwang, zu einer Zeit, wo nicht bloß seine eigene Nation in tiefe Barbarey versunken, sondern selbst der größte Theil von Europa erst von einem langen Schlummer erwacht war; wo der Kühnste es nicht wagte, Menschenrechte den übermüthigen Anmaßungen der Fürsten entgegen zu

setzen; wo der edelste und großmüthigste Monarch so leicht dem Zeitgeiste unterlag —: so müssen wir gestehen, daß die Geschichte uns keinen Mann aufstellt, der mehr auf Bewunderung und Theilnahme der Menschen Anspruch machen dürfte, als Peter Alexiewitsch. Wessen Leben hatte eine größere Wirksamkeit und war von wichtigeren Erfolge begleitet, als das Seinige? Er pflanzte nicht nur die Keime der Kultur bei einer großen, geniereichen Nation, und pflegte ihrer so, daß er ihre goldnen Früchte sah, sondern er wirkte auch auf ganz Europa ein, indem er seinem Staaten-Bund ein neues Reich einflocht, das, unter Katharina, der Schiedsrichter der mächtigsten Nationen, und unter Alexanders sanftem Scepter das Muster humaner Regierung ward.

Die überaus seltenen Talente dieses außerordentlichen Mannes, durch deren Reichthum allein er seine wundervollen Schöpfungen hervorbringen konnte, springen deutlich hervor, wenn man einen Blick auf seine Erziehung wirft. Zwar war Peters Vater ein staatskluger und vortrefflicher Regent, allein er verlor ihn frühe, und nun überließ man die Entwicklung seines Geistes dem Zufalle. Das Bedürfniß nach einer weisen und eines Regenten würdigen Erziehung wurde wohl damals in Moskwa wenig

gefühlt, und die Hülfsmittel dazu waren wohl überaus gering; allein auch diese benutzte man bei Petern nicht einmal. Hätte die Natur ihm nicht diesen hochstrebenden Geist gegeben, der sich überall selbst durch die Kräfte seines Genies erzieht, und die Bande des Zeitgeistes sprengt; so wäre er, seinen Anlagen nach, ein Barbar, eine Geißel seiner Nation, ein gekrönter Wütherich geworden. Als er aber in seinem Jünglings-Alter einen Blick in sein Inneres that, da fand er, was er versäumt habe, da erwachten edlere Bedürfnisse in ihm. Bei seiner Kraft bedurfte es nur dieser Einsicht, um seinen Geist in Thätigkeit zu setzen. Aber Peter bildete sich nicht auf die gewöhnliche Weise; seine Lehrer waren nicht todte Buchstaben, sondern Erfahrung, Beobachtung seiner Selbst und der Menschen um sich; unmittelbare Anschauung in eigenes selbstthätiges Nachdenken, Aufmerksamkeit, grenzenlose Wißbegierde, Gespräche mit denkenden und geschickten Männern, Umgang mit allen Arten von Menschen, Hohen und Niedern, Ausländern und Eingebornen; Reisen in das aufgeklärtere Ausland, eigne Untersuchung und Prüfung aller neuen Gegenstände; das waren die Lehrer, die ihn, in Verbindung mit seinem tief eindringenden Genie, trefflich bildeten. Dadurch gewann er den sichern

geübten Blick, der nun nicht mehr zu täuschen war, und alle Verhältnisse durchschaute, dadurch erhielt er die feste lebendige Ueberzeugung in seinem Wissen, und die Schnellkraft, mit welcher er seine Begriffe auf das Leben anwandte. So gewannen die Kenntnisse, die er auf diese Weise langsam und mühevoll errang, auf seine ganze Thätigkeit Einfluß; sie waren ihm nicht, was sie so oft sind, ein todttes Kapital, sondern leisteten ihm treffliche Unterstützung bei den großen Unternehmungen seiner Regierung. So lernte er vorzüglich solche Kenntnisse schätzen, die Nutzen für das Leben gewähren, und wirklich das Wohl der Staaten und der Menschheit befördern. So machte sich endlich Peter alle Vortheile zu eigen, die Selbstbildung gewährt, ohne die Einseitigkeit, die Vorurtheile, die Unbiegsamkeit zu besitzen, die sonst den Autodidakt charakterisiren. Aber eben weil Peter seine Kenntnisse aus dem wirklichen Leben, unter den verschiedenartigsten und mannigfaltigsten Gegenständen, unter den heterogensten Nationen und Ländern aufgriff und jede Kenntniß in ihrer Anwendung und in ihrem unmittelbaren Einfluß auf den Menschen kennen lernte, schützte er sich vor Einseitigkeit und wissenschaftliches Vorurtheil.

Daß diese Art der Bildung, wenn sie unter weiser Anleitung im frühen Lebensalter beginnt, überaus geschickt ist, dem Menschen Kraft, Originalität und Beobachtungsgabe zu verleihen, ist gewiß. Auch Peters Beispiel bestätigt es. Bei ihm fing diese Bildung aber zu einer Zeit an, wo bei den meisten die Erziehung aufhört, wo auf der einen Seite freilich sein Geist schon zu einer gewissen Stärke gediehen, wo seine Urtheilskraft treffender, sein Beobachtungsvermögen geübter war, wo das Organ seines Geistes schon Kraft erlangt hatte, wie sein riesenhafter eiserner Körper, wo aber auch von der andern Seite, so viel er für die Ausbildung seines Geistes that, dennoch die Zeit der Veredelung für manche Tugend-Anlage vorübergegangen war, und mancher böse Hang, manche Schwachheit zu starke Wurzel geschlagen hatte, als daß sie mehr ausgerottet werden konnte.

Wenn wir es aber auch in dieser Hinsicht bedauern müssen, daß dieser talentvolle Mann nicht diejenige Ausbildung erhielt, die seiner großen Natur würdig war, so scheint es doch auch gewiß, daß Peter vieles, was grade bei ihm Charakter des großen Mannes war, und ihn seinem Vaterlande unter den damaligen Umständen vorzüglich wohlthätig machte, durch fremde Bildung verlohren hätte. Jetzt ist er

nur das reine Produkt kraftvoller, großer Natur. Dann wäre er nach den herkömmlichen Regeln der Pädagogik geleitet, wenigstens, wäre die Kraft und Eigenthümlichkeit seines Geistes durch Konvenienz und hergebrachte Form gefesselt, und das kühne, bahnbrechende Genie gelähmt worden. Jetzt dehnte sein großer Genius die Flügel mächtig aus, die ihn nachher hoch hinauf trugen; das Gefühl seiner Kraft erwachte, und übte sie; durch keine äußere Schranke gehemmt, nahm er eine eigne, selbstständige Richtung und gewann dadurch an Originalität und Energie. Und so bildete er sich nicht bloß zum kraftvollen Manne, sondern auch grade zu demjenigen Monarchen, dessen Rußland damals bedurfte, der, in vollem Bewußtsein, den bisherigen, ausgetretenen Weg zu verlassen, sich selbst durch Felsen und Wildnisse eine Bahn brach, und durch die Allmacht seines Geistes eine ganze Nation zwang, ihm, in vollem Vertrauen auf seine Leitung, furchtlos auf seiner höhern Bahn zu folgen.

Aber auch nur durch diesen Gang der Ausbildung konnte Peter diese Energie, dieses feste Ausharren bei einem einmal erkannten und ergriffenen Plane überkommen, welches sich seine ganze Regierung hindurch bewährt. Er verdiente mit dem vollsten Rechte den stolzeſten

Titel, den ein Monarch verdienen kann, Selbstherrscher! denn immer bestimmte er sich, ohne fremden Einfluß, selbst, nicht bloß zu Handlungen, sondern ich möchte sagen auch zu Gefühlen und zu Begriffen. Auch diese standen unter seiner Herrschaft, auch diese mußten sich unter seine höhern Pläne beugen, wie sein Reich und seine Nation. Nur in der ersten Aufwallung konnte ihn sein Zorn überraschen. Aber trotz dieser unbewachten Momente, in welchen dieser Herr bewies, daß er noch zu den Menschen gehörte, war kein Fürst mehr Herr über sich selbst, und wußte seine Neigungen und Leidenschaften mit größerer Resignation seinen Regenten = Tugenden zu opfern. So wie er aber in seinem Innern keinen anarchischen Staat duldete, sondern hier Ordnung und Einheit hervorzubringen suchte, so regierte er auch den weiten Umfang seines Reiches. Seine Regierung war kein schwankendes, unbestimmtes, regelloses Hingeben in die Umstände, kein System, das sich mit der Laune des Fürsten oder mit der Abdanfung dieses oder jenes Ministers änderte, oder das von einer kleinlichen, den Leidenschaften des Monarchen schmeichelnden Politik eingegeben war. Nein, es war ein durchdachtes System, das aus dem Geiste der Nation, aus der genauen Bekanntschaft mit

den Bedürfnissen des Reiches, und der einzig richtigen Weise, ihnen abzuhelpfen, aufgegriffen war, und dessen Haltbarkeit und würdige Wahrheit sich mit jedem Jahre mehr bewährte. Diese großen über alle niedern Absichten erhabenen Grundsätze, nahm Peter bei seiner Thronbesteigung an, führte sie consequent bis zu seinem Tode durch, und gab sie nicht auf, wenn auch der Drang der Umstände noch so sehr auf sie einstürmte, erweiterte sie aber auch nicht, wenn die Umstände sie begünstigten. Auch bildete er sich dieses System nicht nach und nach, sondern es sprang aus seinem Genie vollendet hervor, wie Minerva aus Jupiters Haupte. Aus demselben Prinzip, aus welchen er den Krieg gegen Schweden beschloß, brachte er auch seinem Vaterlande in dem Leben seines Sohnes ein Opfer, und unternahm er seine Reisen ins Ausland. Sein Plan, sich an der Ostsee festzusetzen, dort Häfen zu besitzen, und Flotten zu bauen, lag eben so unerschütterlich in seiner Seele, in dem Augenblick, da sein ganzes Heer vor Narva zerstöhrt und seinem fürchterlichen Gegner der Weg nach Moskwa offen stand, als nach der Schlacht bei Pultawa, die Schwedens Macht auf ewig brach. Dieses Aussharren bei seinen einmal ergriffenen Grundsätzen, dieser eine Geist, der alle Handlungen seiner dreißig-

jährigen Regierung beseelte, ist der beste Beweis, daß Peter selbst regierte, daß weder Minister noch Mätressen noch Favoriten ihn leiteten. Durch diese Selbstständigkeit hatten alle seine Pläne einen innern Zusammenhang und concentrirten sich in Einem gemeinschaftlichen Brennpunkt.

Nur mit einem solchen Systeme konnten alle die wundervollen, inhaltreichen Thaten geschehen, die wie Sterne erster Größe, seine Regierung hindurch, leuchten. Nur eine Festigkeit, die sich immer gleich blieb, die kalt und besonnen durch nichts sich erschüttern ließ, die unbeugsam immer einen gleichen Schritt vorwärts that, konnte endlich das schwierige und entfernte Ziel erreichen. Und nur so können wir es uns erklären, wie Peter, bei der völligen Umkehrung aller Dinge, bei dem Umsturz aller tiefeingewurzelten National-Vorurtheile, Sitten und Gebräuche, doch im Ganzen einen verhältnißmäßig geringen Widerstand bei seiner Nation fand. Und dieß ist um so auffallender, und um so überzeugender ein Beweis von der Größe dieses Mannes, als eine Nation, je unaufgeklärter und barbarischer sie ist, auch desto steifer und hartnäckiger auf das Herkommen zu halten pflegt. Aber selbst ihre Vorurtheile scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit

ihrer Monarchen. Sie gab alle Versuche auf, die alte Einrichtung zurückzuführen, weil sie sah, daß nichts seinen Entschluß beugen konnte.

Dieser selbe Geist weht auch durch alle seine Beschäftigungen. Wieder die gewöhnliche Erscheinung der Dinge verlor Peter über das Große, von welchem seine Seele erfüllt war, nie das Kleine und Geringfügige, so bald es nur ihn zu jenem führen konnte, aus dem Auge. Während er sein Reich in allen seinen innern und äußern Verhältnissen selbst regierte, beschäftigte er sich zugleich mit mechanischen Arbeiten und Gegenständen, die seine Wißbegierde, oft nur seine Neugierde zu befriedigen schienen! Während er von Saardam aus, durch Befehle sein gegen die Türken stehendes Heer leitete, für August und die Erhaltung seines Thrones Sorge trug, zimmerte er als gemeiner Arbeiter an einem Schiffe, bewohnte eine Hütte, in welcher er sich selbst mit seinen Bedürfnissen versah, besuchte die Vorlesungen des Anatomikers Nussch, und benutzte das Mineralien-Kabinet des Bürgermeisters Witsen. Während dem er Krieg gegen seinen furchtbaren Gegner Karl führte, Petersburg erbaute, Flotten anlegte und Festungen hervorzauberte, diente er selbst in niedrigem Grade zu Wasser und zu Lande. Er, der die Aufmerksamkeit zweier

Welttheile auf sich zog, die Stütze eines Königs, und die Geißel seines gekrönten Nachbarn war, schmiedete selbst Eisen und zog Zähne aus.

Es könnte scheinen, daß dieses eines so großen Monarchen unwürdig wäre, allein alle diese geringfügigen Dinge lagen so gut in seinem Plane als die Eroberung ganzer Provinzen. Das eine und alleinige Regierungssystem, bei welchem er ewig ausharrte, gab auch hier wieder die Grundsätze an. (Es beweist zugleich, daß Peter kein Enthusiast war, der in eilfertiger Hast auf sein Ziel losstürmt, sondern, daß er die Mittel, die ihn dahin führen konnten, berechnete, mit ruhiger Ueberlegung sich jede Schritt vorbereitete, und nicht durch große glänzende und außerordentliche Mittel seinen Plan auszuführen suchte. Es beweist, daß es ihm überhaupt nur um den Zweck, und nur in so weit um die Mittel zu thun war, als er ohne sie jenen nicht erreichen konnte.) Wenn Peter Eisen schmiedete und Zähne ausbrach, so bezog er es auf einen höhern Zweck, Bildung seiner Nation beabsichtigte er auch hierinn, Bildung seiner Nation, die von Künsten und Wissenschaften nichts ahndete, und deren hartnäckige Verachtung gegen diese Zweige menschlicher Kultur er erst vernichten mußte. Bloßes An-

preisen und Befehlen richtete hier nichts aus, alles aber das Beispiel des Regenten, den seine Nation als den Gesalbten Gottes für ein höheres Wesen hielt. Was er that, war groß und gut, was den Kaiser nicht herabwürdigt, konnte die Nation nicht beschimpfen, was er sich zur Ehre rechnete, mußte auch die Nation zieren. So eilten nun Große und Geringe seinem erhabenen Beispiele zu folgen, und schnell und kräftig breiteten sich Künste und Wissenschaften aus. Wenn Peter bei der Land- und Seemacht selbst Dienste nahm, von dem Grade eines gemeinen Soldaten sich nicht durch seine Kaiserwürde sondern bloß durch sein Verdienst höher schwang, so besiegte er das Vorurtheil der Großen, die sich beschimpft glaubten, wenn sie in niedrigem Grade dienten, so beugte er den aristokratischen Stolz seiner Großen und lehrte sie, sich nicht durch Rang sondern durch Verdienst auszuzeichnen.

G. H.

(Wird fortgesetzt.)

II.

Bau-Rede beim Richten des Daches der
Kaiserlichen Bibliothek zu Dorpat.

Hochgeehrteste Herren, Hochgeneigte
Gönner, Kenner und Freunde!

Aufgeschaut!

Hoch ist's erbaut
das Werk des Alten und Neuen.
Ehrwürdiger Thum,
dir bleibt dein Ruhm.
Mag Gott dir Segen verleihen!

Aufgeschaut!

Gleich einer Braut,
weht hier ihm der Kranz der Ehren.
Durch Eure Gunst
und unsre Kunst,
dem großen Baumeister zu Ehren.

Und lebenslang
sei Preis und Dank
dem Edelsten auf den Thronen!
Alexander'n
wolle Gott vor allen andern,
mit dem Besten seiner Himmel lohnen!

Lieben Freunde!

Das Bauwerk, die älteste menschliche Kunst,
erfordert vorzüglich des Himmels Günst.

Der Weltenbau, der Sphären Rad

Gott selbst zum weisen Baumeister hat.

So groß und künstlich und kunterbunt

dieß alles ist — wankt bis zur Stund

dennoch in so viel tausend Jahren,

wie die Sterngucker das wohl erfahren,

kein Zapfen, kein Keil im großen Verband,

und unter der klugen Meisterhand

fehlt an dem Schmiegen und Fugen fürwahr,

kein Tausendtheil vom Zimmermanns-Haar.

Drum lobt den Baumeister aller Welt,

der Lust und Trieb in's Menschenherz gestellt,

zu wählen Stoff und Form,

zu finden die richtige Norm

der Ordnung, der Dauer und Symmetrie,

der Theile Nutz und Harmonie;

daß man, so wie den Weltenbau,

mit Lust des Künstlers Nachwerk schau,

und durch der Kenner und Kritiker Mund,

werde der göttliche Kunstsinne kund.

Denn alles, was die Baukunst braucht,

vom Sandkorn an, bis wo die Esse raucht,

vom Ceder auf steilem Libanon,

bis zu dem klebrichten Töpferthon,

ist alles ihr gut, ihr unterthan,
und wird benutzt vom Zimmermann.

Der erste Künstler dieser Art
war Vater Adam ungelahrt.
Die Noth und die Liebe lehrten ihn bau'n
und seinem Muth und Fleiße vertrau'n.

Am sanften Hügel im Schattenhain,
in Hallen starker Eichen,
lehrt er mit seinem Liebchen ein,
ein Schirmdach zu erreichen.

Die Stämme bildeten Säulen baar,
die Aeste Bänder und Rähmen:
das Laub ward Dach — die Hütte war
vorerst wohl mitzunehmen.

Im stillen Thale wölbt die Natur
oft starke hohe Bögen.
Die Riesenmassen der Struktur
beweisen ein Vermögen,
des Fundament im Mittelpunkt
des Erdenrundes gründet,
und Berge von Felsen auf einen Wurf
zum schönen Ganzen ründet.

Die groß erhabene Maurerey
stand hehr vor seinen Sinnen.
Ihm gieng ein hohes Gebilde vorbei
vom ersten Kunstbeginnen.

Er ahnte die Vorbildnerin nach
 im Ordnen, Binden, Machen,
 und es gelang ihm allgemach.
 Ha! seliges Erwachen!

So Vater Adam in aller Früh,
 obgleich mit unsäglich großer Müh,
 kam unserm Baugedinge
 sehr bald auf seine Sprünge.

Das Schwerste, der Anfang war nun geschehn;
 drum konnte Hanoah auch weiter gehn.
 Er baute die erste große Stadt,
 die seinen Namen geführt hat.
 Und Noah an seinem großen Kahn
 war sicher ein tüchtiger Zimmermann.

Was übrigens in aller alter Zeit
 zu ächter Zimmerleute Freud'
 in Aegypten, Medien und Babel
 durch Knuf, Bezael, Lamech und Gabel
 In Jerusalem, Tyrus und Sidon gebaut,
 was Salomo all' dem Hieron vertraut,
 und was bei Magog und bei den Philistern,
 nach ihren großen Bauregistern,
 die Leute für Künste und Wesen getrieben,
 steht alles in der Bibel geschrieben.

Wohl groß, erhaben und wunderschön,
wie man an Trümmern und Bildern thut sehn,
sind jene Werke der Alten gewesen.

Man kann an dem, was noch bekannt,
in Asien, Welsch- und Griechenland,
was Heidnische und Christliche Scribenten
von den bewunderten Kunst-Studenten
geschildert und verzeichnet han;
was kühne Bauten sie gethan,
sich nimmer müde sehn und lesen.

Ach! wären wir dabei gewesen,
so wüßten wir zu dieser Frist,
was ächte große Baukunst ist.

Nur zum Vergleiche ein paar Exempel
aus jener schönen Riesenzzeit,
wogegen all' unsere Herrlichkeit
von Bonarotti bis auf Meister Hempel,
von Dom der Peterskirche bis zum Gartentempel,
Versuche nur und kleines Nachwerk ist.

Die Hallen von Luxor, Palmyrens Tempel,
bezeichnet mit der Baukunst höchstem Stempel;
Elephantine, das Labyrinth,
Die ehernen Wunder in Korinth,
Akropolis mit ihren Propyläen —
Man könnte noch durch tausend Orte gehen;

nach Daphne, Selinunt und Agrigent,
 die Antiquar und Liebhaber kennt,
 wo wahre Baukunst ist zu sehen.
 Obgleich der mächtige Zeitenstrom
 und Ungethüm der Menschen sie zerrissen:
 so will doch das gelehrte Rom
 die Namen ihrer Architecten wissen.

Vitruvius, der Kunst- und Ehrenmann,
 steht allen von Rechtswegen oben an,
 weil von den Andern, die lehrten u. schrieben,
 wenig oder wohl gar nichts übrig geblieben.
 Auch hat er in Ehren unsrer gedacht,
 und ein Capitel vom Zimmerwerk gemacht.

Beym Colosseum, beym Pantheon,
 im Capitol und in den Kaiser-Villen,
 so wie bei tausend andern ungeheuren Grillen,
 bei Aquäducten über Berg und Thal,
 bei Säulen und Gräbern ohne Zahl,
 bei Bädern, Ehren- und Siegesbogen,
 hat offenbar die edle Maurererey
 das beste Fett davon gezogen;
 Doch mit Erlaubniß sag' ich's frank und frei;
 die Zimmerleute waren auch dabei;
 sie mußten erst gründen und dann vollenden.

Zwar haben auch die Araber,
 die Gothen und Viarmier,

manch kühnes Kunstwerk aufzuweisen,
 Wo Zierde, Geschmack und Festigkeit
 in eigner Art und Einfachheit
 den hohen Kunstsinne ihrer Meister preisen.

Den Straßburger Münster darf man kühn,
 Auch Maylands und Sevilla's Cathedralen
 und andre, die durch großen Ruf nicht prahlen,
 mit in die Reihe 'großer Werke ziehn.

Allein im Ganzen bleibt's vergebliches Bemühn,
 so wird die Baukunst nicht mehr blühn.
 Man will gleich alles fertig haben
 und sich an seinem Werke freun,
 Dabei auch knapp und sparsam seyn:
 Wer soll dann Muth und guten Einfall haben?
 Man wird gedrängt
 und eingeengt,
 und kann sich kaum an saurem Biere laben.
 Und wenn der Bau nun fertig ist;
 so muß man schier zu nächster Frist
 zum Thore hinaus traben.

Wie's kommt, so geht's;
 Wie's gemacht ist, so steht's.
 Ein und dieselbe Generation
 kaut noch am schmalen Tagelohn:
 da liegt — o Herzeleid — o Wunder
 der ganze ästhetische Plunder!

So soll's, wenn's Gott dem Herrn gefällt,
mit diesem Bau verhoffentlich nicht gehen.

Dies Stückchen aus der alten Welt,
wohl luft- und luftig aufgestellt,
soll schon sechshundert Jahre stehen.

Vierhundert betet' und sang' man drin
zu Gott und den Mirakeln,
Zweihundert wohl und drüber hin
die Dohlen drin nisteln und gackeln;
und ohne Schutz und ohne Dach
in starken Ungewittern,
in Brand und Noth und Ungemach
stand fest und ohne Zittern
der hohen Thürme Zwilling's-Paar,
die Reihen schlanker Pfeiler,
und trosteten Sturm und Frost sogar
auf freiem offnen Weiler;
bis sie vor vierzig Jahren schier
der Macht erlegen hätten:
man wollte Kriegsmaschinen hier
im Frieden darauf betten.
Mann kippt und bricht; man haut und räumt,
es wanken, stürzen Wände;
doch keinem hatte je geträumt
das Lied vom guten Ende:
Was Gott zu Ehren erschaffen hat,
das will er auch erhalten.
Drum sollten die Musen in der Stadt
und auf dem Berge wallten.

die einst im Schweiß des Angesichts
 beim matten Schimmer des Lampenlichts
 so manche lange liebe Nacht
 an Gott und Recht und Pflicht gedacht.
 Wir sammeln mit Freuden Belehrung ein.
 Kann wohl ein schöner Wechsel seyn?
 Wahrhaft, es darf sie nicht gereun.

Und wird in der Folge dann neben bei
 nach vorgeschlagenem Conterfey,
 lehrreich gepredigt und lieblich gesungen,
 so kämen — dräng' es ins modernde Ohr,
 der Bischoff mit seinem Domherrn-Chor
 gewiß in vollem Ornate gesprungen.

Run — Gott sei Dank! daß es so weit gelungen!
 Er half beim Gründen und Rüsten fest,
 hielt schwebend im Sturme den schmalen Steg
 frisch über schwankende Balken weg.

In steiler Höhe, bei schwerer Last
 du, Herr! uns aufrecht erhalten hast.
 Wenn's wehte und glättet; wenn Hände er-
 starren,
 wir kindlich deiner Obhut harren.

Erhalt, o Herr! dieß Werk, den Thum,
 der Wissenschaften Heiligthum
 zu aller Ruh und seines Stifters Ruhm,
 vor Feuer und Sturm und aller Gefahr
 noch länger als sechshundert Jahr.

Ja — so lange ein Stein am andern hält,
 bis einst der Weltenbau zerfällt,
 werde Alexander, hoch bekannt,
 von Engeln ehrfurchtsvoll genannt.

V i v a t!

Es lebe Alexander,
 der Erste unter den Ersten,
 der Alleredelste unter den irdischen Für-
 sten!

Was sein Urahn herr Großes gedacht,
 hat er beglückend zu Stande gebracht.
 Heil Ihm, dem Gütigsten der Fürsten!

V i v a t!

Es lebe das ganze Kaiserliche Haus!
 und alle die gehen ein und aus
 und in den edlen Kreis gehören,
 die segne Gott!

Kein bitteres Ereigniß muß
 des Glückes süßesten Genuß
 noch ihrer Tugend Ruhe stören!

V i v a t!

Es lebe das hocheerleuchtete Ministerium!
 Der Völker Wohlfahrt, des Staates Ruhm
 trägt es mit Treue und Wachsamkeit.
 Mit Dank erkenn' es die Folgezeit;
 daß im verkannten rauhen Norden,
 so viel für Kunst und Wissenschaft
 für Recht und Schutz und Handelschaft
 im edlern Sinn von ihm vollführet worden.

V i v a t!

Es lebe der kaiserliche Herr Curator
 dieser Universität!
 Alles was unter seiner Fürsorge steht,
 vom Kleinen zum Großen sich erhöht,
 und raschen Schrittes vorwärts geht.
 Sein edles Herz, sein fester Sinn
 förderte von Anbeginn
 mit Lieb und Ernst, rastlos hier dieses Wesen.
 Es wird! — zu jeder Zeit
 muß Mit- und Nachwelt: Dankbarkeit
 auf jedem Stein, auf jedem Balken lesen.

V i v a t!

Es lebe der Herr Rector Magnificus!
 Ohne Mühe, Sorgen und Verdruß

hat, so lange hohe Schulen vorhanden,
kein Redlicher, dem hochgelahrten Kram
samt allen freien Künsten Lobesan
in Ruh und Frieden vorgestanden.

Jedoch — der feste Blick
auf Wahrheit, Recht und Menschenglück,
ebnet die Mühevollle Bahn,
leitet Himmel an.

V i v a t !

Es leben alle Professoren, Lehrer und
Studenten,

auf dieser neuen Universität,
in jedem Fach, in jeder Facultät!

Der edle Stifter und die Musen gönnten
dem ganzen Corps des Gut- und Schö-
nen viel.

Drum lebt in Jedem auch das Hochgefühl:
den Ruhm des Zweckes zu vererben:
und sonder Anspruch und ohne Last
zu tragen die geliebte Last,
mit seiner Pflicht zu leben und zu sterben;
um dort, wenn hier die Kraft verpufft,
und Gott ihn zu den Todten ruft,
den höchsten Gradum zu erwerben.

V i v a t!

Es lebe der Hochedle und Wohlweise
Magistrat

der kaiserlichen Stadt Dorpat,
die so viel Unglück erlitten hat!
durch höchste Huld, durch väterlich Bemühen
die Trauerwolken vorüber ziehn.
Die gute Stadt! — durch innern Flor
strebt sie aus tiefem Schutt empor.
Gott segne sie mit stetem Wohlergehn
und laß sie nie mehr solche Schreckenstage sehn.

V i v a t!

Es leben alle Lehrer an Kirchen und
Schulen,
die an dem Knäuel der Lebensweisheit
spulen,
um ihn, auf Irrwegen unbekannt,
dem Wanderer in die tappende Hand
mit väterlicher Liebe zu legen.

Schwer ist die Pflicht
durch Unterricht
die finstern Gemüther aufzuklären;
den stillen Gottergebnen Sinn
durchs liebe lange Leben hin
mit himmlischer Geduld fein zu bewähren;

allein — winkt einst der Hippenmann
 und kündigt die langen Ferien an,
 dann grüßt Euch Gott mit seinem besten
 Segen.

V i v a t !

Es leben alle hohe und niedere Gerichte!
 Vor der Themis ernstem Angesichte
 werde die Scheinheiligkeit roth.
 Und, wenn ja bei gräßlichen Verbrechen
 Sycophanten auch mit Engelzungen spre-
 chen,
 sterbe Krumm und Grademachen, mau-
 setodt.

V i v a t !

Es leben alle Kaufleute, Künstler und
 Gewerke!
 Richtig Maaß und gut Gewicht
 giebt ein fröhliches Gesicht
 und dem Leben Anmuth, wie dem Heu-
 tel Stärke.
 Bei der Arbeit Treu und Fleiß,
 Wird's auch unterm Huthe heiß,
 freut sich jeder an dem braven Werke;

und der reine Biedersinn
 gönnt ihm billigen Gewinn.
 Spricht der Tadler von uns da und dort:
 Zimmerleut und Maurer
 kommen mit dem Werk nie über Bord;
 es sind rechte Laurer.
 Wie sie stehn — sie messen,
 gehen heim zum Essen,
 kommen wieder und sinnen,
 pass! ist der Tag von hinten —
 so ist's so böse nicht gemeint;
 denn, wenn des Kranzes Fest erscheint,
 dann ändert sich das Urtheilfällen.
 Man sieht's dem Werke doch wohl an:
 es sey im Traume nicht gethan.
 Vivat! es leben Meister und Gefellen!

V i v a t!

Es lebe Alles! Groß und Klein,
 wes Standes, Ehren und Alters es mag
 seyn!

Freund und Feind,
 wie er's auch meynt.
 Alles, was fühlet und lebt,
 besser zu werden strebt,
 zum Himmel dankend die Hände hebt,

im friedlichen Lande, im Gemüthe der Stadt,
alles, was Lust und Wohlgefallen hat
an unsers edlen Alexanders Thaten!

Gott segne Ihn,
Und alle seine Staaten!

III.

Die Liebe zu den Wissenschaften.

Aus dem Französischen.

Alle Leidenschaften, alle Lüste, deren das Herz des Menschen fähig ist, haben ihr Ziel und ihre Zeit. Sie gewähren vorüberauschende Vergnügungen, die mit Mühe und Unannehmlichkeiten vermischt sind, auf die Ekel und oft Bitterkeiten folgen. Krieg, Jagd, Liebe haben nur Ein Alter; die Lorbeererndten des Mars, und die Myrthenerndten der Venus, nur Eine Jahreszeit. Die Liebe zu den Wissenschaften allein verträgt sich mit jedem Alter, jedem Stand, jeder Lage, jedem Karakter. Sie unterscheidet sich von andern Neigungen dadurch, daß jemehr man sich ihr ergiebt, jemehr man ihre Süßigkeiten schmeckt, jemehr kommt die pikante

Mannigfaltigkeit ihrer Freuden dem Ekel der Sättigung zuvor. Sie belehrt das Kind, erleuchtet den Mann, tröstet den Greis. Oft stillt sie die Schmerzen des Kranken, und zerstreut die Langeweile des Siechenden. Sie bietet dem Mann von Welt Stoff, in Gesellschaften zu glänzen; sie hilft dem Eingezogenen den Ueberdruß der Einsamkeit entfliehen; sie ist für den Reichen ein Schatz von Unterhaltung, für den Armen ein Mittel zu leben. Man findet sogar in den Jahrbüchern der Literatur eine Menge Beispiele von Gelehrten, denen die Wissenschaften den Weg zum Glück gebahnt haben.

Die Liebe zu den Wissenschaften hat nichts ähnliches mit den übrigen Leidenschaften, welche den Menschen ganz besessen hatten, und keine Nebenbuhlerinnen leiden. Sie verträgt sich mit allen Neigungen und Beschäftigungen. Alexander, der nichts als Krieg athmete, und einer der größten Eroberer war, würdigte demungeachtet die Wissenschaften, sich mit ihnen abzugeben. Neben seinem Nachtlager erblickte man seine Waffen, und Homer's Heldengedicht, in einem goldenen Kästchen. Er machte dem Aristoteles Vorwürfe, daß er andern lehre, was er doch versprochen habe, ihm allein zu entdecken. Er war eben so eifersüchtig auf die Kenntnisse, die er durch den Unterricht

dieses Philosophen erhielt, als auf die Reiche, die er erobert hatte. Marc-Aurel befaß sich eben so sehr des Rufs eines großen Philosophen, als eines großen Kaisers. Mäcenat brach von den Geschäften des Reichs so viel Zeit ab, als er brauchte, um die Verse zu lesen, die ihm überreicht wurden. Franz I. lohnte mit gleicher Freigebigkeit die Tapferkeit des Bayards, die Liebe der schönen Herzogin von Etampes, und das Griechische des Amiot. Sahe wir nicht im verfloßnen Jahrhundert Apoll's und Mars Lorbeeren auf der glorreichen Stirne des großen Friedrich's grünen? Oft befeuerte Liebe zu den Wissenschaften sogar die verworsten Seelen. Nero war Dichter, Gelehrter und Freund der Künste.

Liebe zu den Wissenschaften ist der Stoff und die Nahrung der Unterhaltung. Und was ist Unterhaltung, Konversation? — Das vornehmste und sanfteste Band der Gesellschaft, die Zierde der Schönheit bei den Damen, der Offenbarer des Wizes und Verdienstes bei den Männern; die einzige Zuflucht und der einzige Trost beider Geschlechter im hohen Alter. Lektüre und Konversation sind sich einander nöthig, und helfen sich wechselweise aus. Konversiren wollen ohne gelesen zu haben, heißt ohne Baumaaterialien bauen; lesen ohne zu konversiren, heißt

Baumaterialien häufen, ohne jemals zu bauen. Die Konversation hat vielleicht einen Vorzug vor der Lektüre, weil die Mittheilung der Ideen die Menschen vielleicht mehr als das Lesen bildet, allein das Lesen wird immer die Grundlage der Konversation bleiben, weil Wiß und Einbildungskraft nicht vermögend sind, allein alle Kosten derselben zu tragen. Eine Lampe mag noch so schnell brennen, sie wird doch nach und nach verlöschen, wenn man es ihr an Del fehlen läßt. Oft hat ein Mensch die Keime vieler Talente in sich liegen, ohne es zu wissen, und er ist ihr Bewußtseyn bloß der Gelegenheit schuldig, die ihm andre verschafft haben, sie zu entwickeln. Mehr als einmal verdankt man seine erhabenen Begriffe einer erleuchteten Unterhaltung, und die meisten Menschen können mit Flintensteinen verglichen werden, die man schlagen muß, um Feuer aus ihnen zu bekommen.

Wenn man über die unzähligen und ungeheuren Vortheile nachsinnt, welche die Wissenschaften den Menschen verschaffen, so begreift man nicht, wie einige berühmte Gelehrten es haben wagen können, so viel Uebels davon zu sagen. J. J. Rousseau schrieb wider die Wissenschaften, und ach! was wäre er ohne sie gewesen? Ein Mann von Stande *), den Natur

*) Herr von Mirabeau.

mit allen Gaben und Annehmlichkeiten des Geistes ausgerüstet hatte, und der, ohne Gelehrter von Handwerk zu seyn, sich doch mit dem größten Erfolg auf Literatur legte, schrieb in einem seiner früheren Werke, das kleine Gemälde von Paris betitelt: "Man pflegte vor diesem zu sagen, daß die Wissenschaften nicht just einen Stand gäben, daß sie aber dessen Stelle verträten, und oft Distinktionen verschafften, welche die vollkommensten Männer in andern Fächern nicht immer erhalten. Aber diese Mode ist vorbei ic." Der Verfasser ist sehr undankbar, Böses auf die Wissenschaften zu reden, die bei ihm das Werk der Natur vervollkommen und in Gemeinschaft mit ihr eins der liebenswürdigsten Geschöpfe aus ihm gebildet haben.

Die größten Fürsten bemühten sich um die Wette, dem Herrn von Voltaire, d'Alembert, Diderot, Herrn von Buffon und mehreren andern Beweise ihrer Achtung zu geben. Ich sehe, wie bei allen Nationen Europa's Leute, die das, was man die hohe Literatur nennt, ausmachen, von allen Großen geehrt und geliebkoset und auf das Vorzüglichste behandelt werden. Ueberdies muß man die Wissenschaften nicht der Fehler, Gebrechen und Laster der Gelehrten an-

klagen. Man kann vielleicht, und mit einigem Recht, sich über die Lektoren beschweren, ihre ewige Zanksucht, den Neid und die Eifersucht tadeln, die sie immer gegen einander aufheken. Allein man muß zugleich gestehn, daß wenn sie nicht immer die Auszeichnungen erhalten, die sie verdienen, es bloß allein daran liegt, weil sie unaufhörlich geschäftig sind, sich wechselseitig durch ihre beständigen Uneinigkeiten und Insultirungen zu erniedrigen; zeigen sie sich von einer lächerlichen Seite, so sind nicht die Wissenschaften daran Schuld, sondern es ist ihr eigenes Werk.

Wüßten die Gelehrten sich zu vereinigen, und sich zu verstehen, was könnten sie nicht alles ausrichten? wie viel Gutes könnten sie nicht stiften? welchen Einfluß würden sie nicht auf den Geist und die Sitten ihres Jahrhunderts haben? Man werfe die Augen auf die Revolution, die ein einziger Gelehrter bewerkstelligt hat. Es giebt wenige, die so erstaunungswürdig und zugleich so ehrenvoll und nützlich für das menschliche Geschlecht gewesen sind. Seine Schriften haben den Geist der Duldung und Menschlichkeit allen Königen eingehaucht, und die Völker unter der Aegide der Philosophie ihrer Beherrscher sicher gestellt. Ich meines Theils erkläre hiermit, daß ich nicht eher an

die Gefährlichkeit, den Unnutzen und die Trivolität der Wissenschaften glauben werde, bis man mir in der Geschichte unliterarischer Jahrhunderte eine Sammlung von gleichzeitigen Fürsten aufgewiesen hat, die der an die Seite gestellt werden kann, die ganz Europa im 18ten Jahrhunderte bewunderte. Denn ich bin fest überzeugt, daß wir eine Reihe von Monarchen wie Joseph II., Katharina II., Friedrich II., Georg III., Gustav III., und gegenwärtig Alexander I. allein den Fortschritten der Wissenschaften, der Philosophie und Vernunft zu verdanken haben!

IV.

Neueste Entdeckungs-Reise des Herrn Professors Robertson. *)

Wer den Wissenschaften oder den Künsten gewisse Gränzen vorschreiben will, über welche sie

*) Herr Professor Robertson hat mir bei seiner Durchreise nach St. Petersburg diese kleine Schrift für das Archiv mitgetheilt. Ich verspreche den Lesern dieser Zeitschrift, um sich die Idee des H. P. R. mehr versinnlichen zu können, mit nächstem eine treue Abbildung dieses Luftschiffes von H. R. Minerva genannt. Kaffa.

nicht hinaus gehen sollen, der ist nicht gemacht, sie zu bearbeiten; — von der Zeit, dem Zufalle und dem Genie des Menschen läßt sich Alles erwarten. Vielleicht ist der Abstand zwischen dem Machen eines Wilden und einem Kriegsschiffe von 124 Kanonen eben so groß, als der Unterschied zwischen dem Zustande unserer jetzigen Luftbälle, und dem, in welchem sie nach einem Jahrhunderte seyn werden.

Unsere gegenwärtigen Luftreisen werden immer nur schwache Fortschritte machen, so lange die Gelehrten nicht durch eigne Erfahrung die Vortheile werden kennen gelernt haben, welche sich darbieten, wenn man sich auf einer solchen Maschine einschiffet. Vielleicht hängen die wichtigsten Entdeckungen, und selbst die Realisirung der Leitung, gerade nur von dem geringen Opfer ab, um sie zu enthüllen.

Und diese Hoffnung ist es, welche mich auf den Gedanken brachte: den Vorschlag zu einen großen Aerostaten von 132 Fuß im Durchmesser zu machen, welcher im Stande wäre, ein Gewicht von mehr als 74400 Pfunden zu tragen. Die Sorgfalt, welche ich bei Verfertigung desselben anwenden würde, würde seine Festigkeit und Undurchdringbarkeit verbürgen. Er könnte alle zur Sicherheit und Erhaltung von 50 Personen nöthige Bequemlichkeiten in sich fassen, die

sich in demselben auf mehrere Monate einschiffen würden, um in allen Höhen, in allen Jahreszeiten und Witterungen, und auf jedem beliebigen Punkte der Erde Untersuchungen und Erfahrungen über Physik und Astronomie anzustellen. So ein Luftball könnte wohl auch dienen um geographische Entdeckungen zu machen; mittelst desselben würde man in Länder dringen und über Wüsten setzen können, welche dem Menschen bisher noch immer unzugänglich waren; — ja, es wäre vielleicht nicht unmöglich, damit, mit Hülfe der beständigen Winde, die Erde innerhalb der Wendekreise zu durchschiffen.

Diese ärostatistische Maschine würde bestehen: Aus einer großen Kugel von 132 Fuß im Durchmesser, aus gefirnißtem, eigends dazu in Lyon verfertigtem Taffet.

Aus einem Schiff von Tannenholz, 20000 Pfund schwer; es müßte mit Tauen und Segeln versehen seyn, um sich im Nothfall auch auf dem Meere halten zu können, wo alsdann der große Ball leicht loszumachen wäre.

Auf dem Schiffe selbst befänden sich:

- 1) Seidene Strickleitern, um zu allen Theilen der Kugel kommen zu können.
- 2) Ein sehr geräumiges Behältniß, um das Trinkwasser, die Weine, die Säuern und

alle Arten von Lebensmitteln zur Verpflegung des Schiffes aufbewahren zu können.

- 3) Eine Küche ohne Rauchfang, sehr weit vom Halle entfernt; der einzige Ort, wo man Feuer halten darf.
- 4) Eine Werkstätte für den Mechaniker, die Schlosseren, das Waschhaus u. s. w.
- 5) Ein Wohnhaus für wißbegierige Reisende, welche von den Akademien empfohlen worden sind.
- 6) Eine chemische Werkstätte.
- 7) Eine astronomische Sternwarte.
- 8) Eine gemeinschaftliche Kapelle für alle Religionsverwandte.
- 9) Ein akademischer Saal zu den wissenschaftlichen Versammlungen.
- 10) Ein Ergözungssaal zu Spaziergängen, Spielen und gymnastischen Uebungen bestimmt.
- 11) Ein Musiksaal.
- 12) Ein Segel, um zu ersehen, ob man den Ball von seiner Richtung abbringen könne, wie man es bei einem Schiffe mittelst des Steuerruders thut.
- 13) Ein Studiersaal, das physikalische und naturhistorische Cabinet.
- 14) Mehrere Zelter für die Wächter.

15) Ein kleiner Luftball zu besonderen Versuchen und zum Dienste des großen.

16) Ein Fallschirm, von mir vervollkommenet.

Hier folgt eine beiläufige Berechnung des Widerstandes, welchen die 1,203650 Kubikfuß Wasserstoffgas zu überwinden haben würden:

	Pfund
Gewicht des Ballons von doppeltem, dreymal gefirnistem Tafft	2400
Gewicht des Mantels, der die Stelle des Netzes vertritt	1500
Gewicht von 50 Personen, nämlich 30 akademischen Gelehrten und 20 Aufwärtern	6250
Gewicht ihrer Bedürfnisse, Wäsche, Kleidung u. s. w.	1200
Gewicht der Lebensmittel für 50 Personen auf vier Monate, welche zugleich als Ballast dienen	36000
Gewicht physischer, chemischer, astronomischer Instrumente und naturhistorischer Gegenstände	500
Vorbehaltenes Gewicht, welches noch auf Ballast und Nahrungsmittel geschlagen werden kann	4365
	52215

	Pfund
Transport	52215
Gewicht des Schiffes samt Tauen und Segeln	20000
Gewicht, das nicht hierin einbegriffen ist	2260
Zusammen	74475

Die Ehre, einen solchen Ballon zu bauen, soll allen gelehrten Gesellschaften von Europa angehören, welche auch, wenn sie zu den Kosten beitragen, das Recht haben, zwei Gelehrte in diesem Fache zu schicken, um sich auf diesen Aerostaten einzuschiffen, welcher gewiß nicht mehr als ein Kriegsschiff kosten würde.

Robertson.

V.

Die Montenegriner.

Schon einigemale erwähnten ausländische Zeitungen, Rußland habe Truppen nach Montenegro gesendet, ja man nannte sogar einen russischen General, der dort das Oberkommando führe. An beiden Nachrichten ist nichts wahr, als daß durch die Vermittelung des

höchsteeligen Kaiser Pauls der Staat von Montenegro, welcher sonst den Türken zinsbar war, einen völlig von ottomanischem Einflusse unabhängigen Staat bildet. Rußland, das seine Garantie übernommen hat, wird ihn in seinen Rechten und Freiheiten zu beschützen wissen.

Wodurch diese kriegerische Nation sich ihre Freiheit erkämpft hat, darüber giebt uns Herr Murhard in seinem neuesten Gemälde von Konstantinopel eine treue Schilderung. Vielleicht werden einige der Leser begierig seyn, dieses Volk näher kennen zu lernen. Hier ist eine kurze Skizze dieser muthigen Gebirgsbewohner.

Sie bewohnen eine Kette rauher hoher Gebirge, die sich von Süden nach Norden hinziehen und das Arnautenland von Bosnien und Dalmatien trennen. Ihre Anzahl beläuft sich höchstens nur auf 60000 Köpfe, aber wild und roh wie die Natur, die sie umgiebt, sind die Montenegriner ein starker, mit körperlichen Kräften begabter, an alle Ungemächlichkeiten des Klimas gewählter Schlag von Menschen, der allen Gefahren trozt, allen Mühseligkeiten standhaft und entschlossen entgegen geht, und mit einem Muth ohne Beispiel alle Widerwärtigkeiten des Lebens besiegt.

Gleich andern Gebirgsbewohnern haben sie einen unüberwindlichen Hang zur Freiheit und eine solche Liebe zu ihrem Vaterlande, daß sie demselben, wenn es von außen angegriffen wird, gern Leben und Vermögen aufopfern. Sie leben unter einander und mit den benachbarten Nationen noch in einer Art von Naturzustande, neuuropäische Civilisation und Kultur ist noch nicht bis zu demselben gekommen; wie hätte sie auch in ein Land dringen und unter einem Volke Saamen streuen und Blüten erndten können, das sich selbst genügsam und alle Bedürfnisse zu einem gemächlichern Leben, die nicht national sind, verachtend, es für sein größtes Glück hält, abgesondert von allen andern menschlichen Gesellschaften und unabhängig von aller Gewalt außerhalb seiner Bergrücken seine Tage zu durchleben, und sich frei nach den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren zu regieren.

Unbekannt mit allen Künsten des Friedens und des Luxus, ist Feldbau und Viehzucht ihre einzige Beschäftigung. Durch ihrer Hände Fleiß und Arbeit verschaffen sie sich alles das, was zur Nothwendigkeit und Erhaltung des Lebens erforderlich ist. Die Rohheit und Wildheit dieses Naturzustandes drückt daher ihrem Charakter eine gewisse Art von Unempfindlichkeit

und Barbarei ein, die sehr oft in Zügellosigkeit und Grausamkeit ausartet, wenn die Leidenschaften über die Vernunft die Herrschaft gewinnen.

Sie wohnen nicht in Dörfern und Städten, jede Familie hat abgesondert von der andern ihre Hütte aufgebaut, die sich von den Ländereien umgeben befindet, welche von ihr ausgestellt werden. Man wird selten zwei Wohnungen antreffen, die nicht wenigstens einen Büschenschuß von einander entfernt wären.

Ihre Sprache ist eine slavonisch-illyrische Mundart und kommt am meisten mit derjenigen überein, die im österreichischen Albanien bei Castell nuovo oder an den Mündungen des Cattaro (alla bocca del Cattaro) geredet wird. Ihre Religion ist die Griechisch-Christliche, durch die sie in allen ihren Gebräuchen mit den Russen genau verbunden sind. Sie stehen sämtlich unter einem Erzbischoff und Metropolit, in dessen Händen auch die Regierung dieses unabhängigen Staats ist.

Schriftsteller hat dies Völkchen nicht aufzuweisen. Ihre ganze Literatur besteht in einigen von den Voreltern ererbten Nationalliedern, die mit den Gesängen der Russen große Ähnlichkeit haben, und deren Melodien ebenfalls in zarten weichen Molltönen sich auflösen. Ge-

druckte Bücher findet man unter ihnen nicht, verschiedene Kirchenbücher ausgenommen, die meistens in Moskau oder St. Petersburg gedruckt sind, und übers Meer zu dieser unbekannten Region Europas gelangen.

Ihre Tapferkeit und ihren unerschütterlichen Muth mag nachstehende Erzählung beurfunden.

Immer mehr und mehr gedrückt von den despotischen Befehlen des in der neuern türkischen Geschichte berühmten Ali-Pascha's, tief gekränkt in ihren Rechten, kündigten die Montenegriner der Pforte den Gehorsam auf. Schnell sammelte Ali-Pascha ein Heer von 70,000 Mann, er selbst zog in eigener Person zu Felde, um die Montenegriner nicht nur zu züchtigen, sondern sie auf ewige Zeiten aus dem Register der Nationen auszulöschen.

Furchtbar waren die Gerüchte, die von diesen mächtigen Rüstungen nach Montenegro kamen, aber mittlerweile war ihr Erzbischoff und Metropolit Gregorowitsch schon mit Gegenanstalten beschäftigt. Dieser Mann, der seine natürlichen großen Geistesgaben auf Reisen, und durch seinen Aufenthalt in Italien, Oesterreich, Frankreich und Rußland noch mehr zu entwickeln Gelegenheit gehabt, wurde der Retter seines Vaterlandes. Er ergriff sogleich

die Regierung, und alle versprachen ihm unbedingt Gehorsam zu leisten. Oeffentliche Waffenübungen wurden veranstaltet, Gewehre und Waffen, eine große Menge Pulver, Kanonen, Bomben und Mörser, sendete das Ausland. Durch diese Hülfe gelang es ihm, die Gebirgspässe, welche nach Albanien führen, dergestalt in Vertheidigungsstand zu setzen, daß er hoffte, mit seinem Häuflein Volks der ganzen osmanischen Macht defensiv Trotz zu bieten. Außer den Verschanzungen und Brustwehren ließ er auch noch überall starke Mienen anlegen und sie mit Pulver anfüllen, so daß das über denselben befindliche Erdreich, zu jeder Stunde, wenn es die Gefahr erheischen würde, in die Luft gesprengt werden konnte.

Da, wo sich vermuthen ließ, daß die zahlreiche und gut berittene Kavallerie des Feindes über die Gebirge zu setzen versuchen dürfte, wurden allerhand eiserne große spizige Haken in die Erde unter das Gras gesteckt, so daß es unmöglich war, mit den Pferden über diese Plätze zu kommen. Ein paar andere wenig betretene Pfade, welche durch mehrere steile Klüfte in das Gebiet von Montenegro nach Osten führen, wurden gänzlich verschüttet und durch aufgetragene Steinmassen völlig unwegsam gemacht. So vorbereitet konnten die Montenes-

griner nun mit Entschlossenheit es unternehmen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Gleich einer schwarzen Gewitterwolke, die jeden Augenblick sich zu ergießen und alles mit sich fortzuschwemmen drohete, was ihr aufstieß, erschien Ali's Kriegsheer in den Thälern des Arnautenlandes, die zunächst an die engen Pässe stoßen, welche in das Gebiet von Montenegro führen. Der Pascha selbst war mitten unter seinen Verwüstung und Zerstörung drohenden Schaaren. Drei Roßschweife wurden ihm vorgetragen. Die siegreiche Fahne, mit der er so manchen Feind bekämpft, so manchen kühnen Rebellen gedemüthigt hatte, wehte vor den Schranken seines mit königlicher Pracht aufgerichteten Zeltes. Das Spießeln war auf jeden Montenegriner gesetzt, der lebendig in seine Hände fallen sollte. Auch die Türken waren voll Zuversicht, denn sie vertrauten auf ihre Menge und dem Feinde weit überlegene Anzahl. Der jüngste Tag, der Welt Ende schien für die armen Gebirgsbewohner gekommen zu seyn.

Aber der Erzbischoff Gregorowitsch war ruhig, alle geheimen Schlupfwinkel und Höhlen waren besetzt, die Mienen gefüllt, die Hinterhalte gestellt, die Batterien und Bastionen in den Pässen mit hinlänglichen Vertheidigern ver-

sehen. Altäre, mit den Bildern des Heilands, der heiligen Maria und aller Schutzheiligen geziert, waren auf allen Orten aufgerichtet, vor denselben baten die Priester mit lauter Stimme Tag und Nacht um Rettung von der großen bevorstehenden Gefahr. Sich so in die Hände des Himmels dahingebend harrte man mit muthvoller Spannung den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Der 22ste September 1800 war der feierliche Tag, an dem das Schicksal von Montenegro entschieden werden sollte. Kaum schien die Sonne aus ihrem Schlummer zu erwachen, noch waren die hohen Spitzen der Berge in düstere Nebel gehüllt, als in dem weit ausgedehnten türkischen Lager sich alles zum Aufbruch rüstete. Um fünf Uhr Morgens ward allgemein zum Angriff geblasen, wurden in dem nämlichen Momente alle Pässe der montenegrinischen Gebirge bestürmt. Die Wuth der Osmanen war unbeschreiblich, gleich Verauschten stürzten sie sich unaufhaltsam in alle Gefahren, ganze Schaaren fanden in unergründlichen Tiefen den Tod, wurden von den braven Gebirgsschützen niedergestreckt, andere Schaaren drangen hervor, bestiegen, über die Leichname ihrer Brüder hinwegschreitend, die steilsten Anhöhen und Bollwerke, und wurden wiederum noch

von neuen Kriegshäufen ersetzt, wenn die Kugeln der Montenegriner zu große Lücken unter ihnen hervorgebracht hatten.

Da, wo die Gefahr am dringendsten zu seyn schien, war auch der kriegerische Metropolit. In der linken Hand das Kreuz, in der rechten den Säbel haltend, ermunterte er mit lauter Stimme seine Landsleute zur Tapferkeit, stellte er die Ordnung da wieder her, wo die kühne Hitze der Muselmänner sie auf eine Zeitlang unterbrochen hatte. Allein die Uebermacht war auf feindlicher Seite zu groß. Ali achtete keinen Verlust, um seine Begierde nach Rache zu sättigen. Die Reiter stiegen ab, da sie die Rosse in den Gebirgsklüften nicht brauchen konnten, und fochten zu Fuß; den Montenegrinern schienen die Kräfte zu sinken, um einer solchen eindringenden Menge hinlänglichen Widerstand zu thun.

Jetzt gab der Metropolit, der dieses sehr wohl bemerkte, das Signal zum allgemeinen Rückzug. Die Montenegriner überließen die äußersten Hervorragungen der Bergkette dem Feinde, und marschierten eilends zu der zweiten Reihe von Verschanzungen, die hinter einem Thale angelegt waren, um sich da zu sammeln, neue Kräfte zu schöpfen und dem andringenden Feind einen frischen Widerstand vorzubereiten.

Wie ein reißender Bergstrom, so ergossen sich die Kriegerhaufen der Osmanen in wilder Unordnung von den Höhen herab in das sie vom Feinde jetzt scheidende Thal. Allah il Allah, Muhamed ressoul ullah! *) war das allgemeine Kriegsgeschrei, mit dem man sich sammelte, um den zweiten Angriff zu beginnen. Man sah den ersten Angriff als völlig gelungen an, und ein allgemeines Siegesgeschrei erhob sich durch alle Reihen, und machte Muth zu neuen glänzenden Erfolgen.

Aber dem schlauen Metropoliten war dieser Rückzug mehr die Folge einer ausgedachten Kriegslist als der Nothwendigkeit. Es war ihm dadurch gelungen, einen großen Theil der feindlichen Armee in einen Thalweg zu locken, in welchem alle seine Minen befindlich waren. Eben gab Ali, auf einem entfernten Gebirgsgipfel die Thaten seines ganzen Kriegsheeres überschauend, das Zeichen zur Erneuerung der Schlacht, als im Nu an hundert Orten des Thals die Erdrinde mit unaussprechlichem Getöse aufsprang, und zum Schrecken der Türken viele tausende der besten Truppen verschlang.

Ein panischer Schrecken verbreitete sich jetzt durch alle Glieder des Heeres, jeder glaubte

*) Gott ist Gott, Muhamed ist sein Prophet.

den Boden bereits unter seinen Füßen wanken zu sehen, nichts war im Stande, neuen Muth unter die Schaaren zu bringen. Es war ein fürchterlicher Anblick. Meilen Weges waren mit zerstückelten menschlichen Körpern und Gliedern bedeckt, das Heulen und Wehklagen der bloß Verwundeten erscholl in schrecklichen Echos wieder in den Klüften und Abgründen der hohen Gebirge.

Diesen Augenblick der Bestürzung unter den Osmanen benutzten die Montenegriner, aus ihren verborgenen Hinterhalten hervorzubrechen, und im Rücken der Feinde neue Niederlagen anzurichten. Jetzt ward der Schrecken allgemein. Jeder dachte nur an die Flucht. Ali selbst befürchtete, einem Hinterhalte in die Hände zu gerathen, und floh über die Gebirge schnell in die Thäler von Albanien zurück. Ihm folgte in größter Unordnung das ganze noch übrig gebliebene Heer.

Dies war der Ausgang jenes merkwürdigen Tages, an dem ein türkisches Heer von mehr als 70,000 Mann von einem Haufen von nicht mehr als einigen tausend Montenegrinern eine völlige Niederlage erlitt. Es sollen mehr als 26,000 Osmanen bei dieser Gelegenheit das Leben verloren haben, und die Verwirrung war so groß, daß am andern Tage Ali kaum noch

4000 Mann um sich versammelt fand. Was den Schimpf noch größer machte, war, daß die Montenegriner, muthig gemacht durch die glänzendsten Siege, ihn nicht einmal ruhig ziehen ließen, sondern von ihren Bergen herab selbst in Albanien einen Einfall thaten, und den mächtigen Pascha nöthigten, sich schnell nach Epirus zurück zu ziehen, um nur keine Nachstellungen wegen seiner eigenen Person zu befürchten zu haben.

So erkämpften die Montenegriner an jenem merkwürdigen Tage ihre Freiheit vom osmanischen Joche; sie sind seit dem völlig unabhängig und selbstständig. Rußland hat die Garantie ihrer Unabhängigkeit übernommen, der Metropolit Gregorowitsch leitet noch gegenwärtig die Regierung dieses kleinen Staats.

VI.

N e f r o l o g.

Gottfried Berens.

Das Andenken verdienter Staatsbürger zu bewahren ist eine Pflicht, die man ihren Verdiensten schuldig ist und die Aufstellung dieser eine Erinnerung zur Nachfolge. — Am 29sten De-

cember 1804 starb allhier, der ehemalige Rathsherr und Obervogt und nachherige Polizeiamts-Präsident Herr Hofrath Gottfried Berens. Er ward in unserer Stadt im Jahr 1722 am 28sten September geboren, und stammte aus einer Familie ab, deren Name Religiosität, Bürgersinn, Gemeinnützigkeit und warmen Patriotismus verbürgt. Obzwar seine erste wissenschaftliche Bildung ihre großen Mängel hatte, so überwand sie doch auf höheren Lehranstalten sein unermüdeter Fleiß, mit dem er sich auf der Universität zu Leipzig zu einem künftigen Rechtsgelehrten vorbereitete. Das Studium der schönen Wissenschaften, die in der damaligen Periode eine ganz neue Gestalt gewannen, war nächst dem Studium der Rechtswissenschaft und der Geschichte seine Lieblingsbeschäftigung.

Bei seiner Rückkehr aus dem Auslande ward er im Jahr 1746 in der Kanzlei Eines hochedlen Rathes angestellt, und eine das Stadt-Archiv betreffende Arbeit machte ihn frühe mit unserer Verfassung und unsern Gesetzen so bekannt, daß man ihm mit dem ehrenvollsten Zutrauen manches sehr wichtige Geschäft übertrug. Im Jahr 1747 ward er in einer öffentlichen Angelegenheit nach Stockholm gesandt. Indem er die Achtung der dortigen angesehensten Staatsmänner gewonnen hatte, gelang es seinem pa-

triotischen Eifer eine aus ältern Zeiten unserer Stadt schuldig gebliebene Summe zu retten, und ihr einen bedeutenden Vorthail, der fast aufgegeben zu seyn schien, zuzuwenden. Nicht minder zeigte er sich für das Wohl der Stadt wirksam, als man ihn im Jahr 1760 und im Jahr 1767 zum Deputirten nach St. Petersburg, und später noch zum Mitgliede der kurländischen Grenz-Kommission ernannt hatte. Nicht blinde Vorliebe, sondern weise auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung von der Güte unserer Verfassung, nicht Ehrgeiz noch Eigennuz, sondern Pflichttreue, leiteten ihn in allen jenen ihm aufgetragenen Geschäften, so wie in seinen verschiedenen Aemtern als Obersekretair und Waisenherr, als Syndikus und Scholarch.

Arbeit schien ihm ein so natürliches Bedürfniß geworden zu seyn, daß er jedes Vergnügen vergaß, um nur dieses Bedürfniß zu befriedigen. Ein Blick in das Archiv der Stadt und des Waisengerichts erfüllt mit Achtung gegen einen Mann, der ein halbes Jahrhundert hindurch seine Zeit und seine Kräfte ganz dem Wohl seiner Vaterstadt gewidmet hatte. In Gemeinschaft mit einem verdienten Schlegel, förderte er den Flor der Stadt-Domschule; sorgte für eine verbesserte Lehrmethode, und sann unablässig darauf, dieser alten Lehranstalt ein

immer vortheilhafteres Ansehen zu verschaffen. Auch die öffentliche zweckmäßige Erbauung war ein Gegenstand seiner redlichen Fürsorge. Durch seine Bemühungen kamen nicht nur zwei Auflagen des verbesserten Gesangbuchs zu Stande; sondern er nahm, obschon ihm seine öffentlichen Verhältnisse den größten Theil der Zeit raubten, an der Bearbeitung desselben den lebhaftesten und thätigsten Antheil. Er achtete die Mühe nicht, die Gesänge der berühmtesten Liederdichter mit eigener Hand abzuschreiben, und freute sich nach beendigtem Druck alle Vortheile dieser beiden Auflagen einer verarmten Familie, die ihn nicht selbst besorgen konnte, zuzuwenden.

Das Publikum kannte den Wohlseeligen als einen unermüdet fleißigen, religiösen und rechtschaffenen Staatsbürger, als einen gewissenhaften und gerechten Richter, als Vermittler mancher Streitsache, als einen redlichen Patrioten und schätzte ihn als einen achtungswürdigen Rathgeber, dessen Beispiel zu gemeinnütziger Thätigkeit entflammte.

Bei der im Jahr 1787 erfolgten Veränderung in der Stadt-Versaffung trat er zwar in einen Wirkungskreis, der seinen Wünschen nicht angemessen war, aber aus Liebe zur Pflicht und an nützliche Thätigkeit gewöhnt, stand er seinem neuen Berufe mit eben so viel

Würde als Gewissenhaftigkeit vor. Hier war es, wo der Staat seinen Verdiensten durch eine öffentliche Auszeichnung Gerechtigkeit wiederfahren ließ, die ihn, der das Zeugniß seines Verdienstes in seinem Innern trug, nie zu einziger Eitelkeit verleitet hat. — Bei einer abermaligen Veränderung unserer Stadtverfassung, indem sie ihre ältere Gestalt erhielt, zog er sich in die Einsamkeit zurück.

Seine körperliche Schwachheit begann mit jedem Jahre drückender zu werden, und die Schwäche eines Sinnes hinderte ihn an nützlicher Wirksamkeit. — Doch beschäftigte er sich in seiner Ruhe mit wissenschaftlicher Unterhaltung, und seine einsamsten Stunden waren dem Nachdenken über seine mannigfaltigen erlebten Schicksale gewidmet, — der köstlichste Gewinn desselben war das Zeugniß seines Gewissens: nicht umsonst gelebt und für seine gute Vaterstadt redlich gewirkt zu haben.

VII.

Stiftungsfest der Muffe zu Riga.

Die sich durch Ordnung und Geselligkeit schon seit Jahren so vortheilhaft ausgezeichnete Ge-

gesellschaft der Musse, feierte am 8. Januar abermals ihren Stiftungstag. Se. Excellenz der Herr Vice-Gouverneur von Beer dankten im Namen der Herren Ehrenmitglieder, nachdem bei der Tafel auf ihr Wohl die Gesundheit ausgedrückt worden war, in folgender Anrede:

M e i n e H e r r e n !

Dreuzt kann ich behaupten, daß jede Gesellschaft, von der größten geräuschvollsten, politischsten an, bis auf die kleinste der einsamen stillen Kartheuser, glücklich seyn würde, wenn es möglich wäre, daß ihre innere Organisationen, der Organisation der Musse gleichkommen könnte. Nach diesem verjüngten Maßstabe, erbaut sich die Einbildungskraft einen Tempel der Eintracht, in dessen Heiligthum diese segensbringende Gottheit in vollem Glanze auf ihrem Altare thront.

Könnten doch Nationen Zeugen der Feier dieses Festes seyn! Eine ansehnliche zahlreiche Versammlung stellt hier ein reizendes Gemälde zufriedener und heiterer Staatsbürger dar. Freundschaft und gegenseitige Zuneigung bezeichnen auf jeder Stirn die Stimmung des Herzens. Kein Zug von Falsch und Animosität entstellt dieses herrliche Bild. Und gesetzt — denn der Mensch bleibt immer Mensch — es

laure auch im Hinterhalte der schwer zu tödtende Groll, oder der grinzende Neid; so ist jedoch die Atmosphäre, die uns in diesem Viereck umgiebt, viel zu heilig, als daß jene mephitischen Leidenschaften in derselben vegetiren und sich entwickeln könnten.

Welche frohe Gefinnungen drangen nicht, gleich einem electrischen Funken, von Seele zu Seele, in diesen vielfachen Reihen, bei dem Ausrufe des so hehren Namens Alexander und der Kaiserlichen Familie!

Wahrlich! unübertreffbar glücklich sind wir unter Seinem Scepter.

Die ersten Annalen der Welt erzählen günstige Vorbedeutungen bei der Geburt eines zum Wohl der Menschheit bestimmten Prinzen. Rußland sah bei der Geburt Alexanders, mehr als durch Täuschung erzeugte fantastische Erscheinungen und Träume. Schon der Gedanke, der Enkel Katharinen's! war eine sicherere, glücklichere Vorbedeutung, als jene durch gewinnsüchtige Priester dictirte Orakelsprüche.

Die dem Allerdurchlauchtigsten gewidmete Ehrfurcht verbreitet sich auf Alle, die durch Ihn Glückliche machen.

Wonne ist unsere Losung bei der Gegenwart des Organs der kaiserlichen Huld.

Der erste Montag dieses Jahres sei Zeuge, welche Verehrung der ganzen Erlauchten Familie gewidmet ist.

Se. Excellenz unser mit Recht so sehr geliebte Herr Civil-Gouverneur, empfindet als Ehrenmitglied, den Werth des Wohlwollens dieser Gesellschaft; — und ich beeifere mich, dieses Wohlwollen mehr durch Empfindung, als durch Worte zu erwiedern.

Noch lange bleibe die Musse ein Muster der Einigkeit und geselligen Tugenden!

Noch lange finde in derselben jedes Alter Unterhaltung: der Mann in kraftvollen Jahren, Erholung von Geschäften, die Blüthe beider Geschlechter anständiges Vergnügen! Kurz! immer sei die Musse unter dem Vorsitz so schätzbarer Vorsteher, ein nachahmungswürdiges Vorbild aller ihrer Schwestern.

VIII.

Theater-Nachrichten.

St. Petersburg d. 16. Jan. 1805.

Den 12ten dieses hat endlich Demoiselle Pausser als Astartia im Uxur debutirt, nachdem sie schon einigemal vergeblich auf der Annonce ge-

standen hatte. Sie wurde bei ihrer Erscheinung mit Händeklatschen empfangen. Das erste Duett zwischen ihr und Herrn Haltenhoff, so wie die Arie im letzten Akt, wurde mit hinreißender Wärme und Wahrheit vorgetragen. Demungeachtet schien es, als wenn zwei Partheien, gegen und für sie, im Theater gewesen wären, wovon aber die Gutgesinnte siegte. Demoiselle Pauser wurde bei jedesmaligem Erscheinen mit Beifall empfangen und zuletzt herausgerufen, wo sie an das Publikum eine artige Danksagungsrede hielt, die ihrem Herzen und Geiste Ehre macht.

Man erlaube hier dem Einsender ein Wort über einen Mißbrauch, der auf unsrer Bühne täglich mehr einreißt: ein Wort über das Herausrufen der Schauspieler. — Soll es ein Zeichen des höchsten Beifalls für den Künstler seyn — und dafür hielt man es bis jetzt — so darf es nicht zu gemein werden. Eine Ehrenbezeigung, mit der man so verschwenderisch umgeht, verliert ihren Werth für den denkenden Kopf. Lessing sagt bei dem nämlichen Anlaß von der französischen Bühne: "Wer hat seit zwanzig Jahren nicht an diesem Pranger gestanden!" Ich möchte dasselbe von unserm Theater wiederholen. Wer ist seit einiger Zeit bei uns nicht dieser zweideutigen

Ehre theilhaft geworden! — Weit sei es von mir entfernt, dieser Auszeichnung einige von Herrn Mire neuengagierten sehr schätzbaren Mitglieder, unter die vorzüglich Demoiselle Pauser gehört, nicht verdient und werth zu halten: aber wie viele Asterkünstler haben nicht dieselbe Huldigung empfangen! — Muß es nicht herabwürdigend für diejenigen seyn, die ihren Werth fühlen, wenn sie sich mit Stümpfern in Parallelen gesetzt sehen!

Ich komme wieder auf Demoiselle Pauser zurück; sie wird nun nächstens im Bayard als Miranda und in den Savoyarden als Joseph auftreten. *) Noch ist zu rügen, daß Herr Haltenhoff im Arur, da er als Tarar schon den königlichen Turban aufgesetzt hatte, noch immer gefesselt blieb. Meiner Meinung nach mußte man ihm die Fessel gleich, wenn er vom Scheiterhaufen steigt, abnehmen. — Er kann sie in der Hand ungefesselt halten. — Dann war auch der Scheiterhaufen in einem bedeckten Saale errichtet, der eigentlich unter freiem Himmel seyn mußte.

*) Beide Rollen spielt Mlle. Pauser äußerst brav, und wird damit in St. Petersburg gewiß eben den Beifall erhalten, als einst hier in Riga.

Die übrigen Neuigkeiten sind so ohne alles Interesse, daß es wahrlich nicht der Mühe lohnt, etwas darüber zu sagen. Künftig ein Mehreres.

Riga, d. 31. Januar 1805.

Unser Singpersonale hat an Mlle. Brückl einen sehr schätzbaren Zuwachs erhalten. Nachdem sie sich bereits einigemal in einigen öffentlichen Konzerten mit dem ausgezeichnetsten Beifall hatte hören lassen, trat sie den 25. dieses als Donna Anna im Don Juan, und den 27. als Zemire im Zemire und Azor auf, und ward von unserm Publikum, daß der kleinen Sängerin schon vor 3 Jahren bei ihrer Durchreise öffentliche Beweise des Wohlgefallens gegeben, mit dem ungetheiltesten Beifalle beehrt. Immer ist diese Akquisition für die Oper sehr bedeutend, da Mlle. Pauser's plötzlicher Abgang hin und wieder sehr auffallende Lücken verursachte, die einzig jetzt durch Mlle. Brückl's Daseyn ausgefüllt werden können.

Herr Brückl ist nach Deutschland weiter gereiset. Nach seiner Versicherung wird er nie wieder die Bühne betreten. Wohl ihm! denn,

wenn man so einige 40 Jahre unter Italiens Völkchen sich herumgetrieben, Hunger und Kummer, Ehre und Schande, schiefe Räsone-
ments, Neid und Verläumdung, die dieses Me-
tier hie und da noch unter sich dulden soll, mit
ihm getheilt hat — wer wird sich da nicht nach
Ruhe sehnen!!!

Endlich sind auch bei uns Kogebue's Huf-
sitzen vor Raumburg gegeben worden.

Die neuesten Vorstellungen, denen wir in
kurzem entgegen sehen, sind die Strickna-
deln von Kogebue, Fanchon das Leyer-
mädchen von Kogebue und Himmel,
Wilhelm Tell von Schiller, und vielleicht
dürfte auch das hochberühmte Donauweib-
chen an die Reihe kommen, da Mlle. Brückl
diese Rolle in St. Petersburg mit vielem Glück
soll gespielt haben. Krankheit einiger Indivi-
duen hindert manche neue und bereits mit Bei-
fall gesehene Vorstellung, als: der Mar-
schall von Sachsen, Pflicht und Liebe
u. s. w.

IX.

Bekanntmachung.

Den zahlreichen Freunden des Herrn Hofraths
Johann Richter — Herausgeber der ruf-

fischen Miszellen und Mitarbeiter des Nordischen Archivs — besonders seinen näheren Freunden und Bekannten in Moskau wird die Nachricht gewiß nicht unangenehm seyn, daß dieser beliebte Schriftsteller gegenwärtig auf einer Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich und England begriffen ist. Die reiche Ausbeute seiner scharfsichtigen Beobachtungen wird er Bruchstückweise in dieses Archiv niederlegen, bis Zeit und die Rückkehr nach Moskau ihm daselbst Ruhe gewähren, das Ganze zu ordnen, um es alsdann, gleich den Briefen eines reisenden Russen von seinem Freunde Karamsin, der gelehrten Welt zu übergeben.

Raffa.

Wer auf das Nordische Archiv für das Jahr 1805 noch mit 4 Rthlr. Alb. gegen monatliche freye Zusendung sich abonniren will, der beliebe seine Bestellung zeitig zu machen, weil nur eine kleine Anzahl Exemplare über die bestellten abgedruckt worden sind.

Nordische Kommissionshandlung.

IX.

General = Verschlag
über den ganzen Werth der im 1804ten Jahre in
Riga eingebrachten und aus Riga abgelassenen
Waaren.

Benennung der Rei- che und Dörter.	Werth der ein- gekommenen Waaren.		Werth der aus- gegangenen Waaren.	
	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.
England	630250.	—	5320,522.	88.
Frankreich	205595.	50.	414875.	92.
Italien	4899.	—	74290.	20.
Holland	125508.	25.	1358,470.	58.
Spanien	182060.	—	1550,614.	83.
Portugal	119537.	—	827135.	3.
Lübeck	599609.	46.	348629.	21.
Hamburg	9336.	—	—	—
Kostock	4931.	50.	70519.	94.
Bremen	800.	—	61160.	15.
Schweden	158747.	—	645029.	15.
Dänemark	201051.	—	993425.	41.
Preußen	12051.	—	417559.	38.
Deutschland	201911.	25.	—	—
Eliseneur	—	—	84680.	—
Summa 2456,286. 96. 12166,912. 68.				

An baaren Gelde ist eingebracht:

und zwar 1.) in Golde an Dukaten 20950 Stück; an
Gewicht 4 Pud 16 Pfund und 67 Solodnik.

2.) in Silber an Alberts Thalern 196,560 Stück; an
Gewicht 336 Pud und 39 Solodnik.

An Silber ist eingekommen:

an Silber in Warren 23 Stück; an Gewicht 37 Pud,
14 Pfund und 18 Solodnik.

XII.

L i s t e

der

Copulirten, Getauften und Gestorbenen in der Stadt Riga und dessen Patrimonial-Gebiete
im Jahr 1804.

	Copulirte. Paar.				Getaufte.		Gestorbene.						Total-Summe		
	Abes- liche.	Geist- liche.	Bür- gerliche	Let- ten.	Kna- ben.	Mäd- chen.	über 60 Jahr.		von 15 — 60 Jahr.		unter 15 Jahr.		der Co- pulirten. Paar.	Getauf- ten.	Gestorbe- nen.
							Männ- liche.	Weib- liche.	Männ- liche.	Weib- liche.	Männ- liche.	Weib- liche.			
Bei den Kirchen zu St. Peter und Dom	—	—	56	—	113	113	20	13	34	19	24	26	26	226	136
Bei der St. Johannis-Kirche, zu Thorensberg und Hagenshof	—	—	—	56	101	116	28	17	46	55	63	55	56	217	264
Bei der St. Gertruden-Kirche	—	—	53	—	68	83	15	25	28	32	34	28	53	151	175
Bei der Jesus-Kirche	—	—	30	—	63	74	4	6	13	10	9	13	30	137	55
In der Gemeinde zu Bickern	—	—	—	3	15	16	1	2	4	6	6	11	3	31	30
Holmhof	—	—	—	9	14	25	—	1	2	2	15	18	9	39	38
Pinkenhof	—	—	—	23	45	51	5	4	9	9	22	21	23	96	70
Rattlefahn und Dley	—	—	—	22	58	52	10	4	20	6	22	18	22	110	80
Kirche zu St. Jacob	4	1	19	—	56	47	6	4	10	13	16	7	24	103	56
Schwedische und Estnische Gemeinde	1	—	14	6	25	33	3	2	6	4	8	10	21	58	33
Reformirte Gemeinde	—	—	3	—	8	13	4	3	4	—	3	2	3	21	16
Katholische Gemeinde	3	—	72	—	137	132	11	10	47	20	80	54	75	269	222
In den Griechischen Kirchen	53	—	54	—	167	167	11	10	296	31	78	69	107	334	495
Nikolai-Armenhaus	—	—	—	—	—	—	7	19	7	31	2	—	—	—	66
Jüdische Gemeinde	—	—	7	—	29	13	2	1	5	1	9	1	7	42	25
Summa	61	1	308	119	899	935	127	121	528	239	391	349	489	1834	1761.

V e r z e i c h n i ß

der

in der Kaiserlichen Stadt Riga und derselben Patrimonial-Gebiete befindlichen Menschen in der 2ten Hälfte des 1804ten Jahres, mit Ausnahme des Militärs und der in der Citadelle wohnhaften Personen.

	Welichen Standes.				Geistlichen Standes.				Bürgerliche und andere Leute allerley Standes.				Russen.				Pohlen.				Bauerschaft.				Total.
	Männliche		Weibliche		Männliche		Weibliche		Männliche		Weibliche		Männliche		Weibliche		Männliche		Weibliche		Männliche		Weibliche		
	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	Erwachsene	Kinder unter 15 Jahren	
In der Stadt:																									
Im 1sten Quartier	30	18	16	9	7	4	6	3	758	209	741	225	37	5	6	6	21	4	13	7	—	—	—	—	2125
— 2ten	22	4	24	18	7	5	10	5	981	334	952	261	45	6	17	4	54	8	18	6	—	—	—	—	2781
— 3ten	9	7	10	6	3	—	3	1	1123	358	1336	361	57	18	26	14	36	24	16	6	—	—	—	—	3614
— 4ten	20	9	19	9	2	4	4	3	613	370	600	360	51	6	14	9	85	8	43	14	—	—	—	—	2243
In der Vorstadt:																									
Im 1sten Quartier	8	2	6	4	—	—	—	—	220	120	310	140	30	25	20	28	40	26	30	24	—	—	—	—	1033
— 2ten	42	23	47	20	2	3	2	3	760	289	811	327	105	33	85	35	24	11	21	7	—	—	—	—	2650
— 3ten	26	16	34	21	—	—	—	—	724	225	755	242	80	25	60	31	8	3	6	2	—	—	—	—	2258
— 4ten	15	6	8	17	1	1	1	1	162	350	165	331	79	253	83	204	26	67	28	51	—	—	—	—	1849
— 5ten	1	—	2	—	3	—	6	—	311	139	278	161	1005	229	578	219	93	29	69	25	—	—	—	—	3148
— 6ten	8	4	9	4	—	—	—	—	320	101	345	199	665	210	334	217	310	224	208	230	—	—	—	—	3388
Im District jenseits der Düna																									
Jungfernhoff	5	3	5	—	5	3	6	5	1371	566	1562	566	75	41	84	50	300	114	239	132	—	—	—	—	5132
Olen	—	—	—	—	1	—	—	—	87	64	83	43	15	4	3	3	18	6	7	4	273	205	269	199	) 2259
Pinkenhof	—	—	2	—	1	—	1	2	37	29	31	26	1	—	—	—	4	1	1	2	253	174	231	185	
Holmhof	—	—	—	—	1	—	—	—	16	23	19	24	11	—	2	—	4	—	1	—	648	452	550	384	
Bickera	—	—	—	—	1	—	—	—	3	5	6	2	—	—	—	—	—	—	—	—	320	203	311	224	1075
Summa	1	1	2	1	—	—	—	—	91	59	108	63	9	—	3	—	11	1	6	1	104	57	107	68	693
Summa	187	93	184	109	33	20	39	23	7577	3241	8302	3331	2265	855	1315	820	1034	526	706	511	1598	1091	1468	1060	36388

Nordisches Archiv.

Monat März

1805.

I.

Beschreibung einiger Gegenden des Gouvernements Neu-Rußland.

Die Organisation dieser durch Katharina der Großen eroberten Provinzen, kommt in Allem mit den übrigen russischen Gouvernements überein. Das Gouvernement von Neu-Rußland hat ebenfalls seine Kreisstädte, in welcher die Gerichts- und Magistrats-Personen wohnen. Die vorzüglichsten sind Simferopol, Koslow, Feodosia oder Kaffa, Perekop.

Simferopol liegt in einem nicht großen Thale, mit mittelmäßig hohen Bergen umgeben, an dem Salgir liegt. Außer dem für die Kaiserin Katharina erbauten Palais, einigen Gouvernements-Gebäuden, befinden sich dort mehrere ansehnliche Privathäuser. Einige Werste von dieser Stadt liegt die alte tatarische Stadt Akmetset. Sie ist ziemlich verfallen und besteht nur aus einigen bewohnbaren Häusern. Sie war ehemals die beständige Residenz des Galga-Sultans, oder Thronfolgers. Jetzt wohnen dort die bei den verschiedenen Kanzeleien und Gerichten angesetzten Personen; auch halten sich hier mehrere ab- und zureisende russische Kaufleute auf, einige Griechen, Tataren und Handwerker von den hergeschickten Kolonisten.

Koslow war vormals ihrer Handlung wegen außerordentlich berühmt, und ihres hohen Alterthums wegen verdient sie noch jetzt bemerkt zu werden. Sie liegt auf der westlichen Seite der Halbinsel am schwarzen Meere. Die Bauart ihrer Häuser kommt vollkommen mit der in Kaffa überein. Ihre Rhede wird auch noch jetzt unter allen krummischen Häfen von türkischen und griechischen Schiffen am meisten besucht; hauptsächlich rühret dieses daher, weil das in der Nachbarschaft von Koslow befindliche Salz am reinsten und weißesten ist, und von

den Anadolischen Einwohnern vorzüglich gesucht wird.

Geodostia oder Kaffa, welches die Tarn Kâpa nennen, kannte man sonst auch unter dem Namen: Kerim Stampul oder des krimmischen Konstantinopels. Diese Stadt liegt auf der Südostseite des Landes nahe am schwarzen Meere, und ist gegen Nordwest mit ziemlich hohen Bergen umgeben, an deren Fuße sie sehr angenehm und vortheilhaft liegt. Die untere Fläche dieser Gebirgskette bildet die Meer- ufer und die Bucht, wo die ankommenden Schiffe einlaufen. Vor mehreren Jahren enthielt sie, während ihres blühenden Zustandes, eine katholische, nebst 32 armenischen Kirchen, und 12 türkische Moscheen. Ohne mich über das auszubreiten, was von ihrem Alterthume, ihrer starken Handlung und ihrer damaligen außerordentlichen Bevölkerung gesagt werden könnte, will ich nur von ihrem jetzigen Zustande reden. Sie besteht aus wenigen noch erhaltenen Gebäuden, die man zwischen ganz oder halb eingefallenen Häusern und Mauern erblickt. Die Befestigungsmauer, welche die Stadt sowohl von der See- als von der Landseite umgiebt, ist noch mehrentheils erhalten, allein die Kastele, welche, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, längs dieser Mauer stehen, sind sehr verfallen. Die Kirchen sind am mei-

sten mehr oder weniger vor der Zerstörung bewahrt, und unter diesen ist ein vorzüglich schönes und geräumiges Kuppelgebäude zu bemerken. Auch steht noch ein sehr alter jüdischer Tempel, der, wie mir ein alter Rabbi aus Handschriften zeigte, 1091 Jahre alt seyn soll. Die jüdische Gemeinde bewahrt in diesem, den Einsturz drohenden Hause, verschiedene alte Manuscripte, unter denen vielleicht ein gelehrter Orientalist manches Schäßbare herausfinden würde, und an deren Untergange Staub und Insekten hier ungestört arbeiten.

Perekop heißt die in der Geschichte so berühmte Festung, die wegen der hier ehemals vorgefallenen blutigen Auftritte, und als Schlüssel zu der Halbinsel Krimm, noch immer merkwürdig bleibt. Die Tataren nennen sie Drkapi, welches so viel als Thorstadt bedeutet, und die russische Benennung Perekop sagt soviel, als ein Graben oder Kanal von einem Meere zum andern. Die Festung, welche gänzlich verfallen war, ist größtentheils wieder hergestellt. Perekop steht beinahe in der Mitte der Linie, die man in ältern Zeiten als Kordon von dem schwarzen bis zum faulen Meere gezogen hat; die Entfernung vom schwarzen Meere beträgt in beinahe gerader Linie 4 Werste, und die vom faulen Meere drei und eine halbe. Die Linie selbst

bestehet aus einem ziemlich breiten, tiefen Graben, der bei beiden Meeren durch eine Batterie gedeckt wird. Baktichisarai ist die von den ursprünglichen Einwohnern jetzt am meisten bewohnte Stadt. Sie liegt, von felsigten Abgründen und Bergen rings umgeben, gleichsam in einem Kessel, und überrascht das Auge auf eine sehr angenehme Art, weil man, wegen der ziemlich hohen Berge, die Stadt nicht eher erblickt, bis man im Begriffe ist, zu ihr hinabzusteigen. Die mit vielen Schornsteinen versehenen tatarischen Häuser, und die auf jedem Hofe stehenden schönen hohen Bäume, verbunden mit der reizenden bergigten Lage, geben diesem Orte ein sehr romantisches Ansehen. Dazu kommt noch das angenehme Rauschen und Plätschern der Bergwasser, welche von den Bergen herabströmen, und ihren Lauf durch die Straßen der Stadt fortsetzen. Mit dem größten Rechte kommt ihr daher der Name: Baktichisarai zu. Dieses Wort bedeutet, nach einer wörtlichen Uebersetzung: Gartenpallast, und mag zur Zeit ihres eigentlichen Glors sehr richtig gewesen seyn. Die vielen Ruinen zeigen deutlich, wie äußerst groß und schön ehemals die Stadt war, aber auch jetzt ist sie noch unter allen krimmischen Städten die größte, und die, welche am meisten bewohnbare und bewohnte Häuser enthält. Selbst die Fel-

sen richtete man ehemals zu Wohnungen ein, wie dieses die Spuren von den ehemals eingehauenen Höhlen hinlänglich beweisen. An diese Höhlen stießen Häuser, die von Erdziegel und Meersandsteinen aufgeführt waren und jetzt ebenfalls verfallen sind. Diese Ersparung jedes leeren Raumes giebt uns den überführendsten Beweis von der außerordentlichen Volksmenge und der Betriebsamkeit, welche hier in vorigen Zeiten herrschte. Die Länge des schmalen Thales, in welchem die Stadt liegt, beträgt ohngefähr 4 Werste. Es läuft beinahe halbmondförmig zwischen hohen Bergen fort und endigt sich in zwei äußerst enge Ausgänge. Die Hauptstraße der Stadt läuft etwa drei Werste lang in der Mitte dieses Thales fort; auf beiden Seiten stehen Häuser mit Buden, in denen Pelzwerk, Lederzeug, Nahrungsmittel, Eisenarbeiten und verschiedene andere Nothwendigkeiten verkauft werden. Die Tataren, welche Handwerker sind, arbeiten in ihren Buden, wenn der Verkauf sie nicht beschäftigt, und dieses alles zusammen genommen, giebt der beschriebenen Straße eine ziemliche Lebhaftigkeit. Die von dieser quer ablaufenden Straßen sind eben nicht die regelmäßigsten; man findet sie mehr oder weniger bewohnt, jedoch ohne Buden. An mehreren Plätzen trifft man stets fließende Fontainen, die

ein schmackhaftes, reines und klares Wasser geben. Hier residirten ehemals die Chans. Wie sehr sie für ihre Bequemlichkeit sorgten, sieht man aus dem schönen, nach tatarischer Art, prächtigen Pallaste, der auch bis jetzt noch erhalten ist. Verschiedene stets laufende Brunnen sind in dem Vorhause angelegt, und gleich daran stößt ein sehr artiger mit Obstbäumen bepflanzter Garten. Nicht weit davon trifft man ein steinernes Haus an, in dem die verstorbenen Chans, welche hier residirten und starben, beigesetzt sind.

Sewastopol, das ehemalige Achtiar, liegt ganz nahe an dem Hafen, welchen die Natur so vortheilhaft gebildet hat, und bestehet meistens aus Häusern für die Seeofficiere und Matrosen, denn in Friedenszeiten liegen hier alle Kriegsschiffe, die nicht gebraucht werden.

Karasubasar, am Flusse Karassu, ist nach Baktichisarai die am meisten bevölkertste Stadt. Sie liegt nahe bei einem großen Kreideberge, beim Anfange der Gebirge, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Ihre Straßen sind in dem schlechtesten Zustande, voller Steinhäufen und Moräste. Die Häuser sind klein, enge und niedrig, aber von Tataren und Juden häufig bewohnt.

Balaklawo liegt nahe am schwarzen Meere und hat einen Hafen. Hier lebt ein großer

Theil der Albaneser, die gleichsam ein bürgerliches Militair=Corps vorstellen, und vom Handel und Ackerbau sich ernähren, hingegen bei feindlichen Anfällen die Beschüzung ihres Vaterlandes übernehmen.

Die Wasserleitungen, deren Ueberbleibsel man noch in verschiedenen krummischen Städten findet, gehören zu den vortrefflichsten Anstalten, die dieses Land aufzuweisen hat. Ob, wie man von Raffa behauptet, diese Wasserleitungen noch von den Zeiten der Genueser herkommen, lasse ich dahin gestellt seyn. So viel ist gewiß, daß sie schon vor vielen Jahren angelegt sind, denn man findet über vielen Brunnen Spuren von gehauenen Wappen und alten, lateinischen Buchstaben ähnlichen Schriftzügen. Die Menge dieser dicht neben einander fortlaufenden Leitungen und die große Anzahl der ehemals beständig fließenden Brunnen beweisen hinlänglich, daß sie zu einer Zeit angelegt sind, da die Städte außerordentlich stark bevölkert waren. Das Quellwasser, welches in den Bergen entspringt, wird mehrere Werste weit zu den Städten in irdenen Röhren hingeführt. Diese Röhren sind etwa einen Fuß lang und haben ohngefähr vier Zoll im Durchschnitt. Sie liegen mehr oder weniger tief in der Erde, je nachdem die Quelle hoch oder tief liegt, und laufen von da bis zu

dem in der Stadt befindlichen Bassin, wo sie hineingeleitet sind. Zu diesem mit Quadersteinen oder Marmor ausgemauerten Bassin führen verschiedene Treppen, damit man bequemer Wasser schöpfen kann, und auf den Seiten sind Sitze für die Ermüdeten zum Ausruhen angebracht. Die hintere Mauer dieser Behälter ist einige Fuß höher, als der übrige Umkreis, über der Erde erhaben, oben ausgeschweift und mit einigen Auszierungen versehen. Durch diese geht die wasserführende Röhre, und über derselben ist der Inscriptions-Stein befindlich. In Kassa, Baktichisarai und Koslow trifft man solche mehr oder weniger erhaltene Brunnen. Sie geben aber theils sehr sparsam Wasser, theils trocknen sie während der heißen Sommertage aus, weil bei den Quellen nicht gehörig nachgesehen wird, und die zerbrochenen Röhren nicht durch neue ersetzt werden. An den Heerstraßen findet man ebenfalls hie und da stets fließende Fontainen, unter denen Tröge und Rinnen angebracht sind, um das Wasser aufzufangen, aufzubewahren und das überflüssige abzuleiten. Mehrentheils sind diese Brunnen aber nur in dem gebirgigten Theile befindlich.

Die öffentlichen Heerstraßen sind überall in dem besten Stande, jede Werst lang mit einer kleinen steinernen Pyramide und alle zehn Werste

mit einer weit größeren, auf einem viereckigten Piedestal ruhenden Pyramide besetzt. Die kleinen Bäche und Flüsse sind mit Brücken bedeckt, welche die einstweilige Ueberfahrt wenigstens erlauben, obgleich ihre Bauart eben nicht sehr sicher und dauerhaft ist. Diejenigen Gegenden ausgenommen, wo die reißenden Bergströme die öffentlichen Wege durchschneiden, sind die Straßen sehr fahrbar und bequem eingerichtet. Außerst unangenehm ist es freilich für den Reisenden, oft durch die plötzliche Anschwellung dieser Flüsse aufgehalten zu werden, oder durch die gewagte Durchfahrt sich der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen; allein so sehr auch eine Aenderung hierin zu wünschen wäre, so schwer und kostbar würde es doch seyn, diese auszuführen. Die Ergießungen der Flüsse nach Regengüssen sind theils so weit verbreitet, theils bestehen ihre Ufer aus steilen Bergen, und dieses, mit noch andern Schwierigkeiten verbunden, macht die Anlegung irgend einer Brücke äußerst umständlich, und an manchen Orten unmöglich. —

Die brennbaren Materialien, welche man zum Einheizen der Zimmer und zum Kochen anwendet, sind nach der Verschiedenheit der Lage der Dörter sehr verschieden. Man bedient sich dazu des Holzes, des Schilfes, des Rißiks und des Burjans. Von allen diesen werde ich be-

sonders reden. Das Holz, welches man allenthalben, da wo es zu haben ist, zum Gebrauch vorziehet, befindet sich nirgends im Ueberflusse, wird 30 und mehrere Werste weit hergeführt und ist gar nicht wohlfeil. Indessen brennt man es in Kassa, Karasubasar und andern Städten. Die Waldungen vermehren sich von Jahre zu Jahre, da man jetzt die neue Anpflanzung schonet, und nicht wie sonst die schönsten jungen Stämme umhauet. Die Griechen, Armenianer und Tataru heizen gewöhnlich des Winters ihre Stuben nicht, sondern sie bedienen sich des Kohlenfeuers, womit sie ihre Stuben nothdürftig erwärmen, oder sie haben zugleich Kamine. Durch Schaden gewizigt gehen sie sehr vorsichtig mit dem Kohlenfeuer um, lassen die Kohlen auf der Straße hinsänglich ausglühen und bestreuen sie mit ein wenig Salz, ehe sie solche in die Stube bringen. Zur Winterzeit trifft man in jedem Zimmer ein tiefes, kegelförmiges, oben mit einem breiten Rande versehenes kupfernes Becken mit ausgeglühten Kohlen. Diese Art der Erwärmung ist mehrertheils bei allen asiatischen Völkern in Gebrauch. Das Gefäß, dessen sie sich dazu bedienen, ist unter dem Namen *M a n g a l* allgemein bekannt. Nie habe ich bei der Vorsicht, mit welcher sie dabei zu Werke gehen, schädliche Folgen davon beobachtet; denn alle diese Völker sind hier-

auf außerordentlich aufmerksam, und lassen den Mangel sogleich zur fernern Ausdünstung hinaustragen, wenn sie den geringsten Dunst bemerken. Um indessen bei dieser Erwärmung der Zimmer nicht zu frieren, muß man freilich nach Landesfittte, das heißt: mit mehreren Pelzen bekleidet sein. Um Peresop und Ganiel, wo die Natur nicht einen einzigen Strauch, vielweniger Bäume hervorbringt, würde man während eines heftigen Winters (dergleichen ich im Jahre 1799 zu bemerken Gelegenheit hatte, da das Thermometer nach Reaumur mehrere Tage hindurch auf funfzehn Grad unter 0 stand) in Gefahr seyn zu erfrieren, wenn die dringende Noth nicht immer erfindungsreich wäre. In Ganiel weiß man sich daher sehr gut mit Schilf zu behelfen, und um Peresop bereitet man den Kist, der, so viel ich weiß, in Deutschland eben nicht bekannt ist. Man erhält ihn, einmal, indem man den auf den Steppen zerstreuten Kuhmist einsammelt, trocknet und in Haufen bringt, dann aber auch auf folgende Art: die Ställe, in denen Kühe und Schaafe stehen, werden nie ausgemistet, und da dem Vieh wenig oder gar nicht gestreut wird, so tritt es den Mist so fest zusammen, daß der Boden der Hürde oder des Stalles mit einer mehr oder weniger dicken Mistkruste bedeckt ist, die den ganzen Winter hindurch bis

zum Anfange des Frühlings entsteht. Im May läßt man diesen zusammengetretenen Mist in kleine würflichte Stücken abstechen, auseinander legen, und in der Sonne dörren. Mit diesem Kist heizet man die Zimmer, backet Brod und kocht dabei das Essen. Fein Kochen hat man nur die Vorsicht zu beobachten, daß man ihn völlig brennen und in heller Flamme auflodern läßt, ehe man die Töpfe beisezt, weil die Speisen sonst einen widerlichen Geruch annehmen. Diese Erfindung gereicht den russischen Regimentern zum außerordentlichen Nutzen, indem es ihnen in wälderleeren Steppen sonst beinahe unmöglich seyn würde, ohne dieselbe fortzukommen. In den Ebenen und holzleeren Orten sammeln die Tataren zur Herbstzeit verschiedene staudenartig wachsende Pflanzen ein, womit sie ihre Stuben erwärmen und dabei kochen. Sie nehmen auch die Stengel von Verbascum, Onopordon etc. Man nennt diese Brennmaterialien im gemeinen Leben *Burjan*, ein russisches Wort, das so viel als Unkraut bedeutet.

Die Gärten, welche man in der Krimm findet, darf man nicht mit europäischen Gärten vergleichen. Sie sind gänzlich von ihnen verschieden, besitzen aber doch in ihrer Art Manigfaltigkeiten und Reize, die das Auge um so mehr an sich ziehen, je seltner es solche Aussichten genießt.

Man trifft diese angenehmen, oft ziemlich großen Baumgärten in der Nähe der tatarischen Häuser, an den vortheilhaftesten Orten, in der Nähe der Bäche und Flüsse. Diese Lage ist sehr nothwendig, weil sonst die versengende Hitze der dürren Sommertage alles verbrennen würde. Die wenigsten Gärten aber sind jetzt noch in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten, und man sieht meistens nur noch einige Ueberbleibsel von ehemaligen größern Anlagen. Diese Baumgärten sind eigentlich geräumige Wiesen, die mit einer kleinen Mauer oder Buschwerk umgeben sind, und in denen haufenweise Obstbäume mancherlei Art wachsen. Sie stellen beinahe einen natürlichen Wald von Obstbäumen vor, in welchem sich die Bäume von selbst und ohne alle Kultur fortpflanzen; denn die Tataren verstehen nichts von der Kultur der Bäume, und sie sind dazu auch zu träge, wenn sie gleich die Kenntniß davon hätten. Ueberaus angenehm und schatzigt sind diese Gärten während der heißen Sommertage, und zugleich versehen sie den Haushalt mit verschiedenen nützlichen Früchten. Linden, Eschen, Pappeln stehen hier neben den Obstbäumen gesellig unter einander. Die schlanke Kletterpflanze windet sich gleichsam, als wüchse sie wild, um irgend einen Stamm, oder steht für sich allein, wie eine Staude. Die einzige Sorgfalt, wel-

che die Eigenthümer auf diese Gärten verwenden, besteht darin, daß sie für die Bewässerung derselben sorgen.

Da die Tataren, wie gesagt, nichts von der Veredlung der Bäume verstehen, und sie sich gar keine Mühe geben, gute Obstsorten zu erhalten, so sind alle Früchte lange nicht von der Güte, wie man, nach der Beschaffenheit des Klima und des Erdreichs, erwarten sollte. Es fehlt daher gar sehr an Mannigfaltigkeit der Gattungen, und die Früchte selbst sind mehlicht, sauer oder unschmackhaft. Von der nunmehr angefangenen Verbesserung des Gartenbaues hat man sich aber in der Zukunft den herrlichsten Nutzen zu versprechen. Alle Früchte sind übrigens in der Krimm sehr wohlfeil. Die Arbusen oder Wassermelonen werden vorzüglich groß, und sind sehr saftig und schmackhaft. Man baut sie in großer Menge, und verkauft das Dka (drei Pfund) um zwei und drei Kopeken. Auch werden sehr kleine, saure und süße Kirschen, eine große Art Birnen, deren nur wenige auf ein Dka gehen, Pflaumen, einige Arten Melonen und andere Früchte zum Verkauf nach den Städten gebracht. Andere europäische Küchengewächse trifft man in der Krimm nicht so häufig, als man es zum Besten der dortigen Einwohner wünschen sollte. Vor zehn oder zwölf Jahren zog man sie aber noch weit weniger als jetzt.

Die, nach asiatischen Sitten und Gebräuchen lebenden Einwohner machen sehr wenig aus diesen Gewächsen, und viele derselben sind ihnen auch gar nicht einmal bekannt: Gurken, Kohl und Rüben werden bloß zum Verkauf gebracht, jedoch sehr spärlich. Man muß daher schlechterdings selbst Oekonomie treiben, um die nöthigen und zur Erhaltung der Gesundheit so nothwendigen Zugemüse zu erhalten. Denn natürlicherweise ist das beständige Fleischessen während der heißen Sommertage sehr geschickt, Krankheiten zu erzeugen, und man hat sich um so viel mehr vor dem häufigen Genuß desselben zu hüten, je kürzere Zeit man dort gelebt hat.

Ich komme jetzt auf den Weinbau, der in der Gegend von Sudaek am stärksten getrieben wird. Man findet hier die Weinstöcke nicht auf oder an den Bergen, sondern in den Thälern, welche Anlage wahrscheinlich wegen der so nöthigen Bewässerung befolgt worden ist. Während einer trockenen Witterung wird der thonigte, steinigste Erdboden so dürr, daß Spalten und Risse in ihm entstehen, und auch dieses mag dazu beigetragen haben, daß man die Reben nicht auf Anhöhen angepflanzt hat. Man überläßt die Weinstöcke, außer daß man sie tränkt und beschneidet, gänzlich der Pflege der Natur, und dessen ungeachtet erhält man sehr gute

Früchte. Die Trauben sind außerordentlich groß und von vortrefflichem Geschmack. Man findet nicht selten Trauben, die vier bis sechs und mehrere Pfunde wiegen, und einzelne Beeren von drei und mehreren Lothen. Der aus den Sudacker Trauben zubereitete Wein ist angenehm säuerlich und besitzt sehr viel Geist. Er enthält sehr viele fixe Luft, schäumt daher außerordentlich, und hat bei einer sorgfältigen Zubereitung viel Aehnlichkeit mit dem Champagner. Der schlechte gemeine Wein ist mit sehr vielen wässerigten Theilen vermischt und friert daher bei einer sonst eben nicht strengen Kälte; aber freilich muß man dieses auch den flachen und ungewölbten Kellern mit zuschreiben. Unstreitig wird man in der Folge aus den saftigen und wohlschmeckenden Trauben durchgehends den besten Wein bereiten. Wenn man den jetzt gewöhnlichen verkäuflichen Wein schaal, trübe und sauer findet, so liegt dies bloß an der wenigen Sorgfalt und Reinlichkeit, die man bei dem Keltern, der Gährung und der Aufbewahrung anwendet. Ueberdem verkauft man eine große Menge der schönsten und besten Trauben, und fügt dadurch der Güte des Weins einen großen Schaden zu. Im Herbst wird der Most von den Tataren zu 40 bis 50 Kopeken der Eimer verkauft, welchen der betriebsame Grieche und

Armenier aufkauft und nachher dasselbe Maaß einjährigen Weins um einen Rubel wiederum verhandelt. Was die Farbe des Weins betrifft, so hat man zwar rothen und weißen, allein der letztere ist der gebräuchlichste.

Die Hausthiere, die in der Krimm zum arbeiten oder anderer Vortheile wegen gehalten werden, sind zwar meistens dieselbigen, welche man in andern neuuropäischen Ländern zu sehen gewohnt ist, indessen hält man hier das Kameel mit zwei Höckern in der Gegend von Perekop, Koslow und Kertsch. Diese Thiere ziehen, obgleich sehr langsam, außerordentliche Lasten fort, und erfordern, wie bekannt, keine große Pflege. Man sieht sie oft zu vieren vor einen Wagen gespannt. Sie sind gar nicht wohlfeil: denn man verkauft das Paar zu hundert und zwanzig und mehreren Rubeln. Die gemeinen Ochsen und Kühe, welche man überall antrifft, sind nur mittelmäßig groß; inzwischen findet man auch ukrainisches Vieh, das durch die aus Rußland gekommenen Regimenter und auf andere Art hieher gebracht worden ist. Die Tataren haben bei ihren Kühen die schlimme Gewohnheit eingeführt, daß sie sich durchaus nicht anders melken lassen, als wenn das Kalb bei ihnen ist. Dieses hat die unangenehme Folge, daß man

nicht den gehörigen Nutzen von der Viehzucht zieht, den man sonst erhalten könnte, und daß die Milch verloren ist, sobald das Kalb verunglückt. — Die Pferde stehen eigentlich in einem größern Ruße, als sie es verdienen. Sie sind sehr leicht, hitzig und zum geschwinden Laufen vortreflich; aber sie sind nicht sehr dauerhaft, und zu anhaltender Arbeit nicht sonderlich geschickt.

Der Verkaufshandel, welcher in der Krimm getrieben wird, ist für den Krämer äußerst einträglich. In der Gouvernements-Stadt Simferopol und drei Werste von Karasubasar wohnen russische Krämer, die einige Sorten Tuch, Leinwand, Lebensmittel und sonstige nothwendige Bedürfnisse mit außerordentlichem Vortheil verkaufen. Meistentheils ziehen sie diese Waaren unmittelbar aus Moskau, oder auch aus Krementschug, Charkow und andern russischen Handelsstädten. Einige in Cherson ansässige Kaufleute fangen auch an, diesen Krämern solche Waaren in Kommission zu geben, die sie mit Schiffen aus dem mittelländischen Meere, oder über Konstantinopel erhalten haben, allein der Absatz ist unbedeutend, da sich, außer den russischen See- und Landoffizieren, nur wenige Käufer finden. Ein beträchtlicher Tausch- und Geldhandel wird hingegen mit den krimmischen Lämmer-

fellen getrieben. Im Frühjahr reisen ansässige Armenier, oder aus Polen kommende Juden auf den Dörfern in der Nachbarschaft von Koslow herum, und kaufen von den Tataren die bläulichweiß-gesprenkelten Lämmerfelle auf. Sie bezahlen das Stück zu anderthalb, bis zu zwei und drei Rubel.

Der Seehandel über das schwarze Meer wird größtentheils durch Griechen, Armenier und Türken betrieben. Die Waaren, die man einführt, sind: baumwollene und seidene türkische Zeuge, einige süße Weine, Liqueurs, Tabak, Weihrauch, verschiedene Syrupe, kupferne Platten, Steingeschirre, nußbaumene Bretter, Eßig, türkische Seife, Baumwolle, Reiß, allerhand Früchte, sogenannte Bachanalien, oder die unter dieser Benennung begriffnen eingemachten oder getrockneten Früchte und Konfekt. Kaffee wird nur in geringer Quantität eingebracht. Die kleinen türkischen oder griechischen, meistentheils einmastigen Schiffe, welche mit diesen Waaren beladen sind, besuchen gewöhnlich mehrere krimmische Häfen und lassen sich ihre Ladung mit barem Gelde bezahlen. Da nun kein russisches Geld außer Land geführt werden darf, so bezahlt man allgemein mit holländischen Dukaten, und da der Zufluß dieser Münzsorte nicht sehr stark ist, so steht der Dukaten in der Krimm in einem außer-

ordentlich hohen Werthe. Man erhält dafür drei Rubel Silber und 25 auch 30 Kopeken, da er im übrigen Rußlande gewöhnlich kaum 3 Rubel gilt. Die Waaren, welche aus der Krimm nach Anadolien und dem Archipelagus geführt werden, sind: rohe Ochsenhäute, weiße und schwarze Wolle, Salz, Boiloken, (wollene gewalkte Decken) Ziegen- und Kameelhaare, Butter, Schaaf- und Rindertalg, Haasenfelle, Flachß, Hanf, Tauwerk, russische Leinwand und dergleichen mehr.

Die Salzseen, welche man so häufig in der Krimm antrifft, sind außerordentlich einträglich, und bringen dem Lande einen sehr großen Nutzen. Man berechnete ehemals die Einkünfte vom Salze auf 400,000 Rubel. Jetzt verkauft die Krone diejenige Quantität Salz, welche zwei vor einen Wagen gespannte Ochsen ziehen können, für zehn Rubel; in diesem Falle muß der Käufer solches aber selbst aus den Salzseen holen. Wem dieses zu beschwerlich ist, der kann das in den Magazinen schon aufgeschüttete Salz nehmen, allein, alsdann erhält er für eben den Preis nur siebenzig Pud Salz. Sonst verkauft man auch das Källo Salz, welches dreißig Dka oder neunzig Pfund wiegt, für vierzehn Kopeken. Ein gewiß sehr geringer Preis! Die Salzgewinnung und Ausfuhrung beschäftigt sehr viele Menschen. Große

Karavänen von hundert und mehreren Ochsenfuhren trifft man beinahe beständig auf dem Wege von Berislawl nach Perekop, und die Ufer des Dniepers sind stets mit einer großen Menge solcher Wagen besetzt, welche hier auf sogenannten Parums (Fähren) auf das gegenseitige Ufer gebracht werden. Diese Fähren fassen gemeinlich zwölf, auch wohl mehrere solcher Wagen.

In Karasubasar, Akmetſchet und Baktichisaraı wird in jeder Stadt an einem festgesetzten Tage wöchentlich einmal Markt gehalten. Der in Karasubasar ist der ansehnlichste. Hornvieh, andere Thiere, Geflügel, Korn, Flachß, Hirse, Tabak, Früchte und dergleichen, findet man zum Verkauf. Die Tataren handeln am liebsten gegen Silbergeld, wodurch diese Münzsorten einen hohen Werth erhalten. Ein Silber-Rubel wird gewöhnlich mit 8 bis 10 Kopelen Aufgeld eingewechselt. Die Imperiale haben zwar auch dort einen höhern Werth; allein Silber gilt nach Verhältniß mehr. Von den Dukaten ist schon oben geredet worden.

Der Aufenthalt in der Krimm wird vorzüglich durch das russische Militair angenehm. Vieles von dem Guten, was man dort genießt, hat man diesem Stande zu verdanken. Die Haltung der Posten, die Besorgung des Fisch- und Aisternfanges, die Einsammlung des Heues, die

Verfertigung manches Hausgeräthes, Meubeln und Kleidungsstücke, und die Besorgung mehrerer zum Leben nothwendiger Bedürfnisse, verschafft der Soldat und Handwerker der russischen Armee. Ueberdem hat man verschiedene, in ihrer Art, schwere Unternehmungen durch die Soldaten in kurzer Zeit glücklich und ohne große Unkosten geschwind bewerkstelligt. Hieher gehört die Anlegung öffentlicher Heerstraßen, welche an manchen Orten mit unsäglichlicher Mühe und Arbeit verknüpft gewesen ist; die Reinigung der Städte von Schutt und Steinhäufen; die Erbauung verschiedener Palläste und Häuser, und manche andere zum allgemeinen Besten abzielende Einrichtungen.

Da die Soldaten nicht immer in den Städten einquartirt werden, so sind sie in die Nothwendigkeit gesetzt, sich Kasernen zu bauen. Diese Häuser stellen gleichsam ein mittelmäßig großes, regelmäßig gebautes Dorf vor, das in der Gegend eines Flusses, oft in der angenehmsten Gegend angelegt, und meistens mit einigen Bäumen umpflanzt ist. Diese Häuser werden von den Soldaten, sobald ihnen ein Standquartier angewiesen ist, mit der größten Geschwindigkeit und Leichtigkeit gebaut. Sie nehmen dazu Leimen, Steine oder Holz, je nachdem ihnen die Gegend eines oder das andre dieser Ma-

terialien darbietet. Diese Häuser sind freilich nichts weniger als dauerhaft gebaut, aber sie geben dem Soldaten doch immer einen weit bessern Aufenthalt, als den in den Zelten.

Manche wichtige Verbesserung läßt sich für dieses Gouvernement hoffen, da jetzt vorzüglich der segnende Vaterblick unsers gütigen Alexanders auf diese Provinzen gerichtet ist.

Guckenberger.

II.

Zwei ökonomische Abhandlungen. Vom Hofrath und Dr. M. Reinhold Berens.

- a) Erinnerungen an den so vortheilhaften als nützlichen Anbau des Polygoni tatarici Linnei, oder des tatarischen, sibirischen Buchweizens.

Schon durch den älteren Dr. Gmelin, der 1737 vom russischen Hofe nach Nord-Asien oder Sibirien, zur Bereicherung der Pflanzenkunde, geschickt war, wurde diese vorzügliche Buchweizenart zuerst bekannt. Der berühmte schwedische Botanist Carl Linné, versetzte selbigen in dem damals berühmten Clifffortschen und Upsalschen botanischen Garten und beschrieb diese neue Buchweizenart in den Abhandlungen

der Stockholmer Akademie vom Jahr 1744, *) mit Anpreisung der weit vortheilhafteren Kultur dieser Buchweizenart für sein Vaterland und jedem kälteren Klima. Von unserm gewöhnlichen Buchweizen, oder sonst auch Heidekorn genannt, der seinen Ursprung aus den wärmsten Mittagsländern hat, ist diese Gattung sehr unterschieden; nämlich: in ihren fettern und weit ausgebreiteteren Wuchs, deren kleine gelbgrünlichen Blüthen, an sehr häufigen langen Seitenstielen sich bis zum stärksten Herbstfrost immerfort zeigen und das reichlichste und weit mehltreichere eckigte Saatkorn ansetzen.

Linné und Bjelke haben nach angestellten Proben im Großen gefunden, daß dieser sibirische Buchweizen allen andern den Vorzug streitig macht, weil er 1) mehr Frucht bringet, 2) nicht so zärtlich in Absicht auf den Frost und die Wahl des Erdreichs ist, 3) mehr Gewicht hat, 4) fast noch einmal so große Halme hat als der gewöhnliche, und die wie Kohl etwas saftig und von einem nährenden Wesen voll sind, daher er denn auch frisch und trocken ein köstliches Futter für Vieh ist, dagegen das Vieh den gewöhnlichen

*) S. Abhandlungen der königlichen schwedischen Akademie der Wissenschaften, übersetzt ins Deutsche von A. G. Kaestner B. VI. p. 105.

harten und nahrungslosen Halm nicht mag, 5) auch daß die Blätter des sibirischen Buchweizens, so lange er im Sommer wächst, eine gute Speise für Menschen seyen, und wie Spinat oder Sallat zugerichtet oder als Grüntraut gekocht werden können. Sie sind vor allen andern Küchengewächsen, vermöge eines, den Kartoffeln etwas ähnlichen, mehligten Wesens, nährend, so, daß wenn sie den Sommer aufkommen, Niemand, der davon gesäet, einigen Mißwachs wegen Hunger zu besorgen hat. "Ich habe, schreibt Bjelke, nebst vielen Andern, die ich davon unterrichtet habe, diese beiden letzten Sommer beständig davon ein wohlschmeckendes, gesundes und nährendes Gericht gehabt, worzu ich nun im jetzigen Sommer den neuen Versuch setze, sie wie Spinat zum Vorrath auf den Winter zu salzen und zu trocknen. Endlich hat mich auch die Erfahrung gelehrt, daß, vieles Getreide zu sparen, dieser Buchweizen am besten ist, indem man damit eine ganze Menge Ferkelchen nähren und den Sommer über füttern kann." *)

Außer der Vortreflichkeit dieser Buchweizenart, und daß sie eigentlich für jedes kältere

*) G. J. C. Krüniz ökonomische Encyclopädie. VII. Theil. p. 239.

Klima, ihrer Herftammung nach, weit beffer paßt als der gewöhnliche Buchweizen, der aus wärmern Gegenden kömmt, und daher von der geringften Kälte gleich leidet, hörte man auch, daß felbiger, befonders in den obern Provinzen Schwedens, zum Beifpiel in der Provinz Weftmoorland, die ftärkften Nachtfrofte und Reife im Herbft 1744 ausgehalten habe, und daselbft von einem Landprediger J. L. Huß, mit reichen Seegen zuerft kultiviret worden fei. *) In den neueren Zeiten aber find manche Anfragen wegen diefer Buchweizenfaat, aus Schweden fowohl als Dännemark, hieher gekommen, welches eine fernere und größere Kultur oder Anbau derfelben eben nicht vermuthen läßt.

Während meines Aufenthalts in Sibirien **) habe ich diefe Buchweizenart (*Polygonum tataricum et perenne*) weder auf ihrem natürlichen Standort, welcher eigentlich am Jeniffei-Fluß bis zum Baikal-See, wohin ich nicht gekommen bin, angegeben wird, noch in irgend einer Kultur dort angetroffen. Vielleicht ift diefe Buch-

*) S. deutsche Abhandlungen der königlichen fchwedifchen Akademie von A. G. Kaeftner. Band XI. p. 211.

**) S. Nordifches Archiv von 1803. Juny-Stück. Nro. 2. Pag. 167.

weizenart, noch unbekannt bei den dortigen alten und neuen Ansiedlern, nur von einigen tatarischen und kalmückischen Völkern daselbst, so wie manche andere nahrhafte Wurzeln und Saamen, benutzt und ohne alle Kultur eingeerntet worden. Am Irtyschfluß und am altaischen Gebirge des südlichen Sibiriens, wo eigentlich meine Station sich befand, habe ich diese vorzügliche Buchweizenart nicht bemerkt, wohl aber zwei andere, ihrer Saamen wegen noch zu untersuchende Species Polygoni, als das *Polygonum ocreatum* und *divaricatum* Linnei, *) besonders bei der Festung Irtkamenogorsk und an der altaischen Linie häufig angetroffen. Nachhero, wie ich schon längst Sibirien verlassen, erhielt ich etwas von der Saat des tatarischen Buchweizens und machte im Jahr 1785 den ersten Versuch damit hier in Livland auf dem Guthe Johannesshoff, der Frau Baronin von Wolf, wo es ganz in der Nähe des Hofes ausgesäet wurde, und auch sehr gut gedeihete. Weil man aber die rechte Zeit der Eimerndtung versäumte oder auch nicht verstand und es nicht genug vor dem zahmen Federvieh, das sehr

*) G. Omei. Flor. Sibir. Tom. III. p. 51. Nro. 39. Tab. 8. et ejusdem Flor. Sibir. Tom. III. p. 57. Nro. 42. Tab. II. fig. I.

darnach trachtet, aushüten konnte, so kam ich fast um allen Saamen dieser zum hiesigen Anbau so würdigen Pflanze, und hatte auch nachher keine Gelegenheit mehrere Versuche damit anzustellen. Bei Uebernahme des hiesigen Hospital-Garten-Hauses, *) erhielt ich wieder von einem sehr würdigen Freund und Liebhaber der Pflanzen und Gartenkunde, der auf einer militärischen Station in Sibirien seit 1802 fast überall gewesen, verschiedene Saaten von daher, worunter auch einige wenige Körner von diesem tatarischen Buchweizen sich befanden. Unverzüglich wurden an 50 Sorten von diesen einheimischen, sibirischen Saaten auf einem Mistbeete vorher ausgesäet, um die erste Anlage zu einem physikalisch-botanischen Quartier im obigen Garten, und zugleich einen Versuch zur Ausbreitung nützlicher, besonders einheimischer Gewächse, damit zu machen. Von dieser ächten tatarischen Buchweizenart erhielt ich indeß nur vier Pflanzen, die ich aber, etwa im Anfange des Junymonats, in einem mäßig gedüngten Sandboden des Gartens sorgfältig verpflanzte und gepflegte, so daß sie sich in der Höhe und in vielen Seitenästen stark ausbreiteten, immerfort auch bis zu

*) S. Nordisches Archiv von 1804. December: Stück No. 2.

den Nachtfrosten im September blüheten und Fruchtkörner ansetzten, und die auch noch bis zum strengsten Frost am Ende des Octobers reiften und grau-schwarzlich wurden. Man sammelte allmählig von diesen reifen und auch halbreifen gelblichen Körnern, indem selbe, wie bekannt, auch bei dem gewöhnlichen Buchweizen noch zum Aufgehen tauglich, fast an einem hiesigen Stoof, ohne was noch überreif abgefallen und von selbst, wie in der Wildniß, sich ausgesäet hat, welches auch hier sicher zu erwarten steht. Das wenige Stroh dieser vier Pflanzen versuchte ich dennoch den Kühen vorzuwerfen, und es wurde mit äußerster Begierde verzehrt; so wie ich hinführo die frischen Blätter dieser Pflanze als Spinat und Kohl, während dem Sommer und auch zum Winter einge-macht, nach obigen Bericht des Herrn Bjelke, in Gebrauch setzen und nützliche Versuche für die Haushaltung darüber anstellen werde.

Nach dieser neueren Erfahrung von diesem, für Menschen und Vieh höchst nützlichen Fruchtkorn, und welche fernerhin durch weit größere Versuche in ein noch helleres Licht zu setzen gedenke, wünschte ich auch in unsern Gegenden diese noch wenig erbaute Saat bekannter zu machen, und dieses für unser nordisches Klima so anbau-

ungswerthes Sommergewächs wieder zu erneuern und auszubreiten.

Unter derselben Anzeige, wie vom Rheorhapontico *) oder dem Mönchsrhabarber, sind daher nur kleine Saamenpakete dieses katarisch-sibirischen Buchweizens, von jedem Liebhaber solcher nützlichen Versuche für Haus- und Landwirthschaft, unentgeltlich abzuholen. Ich hoffe, künftig mit weit größeren Saampaketen dieser so nützlichen Getreideart aufwarten zu können.

b) Ueber den vortheilhaften Anbau des Lini perennis oder immerwährenden sibirischen Leins.

Dieser sibirische perennirende oder viele Jahre in der Wurzel ausdauernde Lein, ist gleichfalls als ein sehr vortheilhaftes Gewächs in der Landwirthschaft schon längst bekannt, und hat zuerst der um die ökonomischen Wissenschaften sehr verdiente, ältere Dr. und Prof. Dan. Gottf. Schreber zu Halle schon im Jahr 1754 eine Abhandlung über den Nutzen und Anbau des perennirenden, sibirischen Leins geschrieben, welche hernach, damit sie ausgebreiteter würde, den hannöverschen Anzeigen vom Jahr 1754 ein-

*) S. December: Stück des Nord. Archiv von 1804.

verleibet wurde. Auf diese Abhandlung wurden viele Oekonomen aufmerksam, besonders ein gewisser Herr v. W. im Hannöverschen. Er ließ sich die Sache ernstlich angelegen seyn, schaffte sich diesen Leinsaamen an, machte viele Versuche damit und übergab im Jahr 1761 dem hannöverschen Magazin seine ökonomischen Bemerkungen. Diese findet man dort im 50. Stücke mit der Ueberschrift: Nachrichten von einem im kleinen gemachten Versuche mit dem perennirenden sibirischen Lein, dessen Fortsetzung im Großen viel Nutzen zu versprechen scheint. *)

Nach diesen Versuchen des obigen Herrn v. W. die er mit einem halben Quentchen dieser sibirischen, perennirenden Leinsaat, welche er durch den patriotischen Verfasser der schweizerischen Briefe unentgeltlich erhalten, im Jahr 1765 und 67 in seinem Garten aufgestellt hatte, erhellet, daß dieser stets währende Lein auf einem, mit weniger schwarzen Erde und mäßigen gewöhnlichen Dünger, vermischten Sandlande, sowohl in höheren trocknen als noch besser in niedrigen und etwas feuchten Boden, sehr gut gedeihet und äußerst vortheilhaft zu erbauen wäre.

*) S. Krünig ökonomische Encyclopädie. Bd. 76. Pag. 239.

Diese Leinpflanze, die ursprünglich aus Sibirien gekommen und gleichfalls zuerst von dem Ritter Linné entdeckt und in seinem Horto Upsal. beschrieben worden, (von wo sie nachhero von einem berühmten Pflanzen- und Kräuterkenner Herrn v. Bjelke in Schweden eingeführt und auch recht gut fortgekommen seyn soll) gehört zu den perennirenden oder stets wachrenden Gewächsen, die man nicht nöthig hat alle Jahre zu säen, folglich auch nicht das Erdreich jährlich umzuarbeiten, um dadurch den Wachsthum neuer Saatkörner zu befördern. Wenn daher diese Saat einmal aufgegangen ist, erfordert sie fast gar keine Wartung, da man alles nöthige gethan, wenn man sie nur einmal jätet. Die Bestellungsart ist einerlei mit dem gewöhnlichen Leine, aber sie kömmt im sandigen Erdreich auch sehr wohl fort und erfordert wenig Düngung. Sie treibt aus einem einzigen Stängel unzählig viele Sprossen, die alle recht guten Flachß geben; man hat deren an einem Stängel schon 20 bis 30 gezählt.

„Dieser Lein wächst ferner sehr gut und hoch
 „auch in hiesigen Gegenden und übertrifft in Hinsicht seiner Höhe, oder eigentlich zu reden Länge, sehr oft allen gewöhnlichen Lein, da ihm der Frost, Schnee und Reif der Wintertage keinen Schaden zufügt. Die neuen Sprossen,

"welche hervorschießen, nachdem man ihn im Au-
 "gust geschnitten hat, erhalten sich den Winter
 "vollkommen gut; sie bleiben unter dem Schnee
 "und Eiß so grün, wie in den Sommertagen,
 "nur versteht sichs, daß sie in der Art grün
 "sind, wie alle andere Winterpflanzen, und also
 "zu der Zeit nicht wachsen können. Indessen
 "haben sie, so wie der Roggen und Weizen, die
 "Kraft, der Kälte zu trotzen, und verdiente
 "daher diese Pflanze mehr Aufmerksamkeit von
 "Seiten der Landwirths. Nach einigen Versu-
 "chen, die damit vor vierzehn Jahren in Pom-
 "mern angestellt worden und sehr gut ausschlu-
 "gen, wählte man zur Ziehung dieser Pflanze
 "ein Erdreich, das etwas mit Sand vermischt
 "war. Solches wurde alsdenn mit zweimali-
 "gem Umackern zubereitet. Kann mans aber
 "haben, so nimmt dieser Lein auch sehr gern
 "mit recht mürben Land und den Herbst vorher
 "mit fettem Mist vorlieb. Sollte dieses
 "aber nicht seyn, so ist er auch mit jedem
 "Acker zufrieden, den sonst der gewöhnliche
 "Lein erhält, wenn er nur nicht von einer Lein-
 "art ausgesogen und gut dabei bearbeitet ist.
 "Man säet den Saamen im April ganz flüchtig,
 "und zwar also, daß man von dieser Gattung
 "zur Ausfaat ein Drittheil weniger als von
 "den gemeinen Leinsaamen nimmt. Das Ein-

"eggen geschieht wie gewöhnlich, doch aber
 "leicht. Dieser bleibet ohngefähr drei Wochen
 "in der Erde, ehe er aufgeht. Wenn er anfängt
 "gut zu wachsen, so muß man das Unkraut,
 "welches ihn ersticken könnte, eben so wie bei
 "dem gemeinen Lein, ausjäten. Vielleicht aber
 "ist solches Jäten auch nicht nöthig, sobald nur
 "der Acker an sich selbst rein ist, denn dieser
 "Flachs wächst sehr stark heran. Indeß, da
 "ich den Versuch, ihn nicht zu jäten, nicht selbst
 "gemacht habe, so überlasse ich solches den Land=
 "wirthen zum Versuche, besonders da nicht
 "aller Boden und alle Bearbeitung überein=
 "kömmt."

"Dieses ist also die Bemühung, welche der
 "Lein, bis er reif wird, erfordert. Wenn er völ=
 "lig reif ist, welches man leicht an den Stängel,
 "der gelb wird, und an den Blättern, die anfan=
 "gen abzufallen, erkennt, so schneidet man ihn
 "mit der Sichel ab; ausraufen aber darf man
 "ihn nicht. Sieht man nicht auf den Saamen,
 "so kann man ihn früher abschneiden, wodurch
 "man einen desto feineren Flachs erhält. Der
 "Stängel oder Stock treibet im folgenden Jahre
 "wieder aufs neue. In diesem Jahre jätet man
 "ihn wieder, wobei man aber nur halb so viel
 "Mühe wie im vorigen Jahre aufwenden darf,
 "weil der Lein schon stark genug wird, um über

"die andern Pflanzen die Oberhand zu behalten,
 "und darin besteht die ganze Wartung dieser
 "Pflanze, sowohl in diesem als in den folgenden
 "Jahren."

"Hauptsächlich muß man Bedacht darauf
 "nehmen, daß das Erdreich, worin man diesen
 "Lein säet, recht aufgelockert sei, und sich keine
 "Klumpen darin befinden, die man, wenn welche
 "vorhanden sind, zerschlagen muß. Wenn das
 "Erdreich gar zu trocken und mager ist, so kann
 "man etwas Mist, aber ganz wenig, darauf
 "führen. Man kann sich nicht besser von dem
 "wesentlichen Vortheile dieser Pflanze überzeugen,
 "als wenn man sie mit dem gemeinen
 "Lein in Vergleichung bringt. Der jährige
 "Lein wird gewöhnlich in zwei Monaten, im
 "April und May, gesäet. Der von der ersten
 "Saat stehet öfters der Gefahr bloß im Mai zu
 "verderben, indem er nicht länger als eilf Tage
 "in der Erde bleibt, bevor er aufgehet. Den
 "sibirischen Lein aber kann man zu Ende des
 "Märzes säen; dieser geht erst im Anfange der
 "vierten Woche auf, und man hat hiebei nichts
 "wegen der Frühlingsfröste zu befürchten, weil
 "er aus einem viel kälteren Lande, als das un-
 "frige ist, kommt, und folglich den Frost und
 "die rauhe Luft gewöhnt ist. Der jährige Lein
 "erfordert ein fettes und wohlgedüngtes Erd-

"reich. Der stets währende Lein kommt hin-
 "gegen in einem sandigen Erdreich fast ohne alle
 "Düngung fort, und erfordert, wie oben schon
 "erwähnt worden, bei der Saat ein Drittheil
 "weniger, als der ordinäre Lein. Der jährige
 "Lein hat eine einfache Wurzel, bringt ei-
 "nen einzigen Stängel und verdirbt nach der
 "Erndte. Die Wurzel des stets währenden
 "Leins hat hingegen mehrere Zweige und treibet
 "alle Jahre neue Sprossen. Man siehet diese
 "Pflanze mit Vergnügen wachsen, wenn die
 "Wurzel anfängt Sprossen zu treiben, indem
 "sie in ganz kurzer Zeit ein kleines Gebüsch bil-
 "det. Der sibirische Lein muß zwar auch im
 "ersten Jahre von allem Unkraute gereinigt
 "werden, welches ihn ersticken könnte, und ist in
 "so fern von dem jährigen Lein, welcher diese
 "nähmliche Vorsicht erfordert, in nichts unter-
 "schieden, doch geschieht diese Arbeit bei den
 "perennirenden Lein mit halb so vieler Mühe,
 "als wie bei dem jährigen. Den sibirischen
 "Lein kann man nicht leicht mit der Wurzel aus-
 "reißen, weil er viel stärkere und tiefere Wur-
 "zeln hat; welches hingegen bei dem jährigen
 "sehr oft geschieht, da man vielfältig bei dem
 "Ausjäten des Unkrauts die ganze Pflanze zu-
 "gleich mit ausreißet. Wenn man den stets
 "währenden Lein im ersten Jahre von allem Un-

"kraut wohl gereinigt hat, so findet man in
 "den folgenden Jahren sehr wenig Unkraut
 "mehr. Bei dem jährigen Lein hingegen muß
 "man diese Arbeit jedesmal mit neuen Kosten
 "wiederholen. Wenn bei dem gemeinen Lein
 "die Pflanze lebhaft ist und breite Blätter be-
 "kõmmt, so hat man Ursache sich eine gute
 "Erndte zu versprechen. Dieses nämliche
 "Kennzeichen findet auch bei dem sibirischen
 "Lein statt, nur hat dieser noch überdieß den
 "Vorzug, daß er den gemeinen Lein in der Höhe
 "ein Drittheil übertrifft. Dieserhalb hat auch
 "der Stängel des stets wählrenden Leins mehr
 "Härte und Holz als der von dem gemeinen
 "Lein, aber dennoch ist der Faden, welchen man
 "von dem sibirischen bekõmmt, eben so gut und
 "wird auch eben so weiß als der von dem ge-
 "meinen Lein, wobei man von dem sibirischen
 "Lein noch weit mehr Flachß als von jenem
 "erhält.

. "Aus diesem Vergleiche kann man wahr-
 "nehmen, wie vieler Vortheil der Anbau des
 "sibirischen Leins gewähret und wiewohl sich
 "eine Landwirthschaft dabei stehen würde. Man
 "erspart in der Wartung, in der Erziehung und
 "in der Saat viele Kosten; man erhält viel-
 "mehr Materie, um Faden daraus zu machen;
 "man darf den Frost nicht befürchten; man

"braucht sehr wenig Düngung, und vermittelt
 "dieses Anbaues kann man schlechten Acker be-
 "ser als sonst nutzen. Man will bemerkt haben,
 "daß die Sandschollen, welche kaum die Saat
 "von Roggen wiedergeben, sehr gut den sibiriz-
 "schen Lein tragen. Vielleicht möchten
 "wir unsere öden Felder, unsere
 "Sandberge, von denen der Wind so
 "vielen Sand wegtreibt und gutes
 "Land damit verdirbt, unsere Step-
 "pen und Dünen damit vortheilhaft
 "besäen können. Welchen Vorthail
 "hätten wir nicht, wenn wir den flie-
 "genden Sand in ein festes grünes
 "Feld verwandelten und von denjeni-
 "gen Dertern, auf welchen nicht ein-
 "mal das elende Heidkraut wächst,
 "den kostbaren Flachß zu unserer Be-
 "kleidung und zum Verkauf abschnei-
 "den könnten. *)

"Es ist freilich wahr, daß auch dieser sibiriz-
 "sche Lein, nach Beschaffenheit des Bodens,

*) Welche herrliche Anwendung könnte nicht von die-
 sem ächt-patriotischen Gedanken bei unserm sonst
 so schön gelegenen Riga, auf ihren rund herum
 so beschwerlichen öden Sandbergen und flachen
 Wüsten gemacht werden. D. B.

"stark oder schwach wächst; daß er also auf ei-
 "nem durchaus dürren Flugsande, wegen Man-
 "gel der Nahrung, nicht völlig so lang wird
 "und auch nicht so dicke Stängel treibt, als
 "dort wo er mehr Nahrung hat. Indessen er
 "wird doch immer groß genug und größer als
 "mancher gemeiner Leinsängel. Kommt man
 "ihm aber nur etwas dabei zu Hülfe und giebt
 "ihm im Herbst, wenn die Stängel abgeschnitten
 "werden, nur sehr wenigen kurzen Mist, wel-
 "cher nur darüber hergestreut werden darf, so
 "wird man in folgendem Jahre schon eine merk-
 "liche Verbesserung an der Pflanze wahrneh-
 "men."

"Die übrige Bearbeitung dieses Leins ist
 "völlig gleich mit derjenigen der gemeinen Sor-
 "te, und daher will ich solche nicht wiederhoh-
 "len, sondern nur dies noch anmerken, daß
 "man bei der Röthe und den nachmahlgigen Be-
 "arbeitungen darauf Rücksicht nehmen müsse,
 "daß diese Stängel dicker sind und mehr Holz
 "haben. Wenn nun zwar der Faden und die
 "Leinwand, welche man bisher von dem sibiri-
 "schen Leine erhalten hat, zuweilen nicht ganz-
 "lich so fein ausgefallen ist, als der von dem
 "gewöhnlichen Lein, welches theils an den Bo-
 "den liegt, nach dessen Güte er schwache oder
 "starke Stängel treibt, theils aber auch an der

"Bearbeitung des Glases selbst, indem man
 "ihn nicht genug von dem Holze gereinigt und
 "die zusammenklebenden Härchen nicht genug
 "getheilt haben mag; so ist hieran im Ganzen
 "nicht so viel gelegen, weil die feinste Leinwand
 "nicht die unentbehrlichste ist, sondern meistens
 "theils nur zur Vermehrung des Luxus dient.
 "Die mittelmäßige Leinwand aber ist die beste
 "und nützlichste. Sobald uns der sibirische
 "Lein dergleichen Leinwand liefert, so können
 "wir wohl damit zufrieden seyn, indem wir
 "hierbei nicht nur in Ansehung des Anbaues
 "und der Pflege viele Kosten ersparen, sondern
 "auch vielen Glas von dieser Pflanze erhalten."

Zu der Anpreisung und so vollständigen Behandlung dieser so anbauungswerthen Leinart, welche unter dem Leinartitel in Krünizens ökonomischer Encyclopädie Bd. 76. S. 232. nachzulesen und woraus ich obigen wichtigen Auszug für alle Nichtbesitzer dieses großen und wichtigen Werkes, besonders für meine hiesigen geliebten Landsleute zu nachahmungswerthen Versuchen, in diesen gemeinnützigen Blättern einrücken lassen, habe ich nur noch einige wenige eigene Erfahrungen und Bemerkungen über diese so wichtige Pflanze hinzuzusetzen.

Schon in den Jahren 1768 bis 70 fand ich diesen sibirischen Lein mit vielen andern sibirischen Pflanzen in dem Göttingschen botanischen Garten, vermuthlich von dem großen Botanisten v. Haller daselbst eingeführt. Von den dort gezogenen Pflanzen, die mir gleich sehr vortheilhaft zum Anbau für unsere Gegenden schienen, brachte ich bei meiner Zurückkunft von der Akademie im Jahr 1771 etwas Saamen mit und suchte auch sogleich selbigen in meinem Vaterlande anzupreisen.

Aber noch in diesem Jahre reiste ich nach St. Petersburg, Moskwa und so weiter bis nach der Station im südlichen Sibirien, wo ich alle diese, besonders im Göttingschen botanischen Garten, mir vorher bekannten Pflanzen in loco natali begierigst zu betrachten hoffte. Doch ich hatte nicht das Glück, dieses sibirische *Linum perenne* zu entdecken, noch irgendwo in einer Kultur dort anzutreffen; und so hatte ich auch weiter bei meiner Zurückkunft keine Gelegenheit, darüber Versuche anzustellen. Unter den sibirischen Saaten, die ich im vorigen Sommer zum botanischen Quartier des hiesigen Hospitalgartens aussäete, waren auch einige Körner von diesem sibirischen Lein. Einige wenige sind aufgegangen und noch spät im Herbst versetzt worden. Diese frische Saat von 1802,

kam ursprünglich aus dem forchonischen Gebirge des so wichtig als mächtigen Altaï, wo allerhand Marmor- Gaspis- und Porphir-Arten für den Hof gebrochen werden.

Auch mein Nachbar, der rühmlichst erwähnte Herr Ältester Groot, hatte von derselben Saat etwas erhalten, weit früher selbige ausgesäet und ein Paar Pflanzen in einem feuchten und fetten Gartenlande verpflanzt. Diese zwei Pflanzen schienen in den für sie ergiebigsten Boden versetzt zu seyn, denn sie hatten sich zu großen Büschen ausgebreitet und trieben in einem Sommer eine Menge Sprossen und Stängel, wovon einige in freier Luft zur Blüthe und auch reifen Saat kamen. Um aber noch mehrere Saat von diesen beiden Pflanzen zu erhalten, versetzte man sie, noch vor dem ersten großen Frost, wieder in Töpfe und brachte sie ins Gewächshaus, wo sie noch immer fortblühten und schönen reifen Saamen, wohl an zwei Quentchen oder ein halbes Loth, gaben. Auch von dieser Saat will ich einige wenige, nur kleine Pakete, an ächte Liebhaber der Pflanzenkultur austheilen, mit der Versicherung, daß ich mir alle Mühe geben werde, künftig den Vorrath zu vergrößern, so wie ich mit noch manchen andern, besonders nützlichen sibirischen Pflanzen, Stauden und Bäumen, die Bekanntmachung in

diesen Blättern, zur gemeinnützigen Ausbreitung derselben, allmählich fortsetzen werde.

III.

Ueber die glücklichste Lebens-Periode.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke, Pantheon der russischen Literatur genannt, von J. de la Croix.

Die Menschenliebe bewog ohne Zweifel Cicero, das Alter zu loben; ich glaube aber nicht, daß sein Tractat die Greise wirklich tröstet: dem Scharfsinn wird es leicht den Verstand zu fesseln, doch wird es ihm schwer das natürliche Gefühl zu überwinden.

Kann man wohl die Krankheit rühmen? — Das Alter ist ihre Schwester! Hören wir einmal auf, uns und andere zu täuschen; hören wir auf, zu beweisen, daß die Wirkungen der Natur und ihre Erscheinungen für uns wohlthätig sind — vielleicht sind sie es im allgemeinen Plan; da dieser aber bloß dem Ewigen bekannt ist, so kann auch der Mensch von Dingen in dieser Rücksicht nicht urtheilen. Der Optimismus ist keine Philosophie, sondern ein Spiel des Verstandes; die Philosophie beschäftigt sich bloß mit

reinen Wahrheiten, wenn sie auch traurig wären; sie verwirft die Lüge, wenn sie auch uns schmeichelte. Der Schöpfer wollte vor dem Menschen den Schleier, der seine Handlungen bedeckt, nicht abnehmen; und unser Rathen wird niemals die Kraft der Ueberzeugung haben. Selbst den Schwärmereien Rousseau's entgegen muß die Kindheit, dieses unaufhörliche Ringen des schwachen Lebens mit dem unerfülllichen Tode, uns beklagenswerth scheinen; mag Cicero das Alter loben, so ist es doch immer traurig; und Trotz Leibniz's und Pope's Behauptungen, wird diese Welt die Schule des Duldens bleiben. Nicht umsonst hatten die alten Völker eine Sage, daß der irdische Zustand des Menschens sein Fall oder seine Strafe sey; diese Sage gründet sich auf das Gefühl des Herzens. Die Krankheit erwartet uns hier bei der Ankunft und beim Scheiden, und in der Mitte verbirgt sich unter den Rosen der Gesundheit die Schlange des herzlichen Kummer's. Das lebhafteste Gefühl des Vergnügens enthält in sich einen gewissen Mangel; das mögliche und doch so seltene irdische Glück wird durch den Gedanken verfinstert: daß entweder wir es verlassen werden, oder daß dasselbe uns verlassen wird.

Mit einem Wort, allenthalben und in Al-
lem, was uns umringt, finden wir Mängel.
Doch behaupten die Wörter: das Wohl, das
Glück, ihren Platz im Wörterbuche dieser
Welt. Die Vergleichung bestimmt den Werth
eines jeden Gegenstandes: Das eine ist besser
wie das andere — das ist Wohl! Dem einem
ist besser wie dem anderen — das ist Glück!

Aber welche Epoche des Lebens kann man
wohl die glücklichste nach der Vergleich-
ung nennen? — Die ist es nicht, in wel-
cher wir zu der physischen Vollkommenheit un-
sers Daseins gelangen; (denn der Mensch ist
nicht bloß ein Thier) — es ist aber die Epo-
che, wenn der Mensch die letzte Stufe der
physischen Reife erlangt — eine Zeit, in
der alle Fähigkeiten der Seele, vollkommen
entwickelt, wirken, die körperliche Kraft aber
noch nicht bemerkbar abnimmt; wenn wir schon
die Welt und die Menschen, ihre Verhältnisse
gegen uns, das Spiel der Leidenschaften, den
Preis des Vergnügens, und das für sie be-
stimmte Gesetz der Natur kennen; wenn unser
Verstand, reich an Ideen und Erfahrungen,
das wirkliche Maaß der Dinge findet, die Wün-
sche seines Herzens nach demselben abmißt und
dem Leben den allgemeinen Charakter der
Klugheit giebt. Der Frucht der Bäume

gleich, ist das Leben vor dem Anfange des Weltens am süßesten.

Diese Wahrheit beweist mir das Edle des Menschen. Wenn die kluge Moralität ein zufälliges Eigenthum unseres Daseins (wie einige behaupten) und nur die Folge der gemeinschaftlichen Verbindungen wäre, in welche wir gekommen, weil wir von den Pfaden der Natur abweichen: so würde sie nicht im Stande seyn, mit ihren Vergnügungen uns die Lebhaftigkeit und das Feuer der blühenden Jugendjahre zu ersetzen; ja, nicht allein zu ersetzen, sondern um vieles den Werth des Lebens zu erhöhen; denn der Mensch von fünf und dreißig Jahren wird ohne Zweifel nicht mehr so wie ein Jüngling von Leidenschaften angefeuert, und kann in der That weit glücklicher als ein Jüngling seyn.

In diesem Alter sind größtentheils die Menschen Gatten, Väter, und genießen während dieser Lebensperiode das sicherste Vergnügen: das häusliche. Wir begrenzen alsdann die Sphäre unseres Daseins, um nicht in der Ferne dem Vergnügen — nachzulaufen; wir hören auf, in den neblichten Gefilden der Schwärzerei uns zu verirren; wir leben zu Hause, leben mehr mit uns selbst, verlangen weniger von den Menschen und der Welt; das Mislingen irgend einer Sache kränkt uns weniger,

weil wir weniger auf glückliche Zufälle hoffen. Das Loos ist geworfen: der Stand ist gewählt, bestimmt; wir bemühen uns den Werth desselben durch den allgemeinen Nutzen zu vergrößern; wir wollen in der Welt wohlthätige Spuren unseres Daseins zurücklassen; die Erziehung der Kinder, die Wirthschaft, Bekleidung öffentlicher Aemter, verwandeln sich für uns in moralische Freuden, die Freundschaft in eine süße Erhöhung. Die Felder, durch unseren Fleiß bereichert — ein Gärtchen, von uns bearbeitet — Landleute die uns danken — ruhige heitere Gesichter der Unsrigen, ihre für uns schlagenden Herzen — gewähren der ruhigen Seele eines erfahrenen Mannes mehr wahre Freude, als die rauschenden Vergnügungen, die Hirngespinnste der Einbildung und der Leidenschaften, welche die Jugend verführen. Die Gesundheit, welche in den Jugend-Jahren so wenig geschätzt wird, wird in den reiferen das höchste Glück; selbst das Gefühl des Lebens wird alsdann erst am lieblichsten, wenn die größerer Hälfte desselben verflogen ist. So stimmen die wenigen heiteren Herbsttage, die Schönheiten der erbleichenden Natur, unsere Gefühle lebhafter, weil wir wissen, daß bald alles verwelken wird; wir fürchten alsdann eine Minute ohne Genuß zu versäumen. . . . Der

Jüngling ist undankbar: beherrscht von dunkeln Wünschen, beunruhigt selbst von Ueberfluß seiner Kraft, zertritt er sorglos die Blumen, mit welchen die Natur und das Schicksal seinen Pfad in dieser Welt geschmückt haben. Der Mann, durch Erfahrung geprüft, findet selbst im Kummer darin Genuß, dem Himmel mit Thränen in den Augen für die geringste Erleichterung zu danken.

In eben dieser Zeit wirkt und siegt auch das Genie. Ein heiterer Blick auf die Welt entdeckt Wahrheiten, die starke Einbildungskraft stellet ihre Züge lebhaft und mit Energie dar, der Geschmack ziert sie mit Einfachheit, die Werke des menschlichen Verstandes erscheinen in hoher Vollkommenheit, und ihr Schöpfer erkühnt sich endlich, seine Hand der Nachwelt zu reichen, ein Zeitgenosß der Jahrhunderte, und ein Bürger der Welt zu werden. Die Jugend liebt in dem Ruhm nur das Geräusch; eine reife Seele aber eine plane gründliche Erkenntniß ihrer für die Welt nützlichen Wirksamkeit. Die wahre Ruhmbegierde bewegt und quält nicht, sondern beruhigt die Seele mitten unter den Monumenten der Verwesung und des Todes, indem sie derselben den Pfad der Unsterblichkeit für die Talente und den Verstand entdeckt. Tröstender Gedanke für ein Wesen, welches so sehr zu le-

ben und zu wirken wünscht, und doch zu einem so kurzen physischen Daseyn bestimmt ist! —

Tage der blühenden Jugend und der feurigen Wünsche! ihr thut mir nicht leid. Ich erinnre mich eurer Freuden: ich erinnre mich aber auch meines Kammers; ich erinnre mich des Entzückens, doch keines Glücks: ich fühlte es nicht, während dieses stürmischen qualvollen Dranges meiner Sinne zum unaufhörlichen Genuß; es existirt für mich auch jetzt nicht in der Welt. — Doch nicht in den Jahren der kochenden Leidenschaften, sondern bei völliger Entwicklung des Verstandes, bei seinen ernsten Beschäftigungen, bei den stillen Vergnügungen einer einfachen ruhiger Lebensart würde ich zu der Sonne sagen wollen: Stehe still! wenn ich zu eben dieser Zeit auch den Todten zurufen könnte: Stehet auf aus euren Gräbern!

IV.

Ueber die öffentliche Erziehung.

Die öffentliche Erziehung ist einer der wichtigsten Gegenstände des Staats. Dieser besteht in

den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche dem Menschen zur Erreichung des höchsten Gutes nöthig sind. Diese können wir am besten dadurch übersehen lernen, wenn wir sie nach der generellen Bestimmung des Menschen als Menschen und der speciellen als Bürger classificiren.

Die Bedingungen seines Wohlsseyns als Mensch bestehen, in gehöriger Ausbildung seines Körpers, seines Verstandes, seines Gefühlvermögens und der praktischen Vernunft. Die allgemeine Erziehung der Menschen theilt sich also in körperliche, intellektuelle, ästhetische und moralische Erziehung.

Die Bedingungen seines Wohlsseyns als Bürger bestehen in Ausbildung seiner Seelen- und Geisteskräfte, in der Kenntniß seiner bürgerlichen Verbindungen, seiner Pflichten und Rechte, und in der erlangten Fertigkeit in irgend einem bürgerlichen Nahrungsgeschäfte. Die bürgerliche Erziehung kann daher in die militärische, staatswissenschaftliche und die professionelle oder gewerbliche Erziehung eingetheilt werden.

Die Bestimmung der Jugend als Menschen ist sich ganz gleich, nicht so, wenn der Mensch als künftiger Bürger in's bürgerliche Leben übergeht. Die Ungleichheit in der bürgerlichen Bestimmung beruhet auf die Ungleichheit der

Erwerbungsarten unserer Bedürfnisse. Wir bestimmen also drei Abtheilungen der öffentlichen Erziehung: der Elementarschulen, Vorberitungsschulen und endlich der gelehrten Anstalten oder Akademien.

In den Elementarschulen werden die Kinder mit den gemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet; ihr Verstand durch Naturkenntnisse gebildet; ihr Gefühlvermögen veredelt und ihre praktische Vernunft ausgebildet. Moral und Religion werde ihren jungen Herzen fest eingeprägt. Als Vorkenntniß zu ihrer einstigen Bestimmung lehre man sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Statistik und Gewerbkunde. Diese erste Kenntniß und Fertigkeit ist schon für den bloßen Bürger als Mensch hinreichend.

Man hüte sich, vor dem sechsten Jahre mit dem Lesen anzufangen, um die Kleinen nicht an das Auffassen unverständlicher Worte zu gewöhnen, an welcher Krankheit der Verstand unserer meisten Zeitgenossen in allen Ständen leidet.

Den Unterricht auf dem Lande besorge der Prediger und der Schullehrer, er lasse sich keine Arbeit, Zeit und Mühe verbrießen. Dem Bauer, der nun einmal von der Natur zum Ackerbau bestimmt ist, unterrichte man von seiner künftigen Bestimmung. Vorzüglich müssen den Landleuten die neuen ökonomischen Entdek-

fungen vorgetragen, sie mit dem Gelde, Maaße und Gewicht und dem Getreidehandel näher bekannt gemacht, auch in Verbesserung der Aecker, im Oskuliren der Bäume u. s. w. unterrichtet werden. Vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre kann dieser Unterricht mit dem größten Segen betrieben werden; denn vor dem vierzehnten Jahre darf man junge Leute nicht zu strengen Arbeiten anhalten, wenn man ihre gesunde Natur nicht frühzeitig entkräften will.

Diejenigen Knaben, welche ein Handwerk erlernen wollen, thue man nicht vor dem vierzehnten Jahre in die Lehre. So gut es bisher war, die Bildung des Zöglings einem Meister zu überlassen, so würde es doch noch für den Staat von größerem Nutzen seyn, wenn nach dem Beispiel des preussischen Staats in allen bedeutenden Hauptstädten jeder Provinz Handwerkerschulen errichtet würden, wo Männer von erprobter Einsicht und technologischen Kenntnissen durch Vorlesungen einige Stunden in der Woche ihren jungen künftigen Mitbürgern zu ihrer theoretischen Bildung nützlich würden. *)

*) Der berühmte Rektor Schummel auf dem Elisabethanum in Breslau, hält es nicht unter seiner Würde, an Sonn- und Feiertagen jungen Handwerkern selbst einige Stunden des Unter-

Man wende nicht ein, es ist gegen das Herkommen. Wir haben Schulen für den Kaufmann, den Arzt &c. &c. warum denn nicht auch für den Handwerker?

Nun kommen wir zu den Vorbereitungsschulen. Diese werden ohne Ausnahme von allen Jünglingen besucht, die sich dem Dienste des Staates widmen, um hier Vorbereitungsweise noch genauere Kenntnisse von den gemeinen Wissenschaften, ihrem Vaterlande und den bürgerlichen Verhältnissen zu bekommen. Alle lebenden Sprachen, wozu sie Lust zeigen, lasse man sie erlernen, vorzüglich aber bringe man darauf, daß sie wenigstens die Nationalsprache des Vaterlandes verstehen lernen. Man sieht es leider täglich aus der Erfahrung, wie mancher bloß deswegen einer guten Versorgung entsagen mußte, weil schlechterdings Kenntniß der Landessprache der ihm entsprechende Posten erheischte.

richs zu schenken. Und in den Berliner Zeitungen finden wir sogar von Seiten der Regierung Bekanntmachungen, zu welchen Stunden und an welchen Tagen dortige Gelehrte öffentliche Vorlesungen für Handwerker halten werden.

A. D. B.

Ferner wird in diesen Schulen für weitere körperliche, ästhetische, intellektuelle und moralische Erziehung gesorgt. Jeder Jüngling, der auch nicht zum Dienste des Staates bestimmt ist, und sich nur überhaupt noch mehrere Bildung verschaffen will, kann sie mit Nutzen besuchen.

In diesen gelehrten Vorschulen gehörig gereift, bezieht nun der Jüngling die Akademie, die in den Provinzen des Staates angelegt sind. Dieses sind die Schulen der Rechtsgelehrten, der Polizeigelehrten, der Geschichtskundigen, der Philosophen und Religionslehrer, der Aerzte, der Erzieher, der Staatsökonomisten und der Kriegskundigen. Mehr durch Ehre als despotische Disciplin geleitet, werden gebildete Jünglinge dort schon fast als vollbürtige Repräsentanten ihres künftigen Richter- Prediger-Amtes u. d. gl. behandelt.

Man wird finden, daß in dieser kurzen Uebersicht der öffentlichen Erziehung nichts vergessen worden ist, was zur gemeinschaftlichen bürgerlichen Erziehung nothwendig seyn dürfte. Ist schon manches Gesagte darunter, so wird man doch einige gemeinnützige Vorschläge nicht verkennen, z. B. über den Bauernstand, die

Handwerksschulen 2c. 2c. von denen ich herzlich wünsche, daß sie Gutes stiften möchten.

Raffa.

V.

Actenstücke, betreffend die Einführung des schwedischen Kirchengebets in Kurland im Jahr 1702.

Nachdem Karl der zwölfte im Jahre 1701, nach dem Siege an der Düna, auch den größten Theil von Kurland besetzt hatte, verlangte der bald darauf zum Gouverneur dieses Herzogthums ernannte Generalmajor Karl Magnus Stuart, im Namen des Königs, daß das bisherige Kirchengebet unterbleiben, und, statt dessen, das schwedische von den Kanzeln verlesen werden sollte. Die Gründe, welche in den deshalb zwischen dem genannten General und dem damaligen Superintendenten Hollenhagen gewechselten Schriften, sowohl von der einen als von der andern Seite, gebraucht werden, sind zum Theil

ziemlich seltsam, und der Einsender glaubt daher den Liebhabern der vaterländischen Geschichte mit dem Abdruck dieser Aktenstücke kein ganz unangenehmes Geschenk zu machen. Ob übrigens die am Schlusse befindliche Bittschrift wirklich an den König abgesandt und was von ihm darauf verfügt worden, ist nirgends aufzufinden.

**&*

Hohehrwürdiger, Andächtiger und Hochgelar-
ter Herr Superintendens!

Es ist Ihrer Königl. Majestät zu Schweden, meines allergnädigsten Königes und Herrn, ernstlicher Wille, daß beiegehendes Kirchengebet in den Städten sowohl als auf dem Lande von denen Priestern nach der Predigt beständig abgelesen werde. Solche Ihre Königl. Majestäts hohe Verordnung werktätig zu machen, habe keinen Wandel gewinnen können, beigelegte ein-
hundert Exemplaria des vorgeschriebenen Kirchengebets Ew. Hohehrwürden zuzusenden, mit dem ernstlichen Begehren, Sie wollen nicht allein morgenden Tages, als am Feste Trinitatis, mit Ablefung des recomendirten Gebetes einen Anfang machen, sondern auch nachmals selbiges im ganzen Lande zu publiciren und an jed-

wede Kirche ein Exemplar abzuschicken, sich an-
gelegen seyn lassen. Ew. Hohehrwürden sollen
hiez u mit so viel Exemplaren, als Sie von
nöthen haben werden, aus der Gouvernements-
Canzleyen versehen werden. Ich versehe mich
hierinnen aller Willfährigkeit und verharre hie-
neben Ew. Hohehrwürden

Mitau
d. 29. May 1702.

bereitwilliger
C. M. Stuart.

Hochwohlgebohrner Herr Baron, General-Ma-
jor und Gouverneur, Höchstgeneigter Herr!

Die hohe Leutseligkeit, welche an Dero Hoch-
wohlgebornen Excellenz neulich verspüret, ent-
blödet mich hiemit vor Ihnen zu erscheinen, und
demüthigst anzusuchen, das bisherige allgemei-
ne Bußgebet, darin wir die Noth unsers Her-
zens und Landes, wie in einem jedweden allge-
meinen Gebete geschehen muß, vortragen,
welches auch schon von einigen königlichen hohen
Ministris revidiret und in terminis generalibus
moderiret worden, noch ferner unsern Kirchen
zu lassen und in gottselige reiffinnige Considera-
tion zu ziehen:

1.) Daß das Gebet ein Gespräch mit Gott
ist, die Gewissen betrifft, eine aufrichtige Her-
zensandacht erfordert, und daher ungezwungen
seyn muß, dafern es soll erhörlich geschehen,

da man mit dem Munde so sprechen muß, wie mans im Herzen meinet und es Gott selbst erkennt. Nun aber es die höchste Tortur der Seelen wäre, wenn eine Gemeinde nicht sollte im Hause Gottes frei haben, das Anliegen ihres Herzens und des ganzen Landes dem Allerhöchsten, der in seinem Bethause will frei angerufen seyn, aufrichtig und nothdürftig vorzutragen, sondern wäre gezwungen, mit einem Gebete vor Gott zu kommen, welches sich, noch zur Zeit, weder auf ihr Land, noch auf ihren Zustand schicket, und müßte anders vor Gott mit dem Munde reden als es ihr ums Herz wäre und ihre Noth erforderte. Welches ja Gott höchst unangenehm seyn würde, weil bei einem angezwungenen, herzlosen Lippen-Gebet nur der heilige Name Gottes, wider das andere Gebot, unnützlich würde geführt werden.

2.) Daß ohne Zweifel in solcher Absicht Ihre Königl. Majestät in Schweden selbst, da solches Gebet unterschieden an Sie gebracht worden, es dennoch, damit die Gewissen, darüber Gott allein zu herrschen hat, nicht gezwungen würden, und dem Allerhöchsten hierin kein Eingriff geschähe, weder improbiret, noch gar inhibiret, sondern bis daher bei dreiviertel Jahr gnädigst zu gebrauchen, indulgiret. Welches zwar nicht schriftlich vorzeigen kann, doch aber der

unverbotene Gebrauch bestätigt, und auch wohl schriftlich wird. können erhalten werden, wenn die Zeit hiezu wollte vergönnet werden. Warumb allerdemüthigst bitte.

3.) Daß der Zustand unserer Lutherischen Kirchen unter der Cron Polen so beschaffen, daß wir per pacta subjectionis eiblich verbunden sind, für Dero Majestät in Polen allein so lange in Friedens- und Kriegszeit, und für keinen andern Schutzherrn, publice zu beten, bis die pacta subjectionis ganz gehoben und eine andere Verfassung des Landes per alia pacta et praevia homagia geschehen. Wann nun, da noch keine andere homagia hie im Lande vorgegangen, unsere, ohne das fast bedrückte lutherische Kirchen sollten im öffentlichen Kirchengebet einen andern König und Herrn, als welchen vom ganzen Lande gehuldiget worden, vortragen und denen Gemeinen aufbürden, dürfte es dermaleins unsern armen Kirchen übel bekommen, und ihnen, wann es zum andern Stande sollte gekommen seyn, das liberum religionis exercitium genommen werden, weil sie wider Pflicht und Treue gehandelt, und einen andern Herrn und König, da noch keine homagia mahi angemuthet worden, im öffentlichen Gebete erkieset und wider die pacta subjectionis andern Ständen vorgetragen.

4.) Daß die andern Stände im Lande über das Ministerium würden seufzen, wenn die Prediger, an statt, daß sie ihrer Zuhörer und des ganzen Landes Noth sollten Gott anbefehlen, ein fremdes Gebet, ohne ihr Wissen und Einwilligen, ja wider ihr Gewissen, würden einführen; welches sie dermaleins gar hoch würden zu ahnden suchen. Zumal bisher das allgemeine Gebet, im Namen des ganzen Landes, von den Herren Oberräthen müssen approbiret werden.

5.) Daß ich jetzt unwürdiger und unglückseliger Superintendens würde der elendeste von der Welt werden, wenn hierin andern Ständen würde vorgreifen und Ihnen einen andern Schutzherrn, der noch keine Huldigung von Ihnen begehret, würde im Kirchengebet anzwingen, da billig allen und jeden mit gebührender Pflicht und Treue, auch in aller Noth und Gefahr vorzuleuchten gehalten bin.

6.) Daß auch die andern Prediger, wenn sie bei obliegender Ampts- und Gewissenstreue und dem gewöhnlichen Bußgebet verbleiben werden, in großen Verdruß verfallen dürften, weil sie als Rebellen unschuldig möchten angesehen werden, da sie doch wahrhaftig keine Rebellen wären, weil noch keine homagia und

pacta subjectionis vorgegangen, wider welche, wenn sie handelten, sie Rebellen würden.

Dieses, welches nicht aus einer Widerseßlichkeit, sondern recht theologischem Gemüthe, so wie mirs Gott eingegeben, bei gebührender Unpißtreue vorstellig machen wollen, bitte allergehorsamst, in hohe Erregung zu fassen und unsern Kirchen und Seelen, bei unserm gewöhnlichen Kirchengebet, eine ungekränkte Andacht zu gönnen. Sollte, wider Verhoffen, hierin was enthalten seyn, welches übel zu deuten wäre, so bitte auch zugleich hiemit um hochgezeigte Vergebung. Gott wird Sie auch in Gnaden erhören, wenn Sie im Geist und in der Wahrheit zu ihm beten werden. Gütiger Erhörung mich getröstend, beharre stets zu seyn
Dero Hochwohlgebornen Exzellenz

Mitau, Gebet- und Dienstschuldigster
d. 7. Juny 1702. M. J. A. Hollenhagen,
Superint.

Hochehrwürdiger, Andächtiger und Hochgelehrter Herr Superintendens!

Wiewohl mir vermöge der hohen Function, so mir von Ihre Königl. Majestät in Schweden allergnädigst aufgetragen worden, nichts so sehr obliegt, als Dero hinterlassene allergnädigste

Befehle mit einer exacten Observance zu exequiren, nicht aber Ew. Hochehrw. eingegebene remonstraciones, wodurch Sie die vermeintliche und mit großer Mühe ausgedachte Raisons, so Derselben, das Königl. Schwedische Kirchengebet zu publiciren, im Wege stehen, vorzustellen bemühet ist, durch schriftliche Beantwortung zu widerlegen, und Ew. Hochehrwürden auf gar gefährliche principia ruhende Widerseßlichkeit mit klaren Farben vor Augen zu legen: so will ich doch zum Ueberfluß, und damit von meiner Seiten alles dasjenige angewendet werde, so Ew. Hochehrw. zu Observirung Ihrer Königl. Majestät ernstlichen Befehls in der Güte disponiren kann, mit Wenigem die eingebrachten argumenta durchgehen, und Selbiger zu genauerer Erwägung anheim stellen.

I.) Daß der bei Ablegung des schwedischen Kirchengebets vorgeschützte Gewissenszwang aus einem unzeitigen Ampts-Eifer seinen Ursprung habe, und kann selbiger von einem Gemüthe, das von Natur zur Widerspenstigkeit incliniret, gar leicht zum Deckel seines übel intentionirten Vorhabens gebraucht werden. Denn wenn Ew. Hochehrw. nur die dürren Worte des Apostels Pauli, so er in seiner Epistel an die Römer, am 13. Cap. v. 1. anziehet: Seyd ununterthan der Obrigkeit die Gewalt

über euch hat, mit unpassionirten Augen ansehen will; so finden Sie ja mehr als zu deutlich, daß Paulus darinnen den absoluten Gehorsam, und unter solchem auch die Pflicht, so ein Unterthan seiner gebiethenden Obrigkeit gegen Gott schuldig ist, welches nicht anders als in einem herzlichem Gebete und Anwünschung alles erspriesslichen Wohlergehens bestehet, der Gemeine einzuprägen sich bemühet. Wollen nun Ew. Hochehrw. nicht allein Ihre Königl. Majestät von Schweden nachdrücklichen Befehl, sondern auch, welches ein mehrers, des höchsten Gottes eigene Gebote, so er durch den Apostel Paulum der Welt kund machen lassen, hartnäckiger Weise widerstreben, so läßt man es, so viel das Gewissen eines rechtschaffenen Geistlichen hierbei interessiret ist, dem Höchsten zur Entscheidung dahin gestellet seyn, den weltlichen Gehorsam aber betreffend, so haben höchstgemeldte Königl. Majestät solche zulängliche Mittel nachgelassen, wodurch dergleichen vorsätzliche und übelgegründete Widerspenstigkeit in ihre gehörige Schranken kann gebracht werden.

2.) Anlangend die Nachricht, so Ew. Hochehrw. wegen des von Königl.-Majestät in Schweden bisher indulgirten alten Kirchengebets haben wißt, so bin ich allein der einzige, dem solche gerühmte Nachricht verborgen ge-

blieben; dieses aber weiß ich wohl, daß allenthalben, wo Ihre Königl. Majestät Dero hohe Generals und Officiers die Ablesung des schwedischen Kirchengebets verlangt haben, solches von denen Priestern willig verrichtet worden. Die Ursachen aber, warumb erwehntes Gebet nicht auch allhier in Mitau und denen herumliegenden Kirchspielen gebraucht und zu verlesen anbefohlen worden, sind mir nicht bekannt. Mir liegt zum wenigsten ob, als von Königl. Majestät höchstverordneten Gouverneurn des Landes, die darüber von Derselben erhaltene expresse Ordre in allen Stücken zu bewerkstelligen und nicht ehe davon zu weichen, bis die ersten Ordres durch anderweitige ausdrückliche Verordnung von höchstgemeldter Königl. Maj. gehoben worden.

3.) Wollen Ew. Hochehrw. zwar die Gefahr der Lutherischen Gemeinde bei Annehmung des schwedischen Kirchengebets eventualiter vorstellen. Wenn aber der König in Polen nicht allein durch sein eignes Exempel, sondern auch andere intendirte Machinationes genugsam an den Tag gegeben, wie wenig ihm die Lutherische Religion, und folglich auch derselben Befenner, zu Herzen gehen, so würde die bisher unter der polnischen Regierung sehr gedrückte Lutherische Gemeinde keine größere Merkmahle von ihrer auf-

richtigen Seelen=Orgfalt darlegen können, als wenn sie vor Ihre Königl. Majestät in Schweden, als einem evangelischen Könige, und der, nächst Gott, die einzige Säule dieser seligmachenden Religion mit Recht genennet wird, ihr öffentliches Gebet mit inbrünstigem Herzen zu Gott gen Himmel schicken würde. Solches ins Werk zu richten, stehen Ihnen die prätendirte *prævia homagia* gar nicht im Wege, sintemal die vielfältigen in den publicquen Historien befindliche Exempel klärlich darthun, daß nicht allein in Sterb= sondern auch in allen andern Successions= Fällen die öffentliche Gebete so gleich auf den Beherrscher der Länder gerichtet, ohngeachtet der Huldigungs= Actus erstlich einige Jahre hernach vorgenommen worden. Es ist genug, wenn der Conquerant, so die Länder besizet, selbige *jure* an sich gebracht. Wollen nun Ew. Hochehrw. höchstgemeldter Königl. Majestät das *Dominium legitimum* dieses Landes disputiren, welches durch die angeführte *argumenta* deutlich zu verstehen gegeben wird; so läßt man solches zu Ihrer Verantwortung dahingestellt seyn, und will ich an der Ungelegenheit und Verdruß, so Ew. Hochehrw. und alle die Ihr in diesem Stücke mit einem blinden Eifer folgen, sich auf den Hals ziehen, keine Schuld haben.

4.) Was die von denen Oberräthen geschehene approbation des alten Kirchengebets betrifft, so sehe ich nicht, zu was Ende solches allhie beigebracht worden; indem Ihre Königl. Majestät in Schweden wenig daran gelegen, ob das königl. schwedische Kirchengebet durch der vorzmaligen Oberräthe approbation begleitet wird oder nicht. So wenig selbige sich der andern Angelegenheiten des Landes bei gegenwärtigen Conjunctionen angemaasset, so wenig werden auch Ihre Königl. Majestät in diesem Stück auf deren Gutbefinden reflectiren. Es wird auch ohnedem die Welt sehen können, daß das allgemeine Schwedische Kirchengebet mit andachtsvollen expressionen dergestalt angefüllet ist, daß dadurch der Gemeine, ja des ganzen Landes Anliegen und Nothdurft dem Höchsten kann deutlich vorgetragen werden.

5.) Es möchten Ew. Hochehrw. zwar von einigen Widriggesinnten und Widerspenstigen Beschuldigung haben, in der That aber werden alle diejenigen, so durch Ew. Hochehrw. Exempel in ihrem halsstarrigen Vorsatz gestärkt werden, die Ursache ihres unausbleiblichen Unglücks und erfolgenden Ruins auf Ew. Hochehrw. mit Seufzen zurücke schieben.

6.) So ist ja bekannt, welchergestalt Ihre Königl. Majestät von Schweden die gesammte Priesterschaft dieses Landes von aller Contribution befreiet haben, damit selbige um so viel mehr von der wahrhaftigen Zuneigung und Güte, mit welcher Ihre Königl. Majestät denen lutherischen Priestern allergnädigst zugethan seyn, persuadiret werden möchte. Es würde aber auch gemeldte Priesterschaft im Gegentheil gar nachdrücklich empfinden, daß, wenn sie eine katholische Art von Mitherschung affectiren, und über Ihre Königl. Majestät, die doch *suprema persona sacra* ist, expresse Verordnung zu kritisiren, sich unterstehen wollte, die verschmähete Gnade in Ungnade verwandelt, und die bisherige Befreiung durch doppelt geforderte Contributiones *) könne gehoben werden; wobei sie dann mit ihrem großen Schaden,

*) Noch zwei Jahr blieb die kurländische Geistlichkeit von allen Zumuthungen zur Entrichtung einer Kontribution befreit; aber den 20. April 1704 forderte der Oberst Knorring, damals Kommandant des Mitauschen Schlosses, in einem an den Superintendenten gerichteten Schreiben, von derselben 60000 Thaler Alb. als Kriegssteuer, welche im Johannis-Termin gezahlt werden sollten.

wiewohl zu spät, erfahren möchten, quod illis nihil, nisi obsequii gloria relictæ sit.

Solchemnach habe ich diese Widerlegungen, nebst beigeheender Ordre und Einhundert Exemplar von dem Schwedischen Kirchengebete Ew. Hochehrw. hiemit übersenden, anbei selbiges von der Kanzel abzulesen und dessen Publication an alle Kirchen in der Stadt und im Lande ergehen zu lassen, ernstlich begehren wollen, Ew. Hochehrw. hiebei zur beliebigen Wahl anheimstellend, ob Sie durch willfährigen Gehorsam Ihre Königl. Majestät Gnade conserviren, und dadurch Ihre Schrift, als welche, wegen der darin enthaltenen und Ihrer Königl. Majestät Hoheit touchirenden Anzüglichkeiten, mir zu behalten nicht anstehet, wieder zurück nehmen, oder auch im Gegentheil gewärtig seyn wollen, daß selbige, mit einer angehängten Relation von Ew. Hochehrw. widersinnigem comportement, an ihre Königl. Majestät versandt werde. Ew. Hochehrw. werden hieneben ersuchet, gegenwärtige Schrift, nach geschעהener Durchlesung, mir fordersamst wieder zuzustellen, weil ich nicht gesinnet bin, bei Jemanden das geringste schriftliche Merkmal nachzulassen, wodurch mir ins künftige vorgerücket werden könnte, daß ich dasjenige durch überflüssige raisons zu

mainteniren, mich bemühet, was Ihre Königl. Majestät schlechterdings und ohne die geringste Einwendung wollen bewerkstelliget haben.

Ich verharre hieneben

Ew. Hochehrwürden

Mitau

bereitwilliger

d. 29. May st. vet. An. 1702.

E. M. Stuart.

Wohlehrwürdige, Andächtige und Wohlgelahrte,
sonders hochgeehrte amtsbrüderliche Freunde!

Es hat der Tit. Herr Baron und General-Major Stuart neulich proponiret, daß das Schwedische Kirchengebet an die gesammte Priessterschaft von mir solle ausgesandt werden. Und obwohl, so mündlich als schriftlich, mit beifommenden rationibus solches recusiret, hat er doch mit hohen Androhungen 100 exemplaria gedruckt, nebst einem schriftlichen Mandat mir zugesandt. Da dann keinen andern Rath ersetzen können, als demselben Herrn General-Major anzuzeigen, daß das gesammte Ministerium per supplicam an Ihre Königl. Majestät in Schweden gehen und bei gewöhnlichem Kirchen- und Bußgebet, aus wichtigen Ursachen, gelassen zu werden, ansuchen werde. Worauf auch beifommende Supplic projectiret und dieselbe dem Herrn General-Major vorge-

zeigt, auch angesuchet, sothane Bittschrift an Ihre Königl. Majestät bestens zu recommendiren. Welches er aber nicht thun wollen, sondern die gedruckte exemplaria wieder von mir abnehmen lassen und sie dennoch einzuführen gesonnen ist; als werde durch andere Gelegenheit sothane Supplic fortzusenden bemühet seyn. Bitte demnach, dieses project unbeschwert durchzulesen, wohlmeinend, so was sollte geändert werden, zu erinnern, und ob Sie damit zufrieden, bei Ihrer gütigen Unterschrift anzuzeigen, auch, da es beliebig, mit Ihren hochadelichen Kirchspielen und Patronen deswegen zu conferiren, und auch ihren hohen Rath hiezu zu erbitten, weil dieses Priester und Zuhörer angeschet. Weswegen so geschrieben, daß es von Jedwem könne gelesen werden. Einer unsäumigen Beförderung dieses Umschreibens und desselben gewisser Zurückfertigung an mich, mich versehend, ergebe Sie sämmtlich, bei dienstlichem Gruße, Göttlicher Obacht, und verharre stets zu seyn

Ihrer Wohlgelehrten, Wohlehrwürdigen,
meiner in Christo herzlicheliebtesten Herren Amptsbrüder

Mitau Gebet- und Dienstschildigster
d. 19. Juny An. 1702. M. J. A. Hollenhagen.
Superint. mppr.

Großmächtigster, Allergnädigster König!

Ihrer Königl. Majestät hochansehnlicher General-Major und Gouverneur, Herr Baron Carl Magnus Stuart, hat nach Dero hohen Treue, mit welcher Euerer Königl. Majestät Er verpflichtet ist, hundert exemplaria des abgedruckten schwedischen Kirchengebets, nebst einem ernstern Befehle an dieses Landes ganze Priesterschaft auszufertigen, hiesigem Superintendenti eingesandt. Wann dann, Großmächtigster König, ein unwidererfeglicher Schade, nebst höchster Gefahr, unsern Lutherischen Kirchen, welche cautionem Religionis von der Cron Polen haben müssen, unter welcher sie im Eide stehen, und dem ganzen Ministerio schwer^{er} Verantwortung daher künftig erwachsen möchte, welches Ihre Königl. Majestät, als eine hohe Säule unserer seligmachenden Religion, selbst nicht gerne sehen würden, als fället Ihre Königl. Majestät das gesammte Curländische und Semgallische Ministerium fußfälligst an, und bittet auß beweglichste, Ew. Königl. Majestät geruhen allergnädigst drauf zu reflectiren, und, damit dermahleins unsere Religions-Ruhe nicht gekränkt oder genommen werde, bei unserm gewöhnlichem Fußgebete, so in terminis generalibus verfaßet, uns bis an den von Gott er-

sehenen eventum belli gnädigst zu lassen, und uns bei Dero Königl. hohen bisher gegönneten Gnade, die Gott ersetzen wolle, noch ferner zu conserviren. Gnädigster Erhöhung hierin uns getröstend, sind wir schon von selbst befließen für Ihre Großmächtige Königl. Majestät, zu Gottes Ehren und seiner Kirchen Stütze erhalten zu werden, mit Wunsche und Gebet bei dem Höchsten anzuhalten. In welcher Wunsch- und Betwilligkeit auch stets beharren werden

Großmächtigster König

Ihro Königl. Maj.

demüthigste Vorbitter zu Gott

Superintendens,

Praepositi

und sämtliche Pastores des Kurländischen
und Semgallischen Ministerii.

VI.

Zu No. 10. des Freimüthigen vom Jahre
1805.

Schon der Titel dieser Zeitschrift, berechtigt zur Beleuchtung aller von ihr aufgenommenen Artikel, und die Bemerkung am Schlusse der, unter der Rubrik: Etwas, werth durch den

Freimüthigen bekannt gemacht zu werden, — in der angeführten Nummer befindlichen Nachricht, fordert noch besonders mit folgenden Worten dazu auf:

„Vorstehender merkwürdige Artikel ist mir
 „anonym eingesendet worden. Ich finde
 „aber kein Bedenken ihn aufzunehmen, da
 „hier von einem Factum die Rede ist, dessen
 „Erzählung, wenn sie ungegründet ist, schnell
 „widerlegt werden kann, — und da die bei-
 „gefüigten Erklärungen nichts Beleidigen-
 „des enthalten. Die Sache spricht für sich.“

Je erhabener der Standpunkt ist, auf welchem der Geschäftsmann sich befindet, um desto heller muß die Atmosphäre um ihn seyn, damit denselben die ihn Umgebenden im wahren Lichte erblicken können, und die Würde, die derselbe, wie im vorliegenden Falle, als Stellvertreter des Souverains bekleidet, keiner schiefen Beurtheilung ausgesetzt seyn möge.

Ohne dem anonymen Einsender des angeführten Artikels etwa zweideutige Absichten beizumessen, führe ich bloß an, daß er vorsichtiger hätte zu Werke gehen sollen. Diese Vorsicht hätte hauptsächlich darin bestehen müssen, den angeführten Befehl der Kurländischen Gouvernements-Regierung, nach dem von dem Herrn Oberbefehlshaber des Civilsaches im Kurländi-

schen Gouvernement, in russischer Sprache ergangenen Auftrage, im Original, wenn derselbe die dazu gehörige Kenntniß gehabt haben sollte, durchzusehen und mit demselben zu vergleichen.

Eine mißrathene, oder gar unrichtige Uebersetzung, kann nie zum Maasstabe angenommen werden, um den eigentlichen wahren Sinn des Originals zu bezeichnen. Daß dieser Auftrag der hiesigen Verfassung, in Ansehung der Stände, völlig angemessen sey, kann aus der nachfolgenden getreuen, von einem in Amt und Pflicht stehenden Translateur, angefertigten Uebersetzung, untwiderlegbar ersehen werden.

„An die Gouvernements-Regierung,
„Auftrag.

„In verschiedenen der mir zur Bewirkung des Avancements vorgestellten Konduiten-Listen, ist angezeigt, daß einige aus dem gelehrten Stande, andere als freiwillig in Dienst Getretene angestellt worden. Diese Worte aber drücken keineswegs den Stand aus; denn ein Gelehrter kann Edelmann, Kaufmann und Bauer, ein freiwillig in Dienst Tretender aber Jeder seyn, außer der abgelieferte Rekrut, der Dieb oder Herumtreiber. Ich trage daher den Regierungen der mir Allerhöchst zur Verwaltung übertragenen

"Gouvernements auf, in Zukunft mir Kon=
 "duiten=Listen zu überreichen, worin ange=
 "zeigt ist, von welcher Herkunft der in
 "Dienst Getretene sey.

Das Original hat unterschrieben:

Graf Duxhøwden.

Mit dem russischen Original übereinstimmend,
 übersetzt von L. Königk,
 Translator beim Kaiserl. Diehländischen Kammerhofe.

Nach dieser beglaubigten Uebersetzung kann jeder Unbefangene jenes unverständliche Trans=
 lat beurtheilen, in welchem es heißt: "Es hat
 "Se. Erlaucht, der die Civil=Angelegenheiten
 "in den Gouvernements Lief= Ebst= und Kur=
 "land verwaltende Herr General von der In=
 "fanterie, Rögischer Kriegs=Gouverneur und
 "Ritter, Graf von Duxhøwden, nach Bemerkung
 "des Umstandes: daß mehrere Beamten
 "in den Konduiten=Listen als aus dem gelehrten
 "Stand angeführt worden, solches jedoch ih=
 "ren eigentlichen Stand ganz und gar nicht be=
 "zeichne, indem außer den zu Rekruten abgege=
 "benen Leuten, gleich wie ein freiwillig in Dienst
 "Tretender, Edelmann, Kaufmann oder Bauer,
 "auch Diebe und Herumtreiber gelehrt seyn
 "können."

Die Bemerkung des Anonymen in der dem Befehle beigefügten Erklärung unter No. 1.,

daß dieser Auftrag sonderbar sey, ist daher sehr unschicklich angebracht worden. Ob aber überhaupt die anonymen Erklärungen des angeführten Artikels unter No. 1. 2. und 3. nichts Beleidigendes enthalten, und ob die Sache für sich spricht, — gehört keinesweges vor mein Forum.

Zur Beleuchtung derselben sey es mir jedoch vergönnt, folgende Bemerkungen zu machen.

Nach der hiesigen Verfassung giebt es vier Stände: den geistlichen, den adelichen, den mittel- oder bürgerlichen, und den Bauernstand. Was den zweiten Stand betrifft, so heißt es in der Erklärung zum 77. §. der Allerhöchsten Adels-Ordnung:

„Der wirkliche Adel bestehet aus keinen
 „andern als denjenigen Geschlechtern, die
 „von Uns oder andern gekrönten Häuptern
 „zum Zeichen der adelichen Würde, mit
 „einem Diplom, Wapen und Siegel be-
 „gnadigt worden sind.“

Ferner in der Erklärung des 79. §.

„Der achtklassen Adel bestehet aus keinen
 „andern, als denen Geschlechtern, von
 „welchen im 11ten Punkt der Rangtabelle
 „des gottseligen und ewigen Gedächtnisses
 „würdigen Herrn, Kaisers Peter des Er-
 „sten vom 24. Jan. 1722 folgendes verord-

"net ist: Alle Beamte, Russen und Aus-
 "länder, die zu den acht ersten Rangstufen
 "gehören oder wirklich gehört haben, sollen
 "mit ihren ehelichen Kindern und Nach-
 "kommen zu ewigen Zeiten dem besten älte-
 "sten Adel, in allen Würden und Vorthei-
 "len, gleichgeachtet werden; gesetzt auch,
 "daß sie von niedriger Abkunft, und vor-
 "her von keinem gekrönten Haupte zur
 "adelichen Würde erhoben oder mit Wä-
 "pen versehen worden wären."

Unter diesen Abtheilungen ist der Gelehrte,
 als bloßer Gelehrte, nicht befindlich. Denn,
 daß zufolge der Ukase des dirigirenden Senats
 vom 13. Oct. 1783, Doctoren, Wundärzte, Leh-
 rer und andere Gelehrte, von der Bezahlung
 der Abgaben frei sind, ist, wie weiter unten ge-
 zeigt werden wird, noch kein Beweis für ihre
 adeliche Würde, indem noch andere Personen,
 z. B. verabschiedete Soldaten, welche länger
 als 25 Jahre gedient haben, falls sie kein bür-
 gerliches Gewerbe treiben, von Abgaben befreit
 sind. Vielmehr steht im 67. §. der Allerhöch-
 sten Stadt-Ordnung:

"In dem 5ten Theile des Bürgerbuchs wer-
 "den in alphabetischer Ordnung alle nam-
 "hafte Bürger eingetragen;"

und in der, diesem §. folgenden Erklärung:

"Namhafte Bürger sind: 2.) Gelehrte, wel-
 "che Attestate oder schriftliche Zeugnisse ei-
 "ner Akademie oder Universität über ihre
 "Kenntnisse und Geschicklichkeit vorzeigen
 "können, und nach geschehener Prüfung
 "von den russischen hohen Schulen dafür
 "erkannt worden sind."

Die in der beigefügten 2ten Erklärung des Anonymen aufgeworfene Frage:

"von welchem Stande aber ist ein junger
 "Mann, der eben von der Universität zu-
 "rückkehrt, oder der Sohn eines Profes-
 "sors, Predigers, Advokaten oder andern
 "Gelehrten?" —

wird in der Allerhöchsten Stadt-Ordnung Lit. E. von den persönlichen Freiheiten der Stadt-Einwohner des mittlern Standes, oder der Bürger überhaupt, §. 83. vollständig beantwortet:

"Die Bürgerkinder erben den bürgerlichen
 "Stand des Vaters."

Wenn aber auch ferner in einigen der mit beson-
 dern Privilegien versehenen Provinzen, und na-
 mentlich in Kurland, die Gelehrten, schon als
 solche, mehrere adeliche Prärogative, oder jura
 nobilium haben: so folgt daraus doch nicht, daß
 ihnen diese zur Erlangung eines Charakters,
 ohne in Russisch-Kaiserlichen Diensten angestellt

zu seyn, als zu welchem Behuf die eigentliche Herkunft in den Konduiten-Listen angegeben wird, zu statten kommen können.

Was die sonderbare 3te Erklärung des Anonymen sagen will:

„Aber Diebe und Herumtreiber bilden ja
keinen Stand.“

ist wahrlich nicht zu begreifen.

Daß der Gelehrte in Rußland allerdings sich den Adel, und zwar oft die erste Stufe desselben durch Verdienste erwerben kann, zeigen sehr häufige Beispiele sowohl in der älteren als auch in der neueren Geschichte; und die vorher angeführte Allerhöchste Adels-Ordnung sagt ausdrücklich S. 20. „Der Name und die Würde des Wohlgebohrnen Adels werde von Alters her, und jetzt und künftig, nur durch die dem Reiche und Throne geleisteten nützlichen Dienste und Bemühungen erworben.“

Es ist bekannt, daß schon zu Peter des Großen Zeiten Männer von gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, Vorzüge hatten; auch neuere Ufsasen bestätigen die Vorzüge der Gelehrten; z. B. die oben angeführte Senats-Ufase vom 13. October 1783, in Betref der Befreiung von Zahlung der Abgaben; und die unsterbliche Kaiserin Katharina die Zweite verordnet ausdrücklich in

der namentlichen Ukase vom 16. November 1790.
 "Von den medicinischen Beamten und Professoren sind diejenigen zu avanciren, welche unsere Unterthanen geworden, und zwar diejenigen, welche nicht weniger als 10 Jahre uns als Doctoren der Medicin, oder Professoren an derer Fakultäten, wirklich gedient haben, zu Hofräthen; die Staats-Chirurgen, zu Kollegien-Assessoren; die Magister, zu Titulärräthen, worauf sodann diese Letztern gesetzlicher Weise weiter zum Assessoren-Charakter zu befördern sind." Ein Gelehrter folglich, der, ohne mit einem Russisch-Kaiserlichen Charakter begnadigt zu seyn, in die Russischen Staaten kommt, und kein Edelmann ist, bleibt, nach der angeführten Ukase, von Bezahlung persönlicher Abgaben frei; tritt derselbe in Militär- oder Civildienste, so ist der erste Charakter, im Militär, der ihm persönlichen Adel giebt, Fähnrich; und im Civil, die 14te Klasse, oder Collegienregistrator. Diese Kategorie geht im Militär, bis zum Capitän inclusive; im Civilfache, bis zum Titulärrath. Wird jemand für seine geleisteten Dienste, im Militär, Major, oder im Civil, Collegien-Assessor; so gehört er alsdann zur achten Klasse und erlangt dadurch für sich und seine Nachkommen den Geschlechtsadel.

Die letzten Worte in dem Auftrage Sr. Erlaucht, des die Civil-Angelegenheiten in den Gouvernements Lief- Ebst- und Kurland verwaltenden Herrn Generals von der Infanterie und Ritters, Grafen von Burkhöwden: "Ich trage daher der Gouvernements-Regierung auf, in Zukunft mir Konduiten-Listen einzureichen, worin angezeigt worden, von welcher Herkunft der in Dienst Getretene ist," gründen sich noch überdem auf die Ukase vom 16. December 1790, in welcher das Avancement der Edelleute vorzugsweise vor den Nichtadelichen festgesetzt wird; so dient, z. B. der Edelmann in der 9ten Klasse 4 Jahre; der Nichtadeliche aber 12 Jahre.

Da es nun viele Gelehrte giebt, die von Geburt nicht von Adel sind, so ist nach dem Inhalt der allegirten Ukase es durchaus erforderlich, in den Konduiten-Listen anzuzeigen, ob jemand von adelicher Herkunft sey oder nicht. Wird aber nur schlechtweg angezeigt: "aus dem gelehrten Stande" so würde die Vorschrift der Ukase vom 16. December 1790 nicht bestimmt beobachtet und erfüllt werden können.

Jeder kann ein freiwillig in Dienst Getretener genannt werden, nur der abgelieferte Rekrut nicht; eben so wenig als der Herumtreiber, und der Dieb, der wegen Diebstahls einer Sa-

che von bestimmtem Werthe, nach vorhergegangener Verurtheilung und Bestrafung, unter die Soldaten gegeben wird.

Nach dieser, auf Reichsgesetze gegründeten Berichtigung ergiebt sich sehr deutlich, daß der anonyme Einsender jenes Artikels, ich will es glimpflich nennen, — zu voreilig gewesen ist.

Riga, im Febr. 1805. Liefländischer Vice-Gouverneur
B e e r.

Anonyme Schriften sind immer mehr oder weniger verdächtig. Enthalten sie aber Unwahrheiten im Pasquillentone geschrieben, so sind sie der Gipfel der Nichtswürdigkeit. Der Verfasser solcher Schmierereien gesteht dieses schweigend, da er seinen Namen nicht öffentlich der Schande Preis geben will. Dieses ist der Fall desjenigen, der in No. 10. des Freimuthigen von 1805 einen Brief aus Mitau einrücken lassen. Weitläufig ihn zu widerlegen, hieße sich selbst eine edle Zeit rauben wollen. So viel aber muß das lesende Publikum wissen, daß der Befehl, von dem der Anonyme spricht, auch nicht eine Sylbe von dem enthält, was er sagt. Russisch und Deutsch habe ich ihn gelesen, und nur die niedrigste Bosheit konnte eine solche Verdrehung erfinden, als der Autor des

Briefes es gethan. Es wäre Schade, wenn er nicht der Dunkelheit, in die er sich hüllen will, entrissen würde, und zum warnenden Beispiel anderer den gebührenden Lohn erhielte, er, der sich erfrecht einem Manne etwas aufbürden zu wollen, den die Armee seiner militärischen Kenntnisse wegen schätzt, und den die Provinzen, welche ihm anvertrauet sind, seiner Gerechtigkeit-Liebe wegen verehren.

P. Freiherr von Campenhausen,
Major der Cavallerie und verschiedner
Akademien Mitglied.

VII.

Neuigkeiten aus St. Petersburg. *)

Die neuesten Erscheinungen auf dem hiesigen deutschen Theater sind: Dorothe, ein Ballet von dem Balletmeister Lamiral, und die Teufelsmühle am Wienerberg, Sei-

*) Daß die Rubrik der Theater-Novitäten Petersburgs seit einigen Monaten Hr. Reinbeck nicht mehr zum Verfasser hat, wird jeder aus dem gemäßigten Ton und der Schreibart selbst leicht erkennen. Wozu sollen auch Seitenlange Kritiken? —

tenstück zum Donauweibchen. Dorothe wird auf der Annonce als eine Nachahmung der Jungfrau v. Orleans angekündigt. Die Personen sind: Dorothe, Mad. Lamiral. Dunois, ihr Liebhaber, Hr. Lamiral. Der Kommandant, Hr. Balville. Sohn der Dorothe, ein Kind, Demoiselle Lamiral. Befehlshaber der Wache, Hr. van der Berg. Ein Ritter, Dunois Freund, Hr. Eberhard. Folgendes ist der Inhalt: Der Kommandant liebt Dorothe, sie giebt ihm kein Gehör; während Dunois Abwesenheit läßt er sie entführen, ins Gefängniß setzen und endlich, da sie ihn nicht erhören will, soll sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Dunois kommt zur Execution, er kennt sie aber ihres Schleiers wegen nicht, fordert den Kommandanten zum Zweikampf heraus. Beide fechten, erst auf den Stich dann auf den Hieb; hiezu kommen van der Berg und Eberhard, und nun fechten alle vier gegen einander. Der Kommandant entflieht endlich, schleppt Dorothe mit sich und will sie in die Flamme werfen. Dunois ereilt ihn, sticht ihn todt und der Kommandant fällt

Den Stümper bessern sie nicht, den Halbkünstler erbittern sie, und der Leser ennuyrt sich dabei.

Der Herausgeber.

in die Flammen. Hieranf erkennen sie sich beide und das Ganze endigt sich mit einem Freudentanz.

Dies Ballet nahm sich wegen der Gefechte sehr gut aus, weil Herr Vallville, der hier Unterrichts im Fechten giebt, und diese Rolle bloß aus Gefälligkeit übernommen hat, ein geschickter Fechtmeister ist, welches man gleichfalls vom Heren Lamiral rühmt. Da Herr Miré, wie bekannt, für Kleidung kein Geld schont, so waren Harnische, Helme und Schwerter sehr gut und hübsch. Das Haus war, wie bei allen neuen Stücken, sehr voll. Hr. und Mad. Lamiral tanzten beide recht gut, doch ist man mit ihr zufriedener. Hr. v. der Berg ist im Komischen ein sehr guter Tänzer, welches er schon in ein paar Balleten bewiesen hat. Zu den Figuranten gehören auch der Schauspieler Schulz und Demoiselle Kettner, die beide nicht übel tanzen. Die Dienstfertigkeit des erstern verdient Lob, denn im Arur spielt und singt er, und im darin vorkommenden Divertissement tanzt er auch mit. Im Donauweibchen, dritten Theil, ersetzt er uns den Hrn. Steinberg.

Die Teufelsmühle am Wienerberg ist ein altdeutsches Volksmärchen mit Gesang von Huber, bearbeitet von Hensler, die

Musik von Wenzel Müller. (Auf der Annonce angekündigt als Seitenstück zum Donauweibchen.) Es ist ihm ganz gleich, nur sind die Veränderungen darin nicht so häufig als im Donauweibchen, doch wird es dem 2ten Theil des Donauweibchens vorgezogen. Die Musik gefiel im Allgemeinen sehr so wie das Stück selbst, das immer ein besetztes Haus macht. Das größte Lob verdient unstreitig die kleine Demoiselle Wienemann, die als ein Kind von 6 à 7 Jahren bewundernswürdige Sachen leistet. In diesem Stücke erscheint sie unter mehreren Gestalten auch als Zigeuner-Mädchen, in der festlichen Kleidung dieses Volks, wie wir sie hier häufig sehen. Sie sang nicht allein recht gut eine russische Arie, sondern sie tanzte auch den Zigeunertanz, den ihr ein kaiserlicher Theatertänzer gelehrt hatte, ganz vollkommen. Der Anzug mit den daran hängenden Rechenpfennigen, die kleinen Schellen in den Händen, verbunden mit der Dreistigkeit dieses Kindes, machen einen vortheilhaften Eindruck.

Demoiselle Pauser erschien zum drittenmal im Bayard und ward oft stark applaudirt. Ganz vorzüglich spielten Mad. Dahlberg als Blanka, Hr. Rosenstrauch als Paolo Manfroni, und Hr. Arresto als Bayard. Nach geendigtem Stück ward er,

obgleich eben erst gestorben, herausgerufen. Er erschien und sagte: Volksstimme ist Gottesstimme; ich danke Ihnen für mein neues Leben. — Man sagt, daß die Herren Hunnius und Haltenhoff ihr Engagement aufgesagt hätten, und abgehen würden.

Alexander am Indus, ein Vorspiel, welches Hr. Hunnius zum Namensfest des Kaisers machte, ist kürzlich mit vieler Pracht wieder gegeben worden. Mademoiselle Pausser sang darin mit vielem Beifall. Hr. Musikdirektor Neukomm hat die dazu verfertigte Musik verbessert und vermehrt, und man hört sie ihrer schönen Stellen wegen mit wahren Entzücken. Am 11. Febr. wurde es zu seinem Besten mit der Tochter Pharaonis wiederholt. Zwischen beiden Stücken spielte Hr. Neukomm, laut seiner Ankündigung, eine Phantasie über ein fremdes Thema, welches, wie man sagt, Herr Rode gegeben haben soll. Er spielte es, wie es von einem so braven und geschickten Künstler zu erwarten war. Nur schade, daß Instrument selbst war so schlecht, daß viele schöne Stellen verloren gingen. Während der Vorstellung des Alexanders und des Ballets erschallte unter Beifallsklatschen ein oftmaliges Bravo. Das Haus war besetzt und folg-

lich eine gute Einnahme. Es gefällt seiner Pracht wegen immer, denn hier liebt man Geräusch und Pracht.

Den 13. wurde Sita Mani oder Karl XII. bei Bender gegeben. Das Haus war wieder zum Brechen voll, und das Stück selbst, verschönert durch einen tartarischen Tanz und Gesang, wurde mit Beifall aufgenommen. Herr Ruditsch gab den Karl recht brav, so wie Mad. Lindenstein als Sita, Hr. Arresto als Myrsa Askow und Hr. Gebhard als Fallström allgemein gefielen. Mad. Kaffka, als junge Kosakin gekleidet, erndtete nicht minder Beifall; auch tanzte sie einen kosakischen Tanz, der ziemlich gelang. Das Kostum der Schweden, bis auf einige, war der Zeit angemessen, wo das Stück spielt, so wie überhaupt die Kleidung des Basfa prachtvoll, und die Anzüge der Sita, der Kosakin und des Myrsa gut gewählt waren. Schade, daß Hr. Ruditsch gleich nach geendigtem Stück in dem ganzen königlichen Ornat heraus trat, um dasselbe Stück auf den folgenden Morgen anzukündigen. Der ganze Eindruck der Vorstellung gieng in dem Augenblick verloren. Füglich hätte dies einer der geringern Officiere auch thun können; aber vielleicht geschah es, um, da niemand herausgerufen ward,

den verdienten Beifall auch ohne dem einzuerndten.

Ein Hr. Pohl hat sich im deutschen Theater bei leerem Hause auf der Harmonika hören lassen.

Auf dem französischen Theater ist Lodoiska, mit Kreuzers Musik, mit vieler Pracht schon mehreremale bei vollem Hause gegeben worden. Vielleicht dürften wir diese Oper, mit Cherubinis Musik, recht bald im deutschen Theater zu sehen bekommen. Hr. Quettat, ein französischer Schauspieler, der uns auf einige Art den verstorbenen Sainclair ersetzen soll, mißfällt allgemein und verdient es auch. Er kann oft des heftigen Zischens wegen kein Wort hervorbringen. An Sainclairs Stelle erwartet man einen Hrn. Durand. Philis Andrieux ist noch immer der Abgott des Publikums. Von neuesten kleinen französischen Operetten gefällt der Medecin turc. Ein von Chevalier verfertigtes Ballet: L'héroïne villageoise, ist wieder auf der Bühne erschienen, und wird jedesmal bei vollem Hause mit vielem Beifall gegeben. Hr. Auguste, Bruder der Mad. Chevalier, erndtet als dummer Junge vielen Beifall ein.

Auf dem russischen Theater gefällt das Donauweibchen 1ster und 2ter Theil noch immer

sehr. Durch diese beiden Stücke soll die Theaterkasse die beste Einnahme gehabt und selbige sich zwischen 40 à 50 tausend Rub. belaufen haben. Auch der 3te Theil wird bereits für die russische Bühne bearbeitet; wozu ein hiesiger Kapellmeister eine neue Musik verfertigen wird.

Die Violinspielerin Mlle. Gerbini hat sich kürzlich in der Eremitage nach geendigtem Schauspiel vor Ihro Majestät dem Kaiser hören lassen und großen Beifall erhalten. In den großen Fasten wird sie wahrscheinlich ein öffentliches Konzert geben. Der geschickte Violoncellist Delphino, welcher Krankheits halber seinen Abschied nahm, ihn mit Pension erhielt und jetzt in Mayland ist, tritt wieder in Kaiserliche Dienste. Der junge Berwald ist mit 1000 Rubel Gehalt bei der Kaiserlichen Kapelle angestellt.

Herr Zielker hat nunmehr das Panorama von St. Petersburg aufgestellt. Es ist ihm meisterhaft gelungen und bringt ihm viele Zuschauer. Herr Robertson zeigt uns jetzt Kinetozographie ou Tableaux pittoresques et mecaniques. Das Vordergemälde zeigt: 1.) die Aussicht von der Brücke St. Martin in der Schweiz von der Mittagssonne erleuchtet; 2.) den Aufgang der Sonne 5 Meilen von Neapel; 3.) Sommerfest-Platz in London; 4.)

die Stadt Prag; 5.) die Gegenden von Lausanne in der Schweiz. 1c. 1c. Das Ganze gewährt der herrlichen Beleuchtung wegen einen prächtigen Anblick und ist sehr täuschend, da alle Figuren, Menschen 1c. sich ganz natürlich bewegen.

Beim Verleger des N. A. sind nachstehende Werke zu bekommen:

Georgien, oder historisches Gemälde von Grusien. Aus dem Russischen übersetzt vom Dr. Schmidt. 30 Mark.

Erinnerungen aus Paris, von Kozebue, 3te Ausgabe. 1 Nthlr. 30 Mk.

Reichardts Briefe aus Paris. Neueste Ausgabe, brochirt, 3 Bände. 4 Nthlr.

Hirschmanns Tempel der Natur und Kunst, mit illum. Kupfern, elegant gebunden, 2 Bände. 7 Nthlr.

Hufelands guter Rath an Mütter, über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder, gebunden. 30 Mark.

Schmiedels Gesundheitsbuch für Schwangere, Gebärende, Wöchnerinnen, Ammen und Kinder. 1 Nthlr.

Becker, die Kunst, das Zeugungsvermögen beider Geschlechter zu erhalten und das Verlorne zu ersetzen, 2 Bände. 2 Nthlr. 40 frd.

Naturgemälde, kleine, mit einem Kupf. broch. 30 Mk., in Maroquin gebunden 1 Nthlr.

Nordisches Archiv

vom Jahre 1805.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Rafka.

Zweites Bändchen.

April, May; Juny.

Riga und Leipzig,
in der nordischen Kommissionshandlung.

Inhalt des zweiten Bändchens.

A p r i l.

	Seite.
I. Fragment aus der Briefftasche eines Reisenden.	1.
II. Kiasa und Alexander, ein Schauspiel vom Herrn Kollegien-Assessor Eckardt.	19.
III. Gedanken über die Einsamkeit, aus dem Rus- sischen übersetzt von J. de la Croix.	38.
IV. Fremers Orchestrion in Reval, vom Grafen Mellin.	44.
V. Eine wenig bekannte Anekdote aus dem ersten französischen Revolutionskrieg.	49.
VI. Neuigkeiten aus St. Petersburg und Moskwa.	57.

M a y.

I. Die eiserne Maske.	69.
II. Wie schützen wir uns vor der im spätern Alter so gewöhnlichen Hintansetzung und Verachtung? von Langting.	91.
III. Brief aus Woltawa, aus dem Russischen über- setzt von J. de la Croix.	104.
IV. Ein zuverlässiges Mittel, die so schädlichen Wölfe von den Viehheerden abzuhalten, vom Grafen Mellin.	114
V. Der Traum, von R. Lehmann.	117

VI. Wodurch wird die Güte eines Regenten dauernd und unerschütterlich?	128.
VII. Vermischte Neuigkeiten aus Moskwa und St. Petersburg.	133.

J u n y.

I. Epistel eines Braminen an den Zarewitsch Ehlor, und Hymne an die Sonne. Aus dem Russischen des Herrn von Derschavin, übersetzt von dem Staatsrath und Vice-Präsidenten des Reichs-Justiz-Kollegiums, P. v. Friccius.	149.
II. Ueber die sogenannten Stufenjahre.	157.
III. Ueber die Einsamkeit, von Richter.	166.
IV. Ueber die Aufführung von Sarti's Miserere in Moskwa.	176.
V. Das dreifache Opfer, ein Gemälde von Collins.	281.
VI. Die Verwandlung, oder Geschichte einer Mücke, von J. d. I. E.	192.
VII. Bruchstücke aus Kozebue's "Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel.	202
VIII. Schreiben eines Arztes.	218.
IX. Ein paar Worte über Riga's Handel.	224.
X. Theater.	226.
XI. Anekdoten statt eines Lückenbüßers.	230.
XII. Erklärung, eine Nachricht die nordische Kommissionshandlung in Riga betreffend, im Freimüthigen No. 97. von 1805.	231.

Nordisches Archiv.

Monat April

1805.

I.

Fragmente aus der Briefftasche eines Reisenden.

(Der vollständige Titel dieses Buchs, das in künftiger Ostermesse im Buchhandel erscheinen wird, ist: Parallelen, Bemerkungen und Phantasien. Auf einer im Jahr 1804 unternommenen Reise niedergeschrieben von Anton Zailonow.)

Mit seinen gothischen Thürmen deckt Danzig schon den Hintergrund. Die beibehaltene Hanseatische Häuserform giebt der Stadt noch jetzt einen Schein von Gemeingeist, der sonst in den alten Bewohnern dieser Bundstätte heimisch war.

Concordia Respublicae parvae crescunt:
steht mit goldenen Buchstaben an einem Thorger

wölbe in der Stadt. Eine preussische Hauptwache lagert sich jetzt am Fuße dieser Arkade.

Jahrhunderte hindurch stand diese kleine Republik, und hätte Gemeingeist in den letzten fünf und zwanzig Jahren nur ihre Einwohner beseelt: sie stände noch. Sie hatte kraftvolle auswärtige Stützen. Aber sie fiel. — Nur in hochtönenden Inschriften und in dem schlechten Gelde, das noch in der Stadt coursirt, lebt sie fort.

Hier willst du die Visitatoren doch dazu zwingen, deine Koffer zu untersuchen: war mein fester Vorsatz beim Einfahren in die Stadt. Ein freundliches Männchen trat an den Wagen: "Haben Sie nichts?" "Nein! meine Antwort. — "Gar nichts? ich bin der Mann, dem Sie es anvertrauen müssen." — Untersuchen Sie, wenn es Ihnen beliebt. — "Wenn Sie es befehlen; aber haben Sie nichts auf dem Herzen?" — Ich werde unwillig, und reiche ihm die Schlüssel von den Koffern. — Er schiebt sie zurück. "Nun, wenn Sie nichts auf dem Herzen haben, so habe ich etwas auf demselben." — Eine gekrümmte Hand schiebt sich langsam in den Wagen hinein. "Heute ist Sonntag, und ich bin durstig!" — Diese Wendung hatte ich nicht vorausgesehen. Ich war überwunden. Lächelnd öffne ich meine Börse.

Es wird so viel über die Verbesserung der Volksmoralität geschrieben und geredet; es werden Projecte und Pläne geschmiedet, wie die niedern und höhern Klassen allmählig auf den höchsten Standpunkt der sittlichen Aufklärung gebracht werden sollen. Ich will auch mein Scherflein zu diesen Ideen beitragen.

Werft alle Kontrebande=Verordnungen über den Haufen! Setzt die Zollabgaben auf Ein- und Ausfuhr so herab, daß das Einschleichen nicht der Mühe lohnt! Entlastet dreiviertel der Zollbeamten, die ihr dann nicht zu füttern braucht, und gebt dem letzten viertel so viel, daß sie leben können.

Eure Kassen werden nichts dabei verlieren, Ihr Monarchen! und eure Völker werden an
 Moralität gewinnen.

Die untern Zollbeamten haben gewöhnlich einen so geringen Gehalt, daß sie verhungern müssen, wenn sie ehrlich sind. Ihren Eid verlegen oder Hungers sterben ist die schreckliche Wahl bei Ausübung ihrer Pflichten. Der Mensch liebt das Leben. Der Hungertod ist der fürchterlichste unter allen, und die Zollbeamten scheinen dieses auch zu wissen. — Dafür, daß sie nichts sehen, geben ihnen die Individuen des Saatskörpers ihren Unterhalt. Wofür giebt man ihnen denn

- .. ihren, wenn gleich magern, Gehalt aus der öffentlichen Kasse?

In vielen Staaten sind manche Waaren einzuführen verboten. Man findet sie aber doch im Ueberfluß dort. Oft werden sie auch wohl gar öffentlich feil gehalten, und die Regierung sieht diesem Unwesen ruhig zu. Werden nicht die Gesetze dadurch lächerlich gemacht?

Im Preussischen sind z. B. die engl. Zige und Kattune Kontrebande, und man findet sie überall.

Ist auf eine Waare ein hoher Zoll gelegt; so bemüht man sich jetzt gar nicht mehr, die Sache heimlich einzubringen. Das Kontrebandiren ist jetzt ein Erwerbszweig geworden, der unter Aufsicht der Zollbehörde geschieht. Man handelt mit den Zollofficianten darum. Für die Hälfte der Staatsabgaben bringen diese selbst die Waare und auch die Kontrebande dem Eigenthümer ins Haus, und sie stecken das Geld in ihre Tasche. Der Staat ist geprellt, und der unredliche Kaufmann kann die Waare wohlfeiler ausbieten, als der rechtliche, der seine volle Abgabe dem Staate entrichtet hat. Was ist die Folge? Der redliche Mann geht zu Grunde. Der Defraudant erwirbt sich Vermögen und Ansehn in der Gemeinde. Der Staat verliert seine Einkünfte, und die Moralität wird zu Grabe getragen. — Doch genug hievon!

Ist je eine Stadt zum Handel geschaffen, so ist es Danzig. Ein großer schiffbarer Strom zieht sich an den Mauern hin. Auf seinem Rücken bringt er aus den bebaute-
sten Provinzen Polens, die er durchschlängelt, die Vorräthe her, und ohnweit der Stadt ergießt er sich in die Ostsee. Durch die Stadt selbst fließt ein kleinerer Strom. An diesem sind auf einer Insel, die er umarmt, die massiven Speicher aufgeführt, die von allen übrigen Gebäuden der Stadt durch das Wasser getrennt sind, und einen eigenen Stadttheil ausmachen. Die Flußfahrzeuge und Schiffe können bis an die Magazine kommen, und der Handel wird auf diese Art ungemein erleichtert.

Die Garnison ist zwar hier ansehnlich, aber unter dem Gewühle der Menschenklasse, die der Handel beschäftigt, werden sie wenig bemerkt. — Merkur ist der Schutzgott des Orts. Neptun mit dem Dreizack liegt unter den Mauern am Gestade und reicht dem Götterboten freundlich die Hand. Mars herrscht hier nicht.

Ich liebe die Handelsstädte; dieses geschäfts-
volle Getümmel auf den Gassen, diese Regsam-
keit überall, diesen Kaufmannsgeist, der die Welt mit einander in Verbindung setzt. Die Kauf-
leute sind zwar Egoisten, im ausgebreitesten Verstande; das thut aber nichts zur Sache.

Ihr Egoismus hat etwas heroisches. Sie verachten alles Kleinliche. Sie erringen große Vortheile durch große Aufopferungen. Die Welt ist ihr Vaterland, und sie machen sich zum Mittelpunkt in derselben. — Im Grunde genommen läuft ja auch alles da hinaus! Ist nicht beinahe alles Thun und Lassen der übrigen Menge auch ein egoistisches Treiben? —

Der Handel ist im Ganzen in den preussischen Staaten sehr eingeschränkt. Die Menge Hindernisse, die sich hier, wie in andern Reichen, dem Handelsgeist entgegen stellen, sind die Ursache, daß die Engländer im Handel immer über das übrige Europa triumphiren werden, und wenn sie auch einst gezwungen werden sollten, den Welthandel zu theilen.

Danzig ist zwar ein Stapelort, indessen thut die unter seinen Mauern erbaute Stadt Fahrwasser, dem dasigen Handel vielen Schaden. — Hätte Preußen vermuthen können, Danzig sobald zu erhalten: Fahrwasser wäre nicht zur Handelsstadt erhoben worden.

Der Handel in den preussischen Häfen hat viele Aehnlichkeit mit dem Handel der russischen Häfen an der Ostsee. Beinahe die nämlichen Produkte, nur daß das Uebergewicht des Weizenhandels sich auf die preussische Seite neigt. In den übrigen Handelsartikeln, und beson-

ders in den Seekriegsbedürfnissen, hat Rußland aber die große Stimme.

Der Handelskredit aller dieser Derter hängt nur davon ab, daß der ausländische Kaufmann überzeugt ist, daß die öffentlichen Handelsbeamten, die den Werth der Waaren bestimmen, mit der größten Treue zu Werke gehen. Dieser Kredit ist ein Stahlspiegel; kein Rostfleck muß auf denselben kommen. Man kann die Stelle zwar wieder reinigen, aber für ewige Zeiten bleibt die Stelle sichtbar.

Im vergangenen Jahre kam hier nach Danzig vom Auslande eine Klage über schlechte Holzwaare. Die Sache ward untersucht; der Schuldige auf der Stelle seines Amts entsetzt, und noch überdem zu einer Strafe kondemnirt.

Diese Strenge ist bei dem Handel dieser Derter durchaus nothwendig. Die rohen Produkte haben keinen bestimmten Maasstab ihres Werths, weil die Qualität sich beständig verändert. Die verschiedenen Gattungen müssen sachkundige, rechtschaffene Männer bestimmen. Es ist kein anderer kompetenter Richter. — Der ausländische Kaufmann hat auch kein Mittel, sich von dem Werth der Waaren, deren Ankauf er beordert, zu überzeugen. Er ist schlechterdings der Aufrichtigkeit seines Kommissionairs und der Redlichkeit des Brakers

überlassen. — Wie nöthig hier eine gute Brakke, und wie heilsam eine unerbittliche Strenge bei Vergehungen der öffentlichen Handelsbeamten sei, ist augenscheinlich.

Riga hatte seit vielen Jahren den größten Brakke-Kredit im Auslande. Man sagte mir hier, daß er seit einigen Jahren gesunken gewesen, jetzt aber wieder steige, obgleich man noch immer vorsichtig sein müsse. Der Spiegel hat einen Rostfleck bekommen. Die Schwarze bleibt ewig sichtbar.

Vor mehreren Jahren kam eine sonderbare Klage über schlechte russische Brakke aus einem französischen Hafen. Man hätte einen todten bärtigen Mann, hieß es, mit in den Hanf gepackt und diesen Kadaver nach Frankreich spedirt. Bei der Untersuchung wird ein Theil der Klage richtig befunden. Die Sache verhielt sich folgender Gestalt. Der Hanf wird in unsern Häfen in ungeheuren Ballen zusammen geschnürt und dann gewogen. Auf den freien Plätzen stehen diese großen Klumpen aufgestellt, und mehrere Menschen arbeiten an der Zusammensetzung einer solchen Maschine. Oft wird ein solcher Ballen Mittags zur Hälfte fertig. Die Arbeiter entfernen sich dann, um ihr Essen unter freiem Himmel zu sich zu nehmen, und dann eine kleine Mittagsruhe zu halten. Einer

dieser Arbeiter wählte unglücklicherweise den Wallen, der bereits über Mannshöhe angewachsen war, zu seinem Ruheort. Ermüdet übermannte ihn der Schlaf und Morpheus drückte ihm ungewöhnlich fest die Augen zu. Die Arbeit gieng kurz darauf wieder rasch vor sich. Der unglückliche Schläfer ward mit Hanf überworfen, und vielleicht erwachte er nicht eher, als da die Stricke schon übergezogen, und er nicht mehr im Stande war, ein Zeichen zu geben. Abends vermißte man ihn. Man vermuthete, daß er ertrunken wäre, und er war beinahe vergessen, als unvermuthet aus dem südlichen Europa Nachricht von ihm einlief.

Ich habe in Berlin einigemal die Paraden gesehen, aber ich kann über die Handgriffe und Manövers der Preußen nicht urtheilen. Sie sollen, wie man sagt, auf den Parade-Plätzen und bei den Revüen vortrefflich sehn. Die preußische Kavallerie nimmt sich wirklich gut aus, aber ihre Infanterie hat nichts äußerliches. Sie feuern geschwinder wie die Russen, weil sie kein Pulver auf die Pfanne streuen; aber das Manöver mit dem Bajonette ist unser Talent. Schon seit vielen Jahren war es bei uns gebräuchlich, und es scheint seit der

neuern französischen Taktik das Uebergewicht über das Geschwindfeuern erhalten zu haben.

Ihre Truppen, sagte mir einst im Gespräch ein preußischer Officier, haben dieses Manöver mit Glück gegen die Türken und Polen gebraucht, aber unser große Friedrich sagte schon, daß ein Haufen Einäugiger einen Haufen Blinden gut besiegen könne. — Waren diese Blinden denn nicht sonst die Geißel Europens? Was thaten ihnen die Oesterreicher im letzten Türkenkriege, und wer hat sie zur Sperlingscheuche gemacht? — Aengstigten nicht die Polen die hellsehenden Taktiker, und wer vernichtete sie? Wer hielt den Strom der Neufranken in seinem Laufe in Italien auf? Waren es die Künstler auf den Exercier-Plätzen, oder waren es diese einäugigen Glücklichen? — Immerhin mögen meine Landsleute auf der Parade nicht dasjenige leisten, was überbildete Kenner in der Taktik verlangen. Auf dem Schlachtfelde haben sie seit einem Jahrhundert gezeigt, daß sie das rechte Manöver verstehen!

Die preußischen Patrioten haben überhaupt eine gewaltige Meinung von ihrer Armee. Sie gestehen es sich zwar heimlich selbst, daß der Geist Friedrichs des Zweiten von ihnen gemischt sei; sie klagen, daß die preußische Armee

in den Kriegen gegen Frankreich, und selbst gegen Kosziusko nicht die Energie gezeigt habe, die im siebenjährigen Kriege von der ganzen Welt bewundert worden; — aber dem ohngeachtet verachten sie alle übrigen Truppen Europens. Kosbach, ihr alter Triumph, ist zwar längst vergessen; aber die Franzosen sind ihnen doch nichts, als muthige Wagehälse, die sie, wenn es ihnen ein Ernst wäre, schon zurückweisen würden. Die Russen sind in ihren Augen bloß glückliche Spieler.

Ein solcher Gemeingeist unter einer Armee ist zwar gut; aber wenn Thatsachen und retrograde Märsche ihm widersprechen, wird er lächerlich. Wenn man die verunglückte Expedition gegen Frankreich damit entschuldigen will, daß es den Preußen kein Ernst mit dem Kriege gewesen, daß ein politischer Mißgriff vorgefallen und dergleichen. — Gut! Aber in dem letzten polnischen Kriege muß es ihnen doch wohl Ernst gewesen seyn, da das Feuer des Aufruhrs ihnen auf dem Nacken brannte, und auch hier war eine unbegreifliche Erschlaffung.

Während Friedrich Wilhelm der Zweite mit seiner Armee ohne Lorbeeren (es sei denn, daß ihm die Schlächterzünfte welche entgegen gebracht hätten) von Warschau heim zog, schlugen die Russen Kosziusko! Der

König opferte zwar nicht viele Menschen in einer Schlacht auf; aber er verlor in mehrern Wochen so viel als Suwarow in einem Tage. — Praga war indessen erobert und der polnische Krieg beendet. Ohne Fersen und Suwarow! — Wer weiß, welche veränderte Gestalt der Osten Europas erhalten hätte!

Wir wollten Menschen schonen, sagen die preußischen Officiere. — Aber wenn die Preussen nur aufrichtig sein wollten! — dieser Krieg, in dem sie nichts thaten, hat ihnen eben so viel, als uns gekostet. — Nur die Ihrigen starben langsam in den Lazarethten; Unsere auf den Verschanzungen, die sie mit Sturm eroberten!

Man hört hier noch häufig von den Verwüstungen sprechen, die unsere leichten Truppen, unsere Kosaken und Kalmüken im siebenjährigen Kriege im Preussischen und in der Mark angerichtet haben sollen. Die gewöhnliche Schlußbemerkung ist alsdann immer: "Ja, die Russen sengen und brennen, rauben und plündern, und führen ihre Kriege wider alles Völkerrecht."

"Wir führen unsre Kriege menschlicher!" — jauchzt das übrige Europa, und die eingeäscherten Städte rauchen. "Wir ehren das Völkerrecht!" rufen die Neufranken vom jenseitigen Ufer des Rheins her — und das dießseitige

liegt in Trümmern. Im Frieden durchstreichen sie ein fremdes Gebiet und rauben den jungen Herzog von Enghien. "Uns ist das Völkerrecht heilig!" — schreien die Britten von ihrer Insel herüber — und sinnern dabei auf Pläne, ganz Frankreich auszuhungern und den einmal anerkannten Chef der Nation durch Mord ermorden zu lassen. "Wir schätzen dieses allgemeine Recht!" — sagen die deutschen Völker — und die Stärkern theilen sich in die Besitzungen der Schwächern, sie verlassen ihre Bundesgenossen, und deutsche Mörder ermorden die französischen Gesandten auf der Grenze.

Das Völkerrecht ist eine schöne Redensart, wie es deren mehrere giebt. Man spielt mit dem Worte und mit der Sache. — Im ganzen genommen ist auch ein Recht, das für Völkerstämme gelten soll, ein Unding. Wer gab die Verordnungen zu diesem Codex, und wer konnte sie geben? Wer ist der kompetente Richter, wenn die Partheien sich streiten? Jede vertheidigt ihre Sache mit dem Schwerdt in der Hand. Das Recht des Stärkern ist das Völkergesetz, und es ist Gesetz der ewigen Natur.

Die Regimenter haben hier bekanntlich die Namen ihrer Chefs; aber, ich halte unsere

alte, und jetzt wieder von unserm Kaiser angenommene Einrichtung, den Regimentern beständige Namen zu geben, für besser. Das giebt oft einen gewissen Gemeingeist, und selbst die hiesigen Böckingschen Husaren nehmen es gar nicht übel, wenn man sie noch immer die Zietzenschen nennt.

Mehrere unserer russischen Regimenter sind auf ihre alte Namen stolz. Die Isumschen Dragoner, das Koslowsche Infanterie-Regiment und viele andre, haben noch nie eine Bataille verlohren, und sie halten es nun beinahe für unmöglich, geschlagen zu werden. Von den alten Soldaten ist vielleicht nicht der zehnte Theil übrig, aber nur ein Geist belebt das Ganze: Sieg oder Tod ist ihre Lösung. — Als in dem letzten polnischen Kriege ein Gefecht in Litthauen vorfiel, stand unter andern das Isumsche Dragoner-Regiment auf dem linken Flügel. Die Polen hatten sich verschanzt und machten eine Zeitlang den Russen den Sieg streitig. Ein Gemurmel lief durch die Glieder des Regiments hin. "Was quält man sich da so lange" — sagten sie, "wenn man uns Isumsche nur hinschickte, so wäre es vorbei." Aber noch eine Weile mußten sie warten; endlich hieß es: "Vorwärts ihr Isumschen!" und nun stürzten diese Braven mit ei-

nem Hurrah! den Hügel hinab. Sie fielen den Polen in die Flanke, vor ihren sieggewohnten Panieren floh alles, und die Bataille war gewonnen.

Das Desertiren ist in Preußen an der Tagesordnung. Während meines Aufenthalts in Berlin bin ich oft von der Lärmkanone aufgeschreckt worden. Es ist auch sehr natürlich, daß hier so viele Soldaten weichhaft werden, da mehr als der dritte Theil der ganzen Armee aus Ausländern besteht, die theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt gezwungen werden, die Muskete zu tragen.

Als ich mich in einem kleinen Städtchen in Südpreußen einige Stunden wegen einer nothwendigen Wagenreparatur aufhielt, und mich in unserer Landessprache mit meinem Fuhrmann unterhielt, gesellte sich ein nicht weit davon stehender Soldat zu uns, der uns in unserer Sprache anredete. Er war wirklich ein Russe. Ich plauderte mit ihm eine Zeitlang. Er hatte die italiänische Kampagne gegen die Franzosen mitgemacht, war schwer verwundet und drauf von den Feinden gefangen worden. Als er endlich in Freiheit gesetzt worden war, und nun seine Rückreise nach seinem Vaterlande machte, war er unterwegs durch Noth und Hunger gezwungen worden, in preußische Dienste zu

gehen, und hatte eine Kapitulation auf sechs Jahre eingehen müssen. "Bald ist die Zeit vorbei" — sagte er mir mit einer Thräne im Auge. "Gottlob! daß sie bald zu Ende geht. Ich habe mir zwar nichts vorzuwerfen, wie manche andre; aber es ist doch Sünde." Was ist Sünde? erwiderte ich. "Daß ich hier bin, ich kann Gott nicht nach unsern Gebräuchen verehren, und habe nun schon mehrere Jahre, so wie unsere übrigen Brüder, das Abendmahl entbehrt."

Ich beruhigte ihn, so viel mir möglich war, und fragte, ob denn noch mehrere Russen hier im Städtchen wären? "O ja," sagte er, "dort stehen noch einige unter dem Haufen; aber sie getrauen sich nicht herzukommen, da man sie beobachtet. — Wir" — fuhr er fort — "dürfen selbst nicht einmal viel mit einander sprechen, und es geht uns erbärmlich. Die übrigen haben ihre Noth verdient, denn sie haben ihr Vaterland und ihre Fahnen verlassen, aber ich! Ja, wenn wir nur einmal zurückkehren, so wird gewiß sobald keiner wieder herkommen. Man glaubt Wunder, was der preussische Soldat für ein Glückskind sei. Sie wissen einem auch anfangs das Ding süß zu machen, aber — wenn wir nur könnten, wie wir wollten, es wäre keiner mehr hier. Bei uns haben

wir immer Brod vollauf, hier mit der täglichen Löhnung ist gar nicht Hauszuhalten. Wir sind Fremdlinge, wir verstehen die Sprache nicht, für die Eingebornen ist es noch etwas; aber für uns nicht. Leb wohl, Herr! Man' giebt schon auf uns Achtung." — Er entfernte sich. Ich rief ihn zu mir, um ihm eine Kleinigkeit in die Hand zu stecken. "Gebt es unserm Bruder," sagte er, indem er fortgieng und auf den Fuhrmann zeigte, "ich komme wieder vorbei und kann es dann unbemerkt erhalten."

Diese nämliche Stimmung fand ich noch bei mehreren unserer Landsleute, die ich in Preußen als Soldaten traf. — Ist es wohl ein Wunder, wenn diese Menschen alles anwenden, um ihre Ketten zu zerbrechen, und welche Vortheile kann der preußische Staat wohl von diesen Mißvergnügten erwarten?

Mehr als der dritte Theil des preußischen Militärs besteht, wie ich schon angezeigt habe, aus Ausländern, die in allen Theilen des deutschen Reichs angeworben worden. Es sind meistens Deutsche, denn die wenigen Franzosen und Russen kommen hier nicht in Betracht; aber sie sind alle, in Rücksicht ihrer Lage, in dem nämlichen Fall, wie mein Landsmann in dem südpreußischen Städtchen. In Friedenszeiten sind zwar diese Leute durch die Vermis-

schung mit den Landeskindern in eine Masse verschmolzen; aber bei einem Kriege mit einer andern deutschen Nation sind solche Miethlinge nichts werth. Ihr einziger Gedanke ist dann das Ausreißen, und die Erfahrung hat es bestätigt, daß man diese Menschen mit vielen Kosten gefüttert, und mit der größten Anstrengung bewacht hat, um sie bei der ersten Gelegenheit davon laufen zu sehen.

Ein Theil der Innländer (ich meine die aus den neupreußischen Besizungen von Polen) ist auch unter die Fremden zu rechnen. Sie sind durch Sprache, Sitten und Gebräuche ein von den Deutschen ganz verschiedenes Volk. Man versucht zwar alles, um sie, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, zu verdeutschen und ihnen ihr ursprüngliches Stammvolk, die große slavische Nation, vergessen zu machen. Man errichtet sogar in lithauischen Dörfern deutsche Schulen, es werden deutsche Schulmeister angenommen, und dergleichen; aber es wird noch lange dauern, ehe diese Umwälzung zu Stande gebracht seyn wird.

Müssen nun nicht diese Nationen bei einem Kriege mit einem ihrer alten Völkerstämme ein gewisses Heimweh empfinden? Sie stoßen dann auf ein Volk, dem sie eigentlich angehören; sie finden ihre Sprache, ihre Sitten wieder;

Deutschland ist nicht ihr Vaterland; in ihren jetzigen Wohnörtern ist nicht mehr ihre Nation; sie sind fremd geworden in ihren Hütten. — Was kann die Folge seyn? —

II.

Riasa und Alexander. *)

Ein Schauspiel in einem Aufzuge vom Herrn Kollegien-Rath Professor Eckardt.

P e r s o n e n.

Alexander, König von Macedonien.

Hephästion, sein Feldherr und Günstling.

Riasa, eine tartarische Fürstin.

Theos, ihr Sohn, ein Knabe von 10 Jahren.

Griechen.

Tartaren.

Riasa's weibliches Gefolge.

Die Scene ist eine tartarische Provinz, wo jetzt Georgien liegt.

Erster Auftritt.

Das griechische Lager. Im Vorgrunde Alexanders Zelt. Im Hintergrunde eine von schroffen Felsen fast ganz eingeschlossene Stadt, von welcher man nur einige Mauern und Thürme hervorragen sieht.

Alexander.

(Steht in der Nähe seines Zeltes und sieht aufmerksam nach der Stadt hin.)

Sie fliehn! — Zurück in ihre Felsen
Treibt endlich sie der macedon'sche Speer

*) Der Herausgeber glaubt, den auswärtigen Lesern des Archiv's durch Mittheilung dieses niedlichen

Und unsre Fahnen wehen siegreich nach! —
 Der fünfte Ausfall ist zurückgeschlagen
 Und weiter nichts! — Das hohe Klippennest,
 Noch trozt es frech, wie schon vor zwanzig Tagen
 Dem sieggewohnten Heer und mir! —
 O Macedonier, was trieb dich her nach Norden,
 Ein unbekanntes kleines Volk zu morden? —
 Zum Sonnenaufgang winkt dein Schicksal dir!

Zweiter Auftritt.

Alexander. Hephästion.

Hephästion.

Ich bin ein neuer Siegesbothe, König!

Alexander.

Ich sah's! — Was ist dadurch gewonnen?

Hephästion.

Mehr, als du ahndest — denn Kiasa's Sohn
 Er ist gefangen!

Alexander.

Wie? der Knabe?

Gelegenheitsstück, welches auf der rigischen Bühne, am Geburtstage Sr. Kaiserlichen Majestät, den 12. December 1804 aufgeführt worden, kein unangenehmes Geschenk zu machen.

Hephästion.

Wir sahn erstaunt ein muntres Kind,
 Das hinter einem alten Reiter saß,
 Ihn fest umklammert hatte: — aber bald
 Streift' seinen Arm ein Speer, er sank vom
 Pferde,

Er blutete — doch mit der blutenden Hand
 Ergriff er rasch den hingeworfnen Speer.
 Da haben unsre Reiter ihn gefangen.

Alexander.

So war ich auch als Knabe!

Hephästion.

Mitleidsvoll

Ließ man die Wunde schnell verbinden. — Bald
 Wird er dir zugeführt.

Alexander.

Nun glaub' ich doch nicht mehr
 An ihre Zauberkunst, an ihren Blick
 In dunkle Zukunft. — Sicher hätte sie
 Zum eignen Gram ihn nicht hinaus gesandt.

Hephästion.

Mein König, das Gerücht sagt mehr
 Von ihrer Schönheit, als
 Von ihrer Zauberkunst.

Alexander.

Da kommt mir ein Gedanke!
Ich selber will sie sehn! Ich will den Knaben selbst
Zurück zur Mutter bringen.

Hephästion.

König! Du?

Alexander.

Als König nicht, doch als Hephästion!
Ich will mein eigener Abgesandter seyn.
Was Waffen nicht vermögen, das vermag
Vielleicht der Worte Kraft. — Denn länger
Darf ich nicht müßig hier vor diesen Felsen stehn.
Ach! meine Tapfern darben!

Hephästion.

Freilich darben sie
Schon viele Tage! Nur vergebens ruf'
Ich ihnen zu: dort wächst euch Brod und
Wein! —
Noch jeder Sturm ist abgeschlagen! — Doch
Der Knabe naht schon. Erblickt er dich
Als König: —

Alexander.

Rein! das darf er nicht!
Rasch in mein Zelt! — Wenn Alexander
Sich wandelt in Hephästion, darf dieser

Auch Alexander seyn auf kurze Zeit.
 Dir wag' ichs schon, den Königsschmuck zu leihn.
 (Beide gehn in das Zelt.)

Dritter Austritt.

Theos, den linken Arm verbunden, tritt auf in Begleitung zweier Griechen, deren einer des Prinzen Säbel in der Hand hält.

Theos.

Wie lange schleppt ihr noch im Lager mich herum?

Wie lange gebt ihr mich den müß'gen Gaffern preis?

So führt mich hin vor euern Göttersohn!
 Wo find' ich ihn? —

Erster Grieche.

Still, Knabe, still!

Er wird hervor aus diesem Zelte treten
 Und niederwerfen wird dich schon der Blick
 Des Göttlichen.

Theos.

Ich zweifle sehr;

Denn was ich jetzt noch seh, ist alles
 Sehr menschlich.

(Unterdessen ist ein Grieche aus dem Zelt getreten,
 der den beiden andern etwas heimlich sagt.)

Erster Grieche.

Seht doch! Welcher Troß
 Von einem Knaben!

Theos.

Sprich: von einem Fürstensohn,
Der frei geboren ist und frei
Zu sterben weiß. — Woran erkenn' ich deinen
König?

Erster Grieche.

Ein weißer Reigerbusch schmückt seinen Helm;
Ein goldner Adler fliegt an seinem Mantel auf! —
Da siehst du ihn!

Vierter Auftritt.

Hephästion, (in Alexanders Schmuck) Alexander,
(ohne den oben bezeichneten Schmuck) treten
aus dem Zelt.

Alexander. (zu Hephästion leise)

Ein stolzer Knabe! — Sieh,
Wie fest er seine Blicke auf dich heftet.

Hephästion. (zu Theos)

Du blutest, armes Kind!

Theos.

Ich blute für mein Volk!
Doch lieber wär' es mir: ich sah dich bluten
Und aus dem Herzen bluten. — Retten würde
Ein jeder Tropfe hundert Menschenleben.

Hephästion.

Ich merke, meine Feinde lernen früh,
Wie theuer Alexanders Leben gilt. —

Doch deine Mutter muß dich wenig lieben,
Da sie so früh dich schon ins Schlachtgetümmel
treibt.

Theos.

Sie trieb mich nicht; mich trieb der Ruhm!
Seit zwanzig Tagen sah ich unsre Helden,
Die Helden meines Volkes, meines Erbe,
Mit frohem Sinn hinaus zum Kampf und
Siege ziehn —

Und müßig sollt' ich ihre Wunden sehn? —
Da nahm ich meinen Säbel, schlich
Mich heimlich aus der Burg ans Thor,
Drang rasch durch das Getümmel unsrer
Schaaren;

Zu einem Greise schwang ich mich aufs Roß,
Umschlang ihn fest und flehte lange,
Bis er mich mit sich nahm. — Gefangen hast
du mich;

Gewonnen hast du nichts!

Hephästion.

Nimm deinen Säbel wieder;
Denn solch ein Muth muß auch des Muthes
Zeichen tragen.

Nimm ihn! (Giebt ihm den Säbel.)

Theos.

(Nachdem er den Säbel einige Momente lang unschlüssig betrachtet hat, wirft er ihn weg.)

Was soll er mir,
Hier unterm Feind, wenn ich nicht kämpfen
kann!

Alexander.

(Mit Theilnahme zu ihm tretend.)

Nimm ihn, mein Sohn! Du wirst ihn einst
An Alexanders Seite führen, wirst
Sein Freund, sein Stolz, sein erster Feld-
herr seyn,
Mit ihm zum Kampfe fliegen.

Theos.

Kämpfen, sterben werd' ich
Für mein Volk — für ein fremdes nicht!

Hephästion.

Hat deine Mutter viele solcher Knaben?

Theos.

Du zählst sie nicht!

Hephästion.

Bist du ihr einz'ger Sohn?

Theos.

Sie hat der Kinder viele Tausend! Jedem
Aus ihrem Volke ist sie Mutter!

Hephästion.

Solche Mutter
Darf einen solchen Sohn nicht missen. — Du,

Hephästion, bring ihn der Trauernden zurück.
Du kennest meinen Auftrag.

Theos.

Sage mir,
Was wird der Preis für meine Freiheit seyn?

Hephästion

Kiasa wird ihn setzen.

Theos.

Wohl mir dann!

Ich kenne meine Mutter! — Keinen Frieden
Voll Schmach, nicht ihres Volkes Elend, bringt
Sie mir zum Opfer! — Führe mich zurück!
Mehr als das Leben ist mir Freiheit theuer;
Doch forderst du dafür des Vaterlandes Glück,
Dann kehre ich mit dir um — und ewig bin
ich euer!

(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Kiasa's Pallast.

Eine Frau aus Kiasa's Gefolge und ein tartari-
scher Officier, (im Gespräch begriffen.)

Officier.

Was sagte sie, als ihr die Nachricht ward?

Frau.

Sie wurde bleich und eine Thräne stahl
Aus ihrer Wimper sich. Dann rief sie fest:

"Nimm hier der Mutterliebe letztes Opfer,
 Sohn
 Voll hohen Sinns und laß mich nun die höhre
 Pflicht
 Getrost erfüllen." — Drauf verließ sie den
 Pallast.

Officier.

Sie kam zu ihren Kriegern. — "Eure Mutter
 Hat einen Sohn verloren, doch mir bleiben
 Der Söhne viel! — Verdoppelt denn
 Die Wachsamkeit, erhöht den Muth!
 Noch stehn wir fest!"

(Ein tartarischer Feldherr tritt ein.)

Wo ist die Fürstinn?

Frau.

Hier!

(Sie öffnet ein Seitenzimmer, Riasa tritt verschleiert
 mit ihrem weiblichen Gefolge heraus.)

Feldherr.

Ich bringe frohe Botschaft dir, o Fürstinn!
 Dein Theos kehrt zurück. Hephästion,
 Der Feldherr und Gesandte Alexanders,
 Er bringt ihn dir, schon wartet er am Thor
 Und bittet, ihm Gehör zu geben.

Riasa.

Führ ihn her!

(Der Feldherr geht ab.)

Sechster Auftritt.

Theos (stürzt herein und seiner Mutter in die Arme.)
Vorige.

Kiasa.

Mein Theos! und verwundet!

Theos.

Ach Verzeihung, Mutter!

Ich habe mir geholt, was ich schon lang mir
wünschte,

Hier diese Wunde; vorn am Arm;

Im Rücken wahrlich nicht! — Sie haben mich
gefangen!

Ich bin so klein und schwach! Sie haltens nicht
einmal.

Der Mühe werth, mich zu behalten.

Kiasa.

Ach Theos! Schmerzlich wird und schwer das
Lösegeld seyn!

Theos.

Kein Lösegeld, Mutter! — Nein! Ich hab es,
mir geschworen:

Wenn er schimpflichen Frieden fordert, wenn er
unser Land

Durchziehen will; dann fehr ich mit ihm um

Und will der Griechen Sklave bleiben.

Siebenter Auftritt.

Alexander (wird mit sehr geringem Gefolge eingeführt.) Vorige.

Kiasa (indem sie ihn erblickt, für sich.)

Mein! das ist nicht Hephästion!

Ihr Götter! Das ist Alexander selbst!

Alexander.

Der König Alexander schickt dir, Fürstinn,
Den einz'gen Sohn zurück, den heut des Kampfes Loos

Und allzufrüher Muth in unsre Hände gab.
Es that ihm herzlich wohl, im kühnen Knaben
Der eignen Kindheit Spiegel zu erblicken.
Erkenne seine Großmuth!

Kiasa.

Wär er Alexander,
Wenn er's nicht thäte?

Alexander.

Seh auch du nun weise!
Du weißt, was er verlangt.

Kiasa.

Das hohe Ziel
Des Macedoniers, es steht im fern'n Osten;
Der Indus wartet sein. Was führt ihn denn
Zu diesen öden Bergen?

Alexander.

– O, wir wissen wohl,
Ein reiches Kornland streckt sich hinter deinen
Bergen!

Riasa.

Uns wächst, was wir bedürfen: Korn und Wein
Und unsre Heerden haben Milch und Wolle.
Mehr braucht dies stille Volk zu seinem Glücke
nicht.

Alexander.

Auch unser Heer bedarf von deinem Korn.

Riasa.

Euch lockt, ich glaub es dir, die reiche Flur,
Die segenvoll vor euren Blicken liegt;
Doch sage mir: wie kommts, daß hinter euch
Nur Wüsten sind und Pest und Hunger?

Alexander.

Das Loos des Kriegs!

Riasa.

Run wohl!

Hier steh ich an dem Gränzstein meines Landes
Mit meinem Volk, um diesem Loos zu wehren.
Wir sind ein friedlich Volk, uns lüstet nicht
Nach fremder Haab', uns gnügt am eignen
Heerd;

Doch wer uns unsre Saat, wer unsre Heerde
Uns rauben will, dem widerstehen wir.

Alexander.

Wohlan! So bleib' euch denn der eigne Heerd!
Der König will nur Durchzug durch dein Land
Und Zinsbarkeit.

Riasa.

Ihm zinsbar? — Ha!
Nur über die Leiche des letzten Tartarn geht
Der Weg durch dies Gebürge!

Alexander.

Du kämpfst umsonst! Unwiderstehlich bringst
Der Griechen Heer heran, ein wüthender Drak.

Riasa.

An hohen Felsen bricht sich der Drak.
Ihr habts empfunden! —

Alexander.

Wohl denn! Keine Zinsbarkeit! —
Vergönn' ihm nur, durch dies Gebürg zu ziehn.

Riasa.

Wer giebt wohl dem Heuschreckenheer,
Daß wolfengleich auf grüne Saaten fällt,
Freiwillig die Erlaubniß, seine Aerndte
Schnell zu vernichten?

Alexander.

Höre mich!

Der König kann nicht mehr zurück. Sein
Name,
Sein Ruhm verbeut es ihm. Sieg oder Tod
Ist seine Loosung. — So erbarme dich
Des eignen Volks! Vergönn' es uns,
Als Gäst' und Freunde durch dein Land zu gehn.
Du wirst des Königs Großmuth ehren lernen.

Riasa.

Ich ehre seine Großmuth. Ehre denn
Auch er mein Pflichtgefühl! — Es will mein
Volk
Euch nicht zu Gästen haben, will die reinen
Sitten nicht
Durch Euch vergiften lassen. — Geht zurück!

Alexander.

So sey denn Krieg! Krieg auf Vernichtung!

(Nach einer Pause.)

Doch laß mich heut als Gastfreund von dir
scheiden.

Gestatte mir nur eine Bitte.

Riasa.

Sprich!

Alexander.

Ich habe dir den Sohn zurückgeführt,
Ich bin der Bothe Alexanders!
So laß mich denn nicht von dir ziehn, bevor ich
Dein Angesicht gesehn.

(Kiasa schlägt den Schleyer zurück.)

Alexander (nach einer Pause).

Ach! warum soll mein König
Nicht seine Hand als Freund dir reichen?

Kiasa.

Wie? Dein König? — —

Ich habe meinen Schleyer aufgehoben.
Wirf auch den deinen ab! — Hephästion
Ist fern! Der König Alexander,
Der Macedonier, er steht vor mir! —
Ihr ew'gen Götter, Dank! ihr habt den Feind
Des Menschengeschlechts in meine Hand ge-
geben! —

Du bist mein Gefangner!

Alexander.

Wie? du wagst,
Der Bothen heil'ge Rechte schändlich zu ver-
lehen?

Kiasa.

Ich hab' Hephästion in meine Stadt gelassen;
Den König Alexander nicht!

Hat der ein Recht, der aller Völker Recht
Mit Füßen tritt? — — Ich kann dich tödten
hier;

Wer wird mich hindern? — Deine Griechen
nicht!

Ich trocke deinem Heer auf diesem Felsen!
Und dann! — Dein Leben ist der große Ring,
An dem die Kette deiner Schaaren hängt.
Das große Heer, es wird mit dir zerstieben! —

Doch lern' auch du Kiasa's Großmuth kennen.
Geh! Du bist frey! Denn dir ist nicht bestimmt,
Hier zu vollenden: — Sey in Zukunft mir
Feind oder Freund: du bist entlassen!

Alexander.

(reicht ihr nach einem kurzen innern Kampfe die Hand.)
Wir bleiben Freunde!

Kiasa.

Wohl!

Für meinen Freund eröffn' ich willig meine
Schätze.

Ich weiß es, was dir mangelt — und ich hab'
es!

Durch meine Fluren kann dein Weg nicht gehn;
Doch meine Speicher haben Korn und Wein
Für dich und deine Schaaren! — Alles soll
Dir reichlich werden, dessen du bedarfst.
Zieh dann erquickt und sorgenlos nach Osten.

Alexander.

Noch zieh ich nicht! — Ich fühle mich
Von dir besiegt! — So nimm denn meine Hand
Und theile meinen Thron und lehre mich,
In dir der Menschheit Abel ehren! —

Kiasa.

Ich ward geschaffen, um ein kleines Volk
Still zu beglücken. — Alexandern fiel
Ein andres Loos! — Das schrecklich glänzende,
Den Erdfreis zu verwüsten. — Unser Weg
Geht nicht zusammen. —

Alexander.

Eine Bitte noch!

Die Götter gaben dir den offenen Blick
Zu ferne, dunkle Zukunft! — Sage mir
Mein Schicksal.

Kiasa.

Ach! Wohlthätig ist der Schleyer,
Den die Unsterblichen um unsre Zukunft we-
ben. —

Du willst! — Dein Weg ist furchtbar hell! —
Doch ach! wie ist er blutig! — Nein!
Verlange nichts zu wissen! — Frage mich
Nach fernen Zeiten!

Alexander.

Sprich! Kommt einst
Mein Name noch zur späten Nachwelt hin?

Kiasa.

Dich spornt der Ehrgeiz! Ja, du wirst's er-
reichen! —

(Mit steigender Begeisterung.)

Dich wird in ferner, ferner Zeit
Der Thor, so wie der Weise kennen;
Der eine mit Bewundrung dich,
Der andre dich mit Abscheu nennen. —
Einst nach Jahrtausenden wird dann
Ein andrer Alexander kommen,
Von dem, gleich dir, der Erdkreis spricht.
Er wird, wie du, die halbe Welt beherrschen;
Doch ach! durch Liebe nur — durch Schrek-
ken nicht! —
Er wird mit Hochgefühl des Mannes Busen
schwellen!

Er wird in eine Glorie
Der Menschheit Werth und Adel stellen! —
Auch meines Volkes späte Kinder
Zieht er hervor aus langer Geistesnacht!
Auch ihnen wird der große Morgen tagen,
Der seine Völker glücklich macht. —
An diesem Tage wird er einst geboren werden,
Er, dessen sich die Nationen freun,
Und allen Edlen auf der Erden
Wird dieser Tag ein Festtag seyn.
Ihm wird von Millionen Zungen
Des Herzens Danklied laut gesungen!

Ihm tönt der spätesten Nachwelt Dank
In hundert Sprachen Lobgesang!

Heil der Mutter, die ihn geboren!
Heil den Völkern, die er beglückt!
Heil der Fürstinn, die mit Liebe
Seine Tage schmückt!

(Die letzten vier Zeilen werden von einem vollstimmigen Chor wiederholt. Der Vorhang fällt.)

III.

Gedanken über die Einsamkeit.

Fragment aus dem noch ungedruckten Werke: Vant-
theon der russischen Literatur, von
J. De la Croix.

Es giebt Worte, die einen besondern Zauber für ein fühlendes Herz haben, indem sie dasselbe mit melancholischen und zärtlichen Empfindungen anfüllen. Das Wort *Einsamkeit* gehört zu den magischen. Nennet es — und der Gefühlvolle stellet sich eine liebliche Wüste, einen tiefen Schatten im Walde, das sanfte Rieseln eines klaren Baches vor, auf dessen Ufer das tiefe Nachdenken mit seinen schmerzlichen und doch süßen Erinnerungen sitzt.

Täuschung ist aber das Loos der gefühlvollen Herzen! So wie in der Liebe, so auch in

der Freundschaft finden sie selten die Erfüllung ihrer Hoffnungen; die Einsamkeit selbst entspricht nicht ihren Erwartungen; die Blüthen derselben duften in der Einbildung und welken im großen Element der Wirklichkeit.

Glücklich oder zufrieden in der vollkommenen Einsamkeit, kann man bloß mit einem unerschöpflichen Reichthum des inneren Genusses, und in der Resignation auf alle Bedürfnisse, deren Befriedigung nicht in uns liegt, seyn; der Mensch aber ist, von der ersten bis zu der letzten Minute seines Daseyns, ein abhängiges Wesen. Sein Herz ist geschaffen um mit einem anderen zu fühlen, und den Genuß desselben zu theilen. Indem es sich von der Welt trennt, vertrocknet es, wie eine Pflanze, welcher die wohlthätige Wirkung der Sonne geraubt wird.

Der Gefühlvolle denkt sich die Zeit am günstigsten für die Einsamkeit, wenn der, hundertmal in seinen lieblichsten Hoffnungen betrogene, Mann endlich zu wünschen und zu hoffen aufhört; dann scheint ihm die Einsamkeit seine einzige Erquickung, sein einziger sicherer Zufluchtsort auf dem Ocean des unruhigen Lebens zu seyn; dort, in der Stille und im Schatten düsterer Wälder, wird er allein mit der Natur leben und empfinden; dort, indem er mit einem

schmerzlichen Gefühl sich der hartherzigen Kälte der Menschen erinnert, wird er sich mit dem Gedanken trösten, daß sein Herz den ihrigen nicht gleicht; dort wird der gutherzige Misantrop, die reine Luft der Wüste einathmend, sagen: sie ist nicht giftig: sie ist nicht von den Lastern verpestet!

Ein süßer melancholischer Gedanke ist nichts anders als eine Einbildungs-Poesie. Das beleidigte Gefühl wird keinen Trost in der Einsamkeit finden. Das Leben des Herzens ist die Liebe, das Wünschen und die Hoffnung, deren Gegenstand nur in der Welt zu finden ist. Die Natur ist stumm für die kalte Gleichgültigkeit. Ohne Beziehung auf die moralische Welt, haben ihre Bilder und Phänomene keinen lebenden Reiz. Kann uns wohl der majestätische Aufgang der Sonne, der sanfte Schimmer des bescheidenen Mondes oder der Gesang der Nachtigall bezaubern, wenn die Sonne nichts beschiene, was uns theuer ist; wenn wir in unsern Herzen keine zärtliche Empfindungen beim Schein des Mondes nähren; wenn wir in Philomele's Liedern nicht die Stimme der Liebe hören?

Das Vergessen der Welt, von welchem so oft die Misantropen sprechen, ist bloß ein Wort ohne wirkliche Bedeutung. Was für ein Ge-

danke bleibt in der Seele, wenn sie die Welt vergift? Indem sie sich ihrer erinnert, wird sie bedauern, sie verlassen zu haben; denn die Erinnerung ist der schmeichelndste Spiegel und verschönert die Gegenstände. So scheint uns alles, was längst geschehen ist, weit lieblicher und theurer. Die Vorfälle unseres Lebens verlieren in unserem Gedächtnisse den Zusatz des Unangenehmen, — dem Metalle gleich, welches im Schmelzofen den Zusatz der Unreinigkeit verliert — und der gutherzige Einsiedler wird entweder in die Welt zurückkehren, oder für seinen Eigensinn mit einer ewigen Reue bestraft werden.

Nein, nein! der Mensch ist nicht für eine beständige Einsamkeit bestimmt; er kann sich nicht umschaffen. Die Menschen beleidigen, aber sie trösten auch. Gift und Gegengift wachsen in' einer Welt. Der Eine verwundet mit einem giftigen Pfeile, der Andere ziehet ihn aus dem Herzen und gießt einen heilenden Balsam in die blutende Wunde.

Eine kurze, freigewählte Einsamkeit aber ist süß und selbst unumgänglich nöthig für thätige Köpfe, geschaffen zu tiefsinnigen Betrachtungen. In den verborgenen Zufluchtsörtern der Natur wirkt unsere Seele weit leichter und kühner; die Gedanken erheben sich und fließen

schneller; der Verstand beurtheilt die Gegenstände in ihrer Abwesenheit besser, und eben so wie der Maler aus der Ferne die Landschaft betrachtet, die er mit seinem Pinsel nachahmen will, eben so entfernt sich der Beobachter bisweilen von der Welt, um sie desto besser und vollkommener in einem Bilde vorzustellen. Jean Jaque Rousseau verließ das Geräusch der Stadt, um im tiefen Schatten eines Parks über die Veränderungen des Menschen im bürgerlichen Leben nachzudenken, und sein Styl in diesem Werke hat die Frische der Natur.

Die temporelle Einsamkeit ist auch eben so unumgänglich für die Empfindsamkeit. So wie der Geizige in der Stille der Nacht sich seines Goldes freut, eben so entzückt sich ein gefühlvolles Herz, wenn es mit sich allein ist, über seinen inneren Reichthum; es vertieft sich in sich selbst; belebt das Vergangene, vereinigt es mit dem Gegenwärtigen und findet ein Mittel, das eine durch das andre zu verschönern. — Welcher zärtliche Liebhaber eilt nicht bisweilen aus den Armen seiner Geliebten in die Einsamkeit, um bei vollkommenener Ruhe seiner Seele noch einmal sein Glück in der Erinnerung zu genießen, und im Freien in seinem Herzen von ihr zu sprechen, die er anbetet? Wenigstens müßten empfindsame Frauenzimmer ihre Lieb-

haber bisweilen in die Einsamkeit schicken, weil sie, durch ihren Zauber, die Phantasien erhöht und die Leidenschaften nährt.

Der immer heftige, doch nicht immer gründliche Diderot sagt: daß bloß ein böser Mensch die Menschen flieht. — Er sagte es, weil er Jean Jacque Rousseau beleidigen wollte. Nein! die Einsamkeit ist ein böser Gefährte für ein böses Gewissen; und schwarze Gedanken werden nie das süße Nachdenken hervorbringen, welches der Reiz der Einsamkeit ist. Um vergnügt mit sich selbst die Zeit zubringen zu können, muß man gut seyn; man muß eine lebenswürdige heitere Seele haben, die nichts gemein mit der giftigen Bosheit hat.

Allen denjenigen, die mit einer besondern Lebhaftigkeit der Einbildungskraft geboren sind, allen Epikuräern in der Empfindsamkeit, rathe ich, sich bisweilen aus dem rauschenden Menschengewühl auf einmal in eine tiefe Einsamkeit zu versetzen, sie wird alsdann eine unbeschreibliche Wirkung auf sie machen. Wer z. B. einen glänzenden Ball verläßt, wo man nach den Worten des de Lillo

mit Schönheit, Kleidern und Verstand glänzt,

zur Stadt hinaus fährt, und allein in das nächtliche Dunkel eines Waldes tritt, der fühlt

gewiß eine unaussprechliche, noch nie gefühlte und geheime Seelenkraft, welche nie durch die Welt oder deren Scenen in ihm hervorgebracht worden. Solche Extreme würden sehr stark auf uns, und können die Quelle eines lebhaften Genusses werden. "Das majestätische Rauschen der, von dem Winde über mir bewegten Bäume (sagt ein Schriftsteller) ist "die mystische Sprache der Natur, welche für "mich immer heiliger ist, wenn ich aus dem "Geräusche der Stadt komme." —

Endlich wollen wir sagen, daß die Einsamkeit denjenigen Menschen gleicht, mit denen man angenehm die Zeit zubringen kann, wenn man sie selten besucht, die aber den Geist und das Herz ermüden würden, wenn man beständig mit ihnen leben sollte.

IV.

Kremers Orchestrion in Reval.

Das Orchestrino oder kleine Orchester des Kompositeurs und Tonkünstlers Herrn Pouleau, wie er sich selbst nennt, und sein so angenehmes und fertiges Spiel, ist Niga's Einwohnern noch im frischen Andenken, und zuweilen lesen wir noch in den Zeitungen, daß er

auch an andern Orten, wie z. B. in Hamburg, den verdienten Beifall einerndtet.

Herr Poulleau nennt sein Orchestrino, so die Größe eines kleinen Fortepianos hat, ein von ihm neu erfundenes, nach 14-jährigen Versuchen in Moskau vollendetes Saiten- und Klaviatur-Instrument von 5 vollen Oktaven, wo ein jeder sich von der Vollkommenheit der Erfindung und den Vorzügen vor allen bisherigen Tasten-Instrumenten überzeugen könne, da es Aehnlichkeit mit der Violine, Bratsche, Violoncell, Viola d'Amour, Orgel u. habe, und alle Nuancen der Musik, z. B. Aushalten, Sanftheit, Wachsen und Abnehmen, Stärke des Tons, legato, staccato, pizzicato ect. ausgeführt werden können. Alles dieses hat auch seine Richtigkeit, und unter den Händen eines so geschickten Spielers, wie Herr Poulleau, war es eine reizende Musik.

Schon vorher erinnere ich mich, von dergleichen Vogen-Klaviren gehört zu haben, und bei dieser Gelegenheit halte ich es für Pflicht eines Mannes zu gedenken, der, wo nicht der allererste Erfinder, doch immer einer der frühern Verfertiger solcher Instrumente gewesen ist, und dessen Andenken der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Dieser Mann hieß Kremer, war ein geschickter Uhrmacher in Neval, und lebte dort vor 30 oder 40 Jahren. Er verfertigte ein solches Bogen-Klavier, welches völlig die Gestalt eines recht großen Flügels hatte, und auch ebenso gespielt wurde. Es hatte, glaube ich, gleichfalls 5 volle Oktaven, und war mit Darmsaiten vom tiefsten Kontrabaß bis zur höchsten Quinte überzogen. Ganz nahe über die Saiten lief ein Bogen von Haaren über zwei kleine Rollen, die auf beiden Seiten angebracht waren. Dieser Bogen war, wie die Schnur bei einem Spinnrade, ohne Ende, und lief daher im Kreiß herum, und die Haare waren so künstlich in- oder aneinander geleimt, oder wie Herr Kremer sagte, gelötet, daß nirgends eine Unebenheit bemerkbar war. Er machte hieraus ein Geheimniß.

Der Ton entstand, wenn vermittelst der Klaviatur die Saiten in die Höhe gedruckt wurden und den Bogen berührten. So wie bei den Flügeln und Fortepianos waren auch hier vermittelst Schieber und Druckwerke manche Veränderungen des Tons angebracht. Es läßt sich leicht denken, daß hier, wie beim Orchestrino, verschiedene Nuancen und anhaltende Töne konnten hervorgebracht werden, und sie waren, wegen der beträchtlichen Größe des Instru-

ments, viel voller, lauter und stärker. Wie überall, so kam auch hier alles auf einen geschickten Spieler an, und es war meiner Meinung nach eine überaus schöne Harmonie.

Herr Poulléau brachte den Bogen seines Instruments mittelst eines Fußtrittes und einer Kurbel in Bewegung, wie beim Spinnrade, und er trat ihn beim Spielen mit dem linken Fuße selbst. Der selige Kremer hingegen benutzte dazu sein Urmacher-Talent. Er setzte mittelst eines Uhrwerks seinen Bogen in Wendung, und versteckte das Werk in einen sehr natürlich gemachten großen Hund oder Doggen, der unterm Flügel auf einen Kissen lag. Dieser hielt zwischen den Vorderpfoten eine zierliche Uhr, welche Stunden und Minuten schlug, er bewegte die Augen, schüttelte die Ohren, bellte ziemlich natürlich, und wedelte mit dem Schwanz. Dieser mußte auch herausgenommen werden, um das Uhrwerk aufzuziehen. Sehr possierlich kam es mir immer vor, wenn der kleine dürre und freundliche Kremer mit seinem roth damastnen Schlafrocke und seiner rothsamtnen Nachtmütze sich niederhockte, den Schwanz herausnahm, in seine Stelle einen großen Uhrschlüssel hereinsteckte, und geschäftig das Uhrwerk aufzog. Uebrigens war an dem Instrumente alles sehr

kostbar und geschmackvoll, und Gold und Perlmutter war nicht gespart.

Da Herr K r e m e r selbst ein gar mittelmäßiger praktischer Musiker war, so sah er es ungemein gerne, wenn geschickte Spieler zu ihm kamen, und man fand dort öfters zahlreiche Versammlungen, wo er denn immer sehr gefällig und munter war. Ich selbst habe als Knabe vielfältig auf diesem schönen Instrumente geklimpert, und Herr K r e m e r lies mit großer Geduld mich mein Wesen treiben.

Für einen herumreisenden Musiker war dieses Instrument wegen seiner Größe nicht geeignet, als wozu das Orchestrino wegen seines kleinen Formats viel geschickter, oder eigentlich ganz eingerichtet war.

Herr K r e m e r forderte für sein Instrument einen hohen Preis. Daher fand es viele Bewunderer aber keinen Käufer. Er entschloß sich also damit nach London zu gehen. Hier gieng es eben so. Da er es aus England wieder forthringen wollte, legte man einen so hohen Zoll darauf, daß er sein Instrument daselbst in Kommission zurück ließ; er selbst kam nach Neval zurück, wo er vor etwa 30 Jahren starb. Ich selbst habe nie erfahren können, was aus dem Instrumente geworden ist.

Dieses sey gesagt zum Andenken des braven
Uhrmachers Kremer in Reval. Kolgen im
Februar 1805.

Graf L. A. Mellin.

V.

Eine wenig bekannte Anekdote aus dem er-
sten französischen Revolutionskrieg.

Bei Moorlautern, am Tage nach der Bas-
taille, als der König von Preußen, Friedrich
Wilhelm II. aus dem Hauptquartier ritt,
um das Schlachtfeld und die französischen Ge-
fangenen zu besehen, warf sich an seiner und
des Herzogs von Braunschweig Seite ein
Mensch im gemeinen Soldatenkleide plötzlich zu
Füßen und schrie: Sire! ich flehe Ihr Mitleid,
Ihre Gerechtigkeit an! Würdigen Sie einen
Unglücklichen anzuhören.

Schon waren die Adjutanten im Begriff,
den Bittenden auf die Seite zu schaffen; aber
der Monarch, den wahrscheinlich der edle An-
stand des Bittenden eingenommen hatte, befahl
ihn in's Hauptquartier zu bringen. Der Be-
fehl des Königs wurde augenblicklich befolgt,

er selbst erschien kurze Zeit darauf im Hauptquartier, und foderte den Fremdling vor sich. "Wenn Ihre Klagen gerecht sind — sagte der gütige Monarch — und Sie mir den Beweis davon geben, so rechnen Sie ganz auf mich."

Sire — erwiederte der Fremdling — Sie sehen den unglücklichsten Sterblichen zu Ihren Füßen; ich bin es um desto mehr, da ich mich gezwungen fühle, nachdem ich die Fahnen der Republik verlassen habe, hieher zu kommen, und ihren größten Feind um Gerechtigkeit zu bitten. Aber Ihre Zeit ist kostbar; ich will meine Klagen bei Seite setzen.

Ich bin von altem französischen Adel, Obrister, Champagne ist meine Heymath. Vor ungefähr sechs Monaten drangen Ihre Truppen in mein Vaterland. Eines von Ihren Detaschements quartirte sich in meinem Schloße in der Gegend von Verdun ein, wo alles, was an Kostbarkeiten vorhanden war, ein Raub der Sieger ward. Ich verschmerzte das, denn mir hatte der Himmel ein Weib gegeben, deren Schönheit selbst dem ausgelassensten Ihrer Soldaten Ehrfurcht einprägte. Keiner derselben wagte es, eine ruchlose Hand an sie zu legen. Nicht so der kommandirende Officier des Detaschements. Er, dessen Pflicht es gewesen wäre sie zu vertheidigen, ließ sie fortschleppen und

ins feindliche Lager bringen. Auch nach dem Rückzuge Ihrer Armee aus Champagne, blieb sie in der Gewalt des Räubers und mußte ihm allenthalben folgen.

Bei Anhörung dieser Nachricht verließ mich alles Bewußtseyn; ich vergaß meine Pflichten über die einzige, die ich nur noch kannte — ich verließ meinen mir anvertrauten Posten. Ich eilte Tag und Nacht bis zu meinem Schlosse, hörte daselbst die geringsten Umstände dieser grausamen Begebenheit bestätigt. Da umzog es mich wie Todesschauer. Der Gedanke, mein Weib könne vielleicht noch am Leben seyn, richtete mich wieder auf, gab mir den festen Vorsatz, Ihrer Armee zu folgen, und sie dem schändlichen Räuber zu entreißen, es koste was es wolle.

In dieser gemeinen Uniform drang ich bis in Ihr Lager; ich täuschte selbst Ihre Officiers und wurde in Ihrer Armee als Deserteur aufgenommen. Alle Erkundigungen, so ich meines geliebten Weibes wegen einzog, liefen alle da hinaus: daß sich im preussischen Lager kein Frauenzimmer befände, so derjenigen gliche, die ich suchte und beschrieb.

Ergriffen von wilder Verzweiflung, würde mich nichts abgehalten haben, hin zu eilen, und dem Entführer, dessen Name und Person mir

vorher bezeichnet wurden, den Dolch durchs Herz zu stoßen, wenn mich nicht der Gedanke, meine Zuflucht zur Gerechtigkeit eines lebenswürdigen Monarchen zu nehmen, davon abgehalten hätte. Ja, Sire, sind Sie gleich Feind der Franzosen, so bleiben Sie doch nichts desto weniger Mensch, und mein Unglück wird Sie gewiß nicht ungerührt lassen.

Der Ton des Fremblings hatte Wahrheit. "Wie heißt der Officier, der gegen Damen Krieg führt?" — frug der König erbittert. — Der Fremde nannte ihn und zugleich das Regiment, bei dem er als Major angestellt war. — "Morgen um diese Zeit erscheinen Sie wieder bei mir — fuhr der Monarch weiter — und wird dieser Officier schuldig befunden, so hat er meine Achtung auf immer verloren."

Nach dem Befehle des Königs erschien Tags darauf pünktlich der Major, auch der Frembling wurde nicht weit von dem Zimmer des Monarchen hingestellt. Friedrich Wilhelm erschien. Er winkte dem Major, dieser näherte sich dem König. "Er weiß es — sagte der König — es ist immer mein Wunsch gewesen, daß die Last des Krieges so viel als möglich erleichtert werde, und man die Unterthanen des feindlichen Landes schone; daß man vor allen Dingen gelind mit den Schwachen verfare,

und Rücksicht gegen alte Leute, Kinder und besonders Weiber gebrauche. Wie wehe thut es mir daher, daß meine Befehle so schlecht befolgt worden sind! Ich muß zu meinem Leidwesen vernehmen, daß die Schritte meiner Truppen nach Champagne mit Verheerungen bezeichnet worden sind, und sich einige Officiers daselbst so aufgeführt haben, daß ihre Handlungen den alten preussischen Ruhm verdunkeln.“

Der Major stand erblaßt und sprachlos. Der Ton und die Blicke des Königs hatten sein ganzes Wesen gelähmt.

„Ich sehe es, auch Er ist nicht ganz von diesem Vorwurf frei, fuhr der König nach einem kurzen Stillschweigen weiter: sage Er mir also ohne weitere Ausflüchte, wie ist das Schicksal einer jungen und schönen Dame beschaffen, die Er in den Tagen, als wir Verdun belagerten, mit sich als Gefangne nach dem Lager geschleppt hat?“

Diese unvermuthete Frage setzte den Major in solche Verlegenheit, daß er nicht ein Wort hervorzubringen fähig war. Der König, welcher aus seinen Blicken die ganze Schuld deutlich las, sagte mit einem wüthenden Ton zu ihm: noch einmal befehle ich es, mir sogleich

zu bekennen, was Er mit dieser Frau gemacht hat. Lebt sie noch? und wo hält sie sich auf?

Euer Majestät — erwiederte der Major, indem er sich dem Könige zu Füßen warf — ich gestehe mein unverzeihliches Vergehen; aber ich flehe auch zugleich Ihre Nachsicht und Verzeihung an. Wahr ist es, ich habe gefehlt; aber hart mußte ich eine augenblickliche Schwachheit büßen. Alle meine bisherigen Bemühungen waren bei dieser Dame fruchtlos. Sie ist tugendhaft und noch immer des Gemahls würdig, dessen Verlust sie unaufhörlich beweinet.

Mir aus den Augen! schrie der König. — Der Major versuchte weiter zu reden, aber ein drohender Wink des Monarchen entfernte ihn. Einem Adjutanten befahl er ganz in der Stille, die Gattin des Fremdlings zu ihm zu bringen. "Sie haben selbst gehört — sagte er zu dem Fremden, dem er sich näherte — daß Ihre Gattin tugendhaft und Ihrer noch würdig ist. Bestimmen Sie selbst eine Strafe für den Entführer."

Sire! entgegnete der Fremde, obgleich der Ruf Ihrer großen Tugenden mehr als einmal bis in meinen einsamen Schutzort gedungen ist, so übertrifft doch diese Handlung ganz meine Erwartung. Nein, nie hätte ich es geglaubt, daß ein so großer Monarch bei diesen

sorgenvollen Zeiten sich so weit herablassen würde, sich selbst mit meinem Unglücke zu beschäftigen. Ich empfinde Ihre Gnade so sehr, daß ich es wage, dieselbe auch für den Verirrten aber Reuigen anzuflehn.

Ich wünsche bloß Sie glücklich zu sehen, erwiederte der König; können Sie Ihrem Beleidiger verzeihen, so sey es; aber für öffentliche Vergehen bin ich ein öffentliches Beispiel der Genugthuung schuldig. Wenn ich vernachlässigte zu strafen, so würde ich allein strafbar werden. Ist es nicht ohnehin schlimm genug, daß man den Regenten für die Verbrechen derjenigen, denen er Gewalt anvertraut, verantwortlich macht! Haben wir nicht an eigenen Schwachheiten zu tragen genug!

In diesem Augenblicke trat der Adjutant herein und flüsterte dem König etwas ins Ohr. Freundlich näherte sich der Monarch dem Fremdling und sagte mit einer lächelnden Miene: "Gehen Sie in mein Kabinet, Sie finden dort den Lohn, den der Himmel der Tugend und der Wahrheit vorbehält. Gehen Sie allein hinein." Schüchtern näherte sich der Fremde dem Kabinette; doch bei dem Anblick seiner Gattin schrie er: Julie! und stürzte mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen. Nach kurzen Umarmungen und Erklärungen einer so schnellen Rettung lag

daß Ehepaar dem Monarchen zu Füßen und dankbare Thränen flossen aus ihren Augen. "Stehen Sie auf, sagte der König; ich schätze mich glücklich und hinlänglich belohnt, Sie wieder vereinigt und eines durch das andere glücklich zu sehen. Was Sie noch mit Recht von mir fordern können, sey Ihnen gewährt."

O! bester unter allen Königen! rief freudestrunken der Fremde ihm zu; meine Seele ist zufrieden. Hier — auf seine Gattinweisend — hier ist der Inbegriff aller meiner Glückseligkeit. Ich begehre vom Himmel nichts, als daß er die Huld eines so gerechten als fühlbaren Monarchen belohne.

Ich darf aber nicht vergessen, erwiederte der König, daß Ihre Felder verheert und Ihr Schloß von meinen Soldaten abgebrannt worden ist. Melden Sie mir durch einen eigenen Boten, wie hoch sich Ihr Verlust beläuft, ich werde alles ersetzen. Soll dieser Ersatz noch nicht hinreichen Ihnen Ihre ausgestandnen Leiden vergessend zu machen, so beten Sie, daß der Krieg aufhören möge, und vergessen Sie nicht, daß Sie unter den Königen einen Freund haben.

VI.

Neuigkeiten aus St. Petersburg
und Moskwa.

St. Petersburg.

Nicht Tage lang ward auf der täglichen Theater=Affiche folgende Ankündigung bekannt gemacht:

„Der lauteste Beifall wird oft vom Fallen des Vorhangs verweht, der Enthusiasmus für den Künstler schwindet nicht selten mit der Darstellung, und nur sparsam tragen bleibende Eindrücke reisende Früchte.

Eine rühmliche Ausnahme von dieser beinahe allgemein gewordenen Regel hat stets das hiesige respektive Publikum gemacht; immer fand das wahre Verdienst Aufmunterung, und Unterstützung gesellte sich zu dem Beifall. Schöne und rührende Proben hievon sah man bei Benefiz=Vorstellungen beliebter und geachteter Künstler. — Die Nachsicht und der öfters enthusiastisch geäußerte Beifall mit den Bemühungen des Fleißes der kleinen Tatiana Wienemann, lassen mit Vertrauen hoffen, daß das von ihrem Pflegevater und Unternehmer des deutschen Theaters für sie bestimmte Benefiz:

Die Teufels = Mühle,

Sonnabend, den 18ten Februar, eine thätige und gütige Unterstützung finden wird. — In dem Bestreben, andern Vergnügen zu gewähren, opfert sie willig die eigenen Freuden ihrer Kindheit, (nicht selten die schönsten und harmlosesten unsers Lebens). Fleiß und Anstrengung erschöpfen oft ihre schwachen Kräfte. — Daß diese Rosenzeit nicht ganz für sie verlohren sei, da ihr dermaliger Versorger nicht die nothwendigen Mittel besitzt, diesem Kinde mit seinem besten Willen auch nur eine dürftige Aussicht in die Zukunft zu gewähren, so soll die Einnahme dieser Vorstellung für sie bei einem hochlöblichen Waisengerichte deponirt werden, um bei erwachsenem Alter die wohlthätige Handlung eines so gütigen Publikums zu fühlen; und mit Dank und Segen wird sie sich nach Jahren noch ihrer jetzigen Wohlthäter ehrfurchtsvoll erinnern.“

Der Ertrag der baaren Einnahme soll an 3000 Rubel gewesen seyn. Wer eine Loge oder Lehnstuhl nahm, mußte seinen Namen, und wie viel er gegeben, im Theater = Comptoir in ein Buch eintragen. Es sollen mehrere Lehnstühle mit 25 Rubel bezahlt worden seyn.

Herr Mire hat nach Abzug aller Kosten die Total = Summe von 2677 Rubel bei Sr. Excel =

lenz dem Herrn General-Major, Oberpolizeimeister und Ritter von Dertel deponirt, um diese Summe vortheilhaft für das Kind anlegen und gerichtlich versichern zu lassen.

Die vor den Fasten gewöhnlichen Volksbelustigungen der Eisberge hatten dies Jahr gar nicht statt, da wegen des starken Thauwetters die Eisberge ganz verdorben waren.

Die gewöhnliche Fastnachts-Masquerade für die Ausländer war diesmal sehr zahlreich, es sollen gegen 5000 Billete genommen worden seyn. Interessante Masquen sah man gar nicht. Die Hitze und das Gedränge waren wegen dem schlecht geordneten Locale unaussprechlich, und jeder Gegenwärtige bedauerte gewiß den Verlust des ehemaligen sogenannten Lionischen Masqueradensaals.

Mürsa und Lindor, ein Ballet von Herrn Balletm. Lamiral, das kürzlich zu seinem Besten gegeben wurde, hat gar nicht gefallen.

Zum erstenmal wurde vor den Fasten noch die Oper: Die Liebe im Narrenhause, bei sehr vollem Hause aber ohne sonderlichen Beifall gegeben.

Da die Kaiserliche Theater-Direktion während den Fasten auf dem großen Theater Konzerte giebt, so hat dies Jahr den 26. Febr. das

erste Konzert statt gehabt, in welchem sich außer den italienischen Sängern auch Herr Rode hat hören lassen.

Den 28. Februar gab Herr Hübsch zu seinem Besten ein Konzert im deutschen Theater, worin er und Mademoiselle Pausser verschiedene Partien aus der Schöpfung sangen. Das Haus war meist leer.

Die Anstalten zur Reise der kaiserlichen Gesandtschaft nach China werden eifrig betrieben. Wie es verlautet, soll Herr Alexander, ein Schüler Garnerins, der diesen Sommer hier mit einem Ballon in die Höhe stieg, und sich dann glücklich mit dem Fallschirm herabließ, die Reise mit machen, um in Peking dies Experiment vor dem chinesischen Kaiser zu machen. Herrn Zielfer ist der Antrag gemacht worden, die Reise mitzumachen, wahrscheinlich um ein Panorama von Peking zu verfertigen. Sein Panorama von Petersburg soll, wie man sagt, von der Krone für 10 tausend Rubel gekauft worden seyn, um dort gleichfalls aufgestellt zu werden.

Den 3ten März gab die Violinspielerin Gerbini eine musikal. Akademie im steinernen Theater. Sie spielte ein Konzert von Viotti, mit so vieler Präcision, daß sie den lautesten Beifall erhielt und zuletzt herausgerufen wurde.

Man sagt, daß sie in kaiserliche Dienste genommen worden, um bei den jungen Großfürstinnen zu accompagniren, und daß ihr Gehalt 6000 Rubel seyn werde.

Moskwa.

Daß Donauweibchen treibt hier auf dem russischen Theater noch immer ihr Wesen fort, nachdem es schon voriges Jahr den 14. October zum ersten und hierauf zehnmal nach der Reihe bei immer brechend vollem Hause aufgeführt worden. Den 19. Februar hat der erste Theil, den man uns bis jetzt zum Besten gegeben, die 15te Vorstellung erlebt. Der Geschmack an diesem kleinen Ungeheuer scheint auch hier an die Tages-Ordnung zu kommen. — Ob die ächte tragische Kunst dabei gewinnt oder verliert, bedarf wohl keiner Untersuchung, und wer mit Lessing's und Schiller's Geist, mit Garrick's und Ekhoß's Kunst, einigermaßen bekannt ist, kann wohl nicht umhin, trauernd die Achsel zu zucken, wenn er Thalien und Melpomenen durch solche Purzelalpe von der Bühne verdrängen sieht. — Doch! man lasse jedem sein Steckenpferd, sagt Yorick! — Also wieder zu der lieblichen Zauberinn: so fertig und gewandt sie auch in Verwandlungen ist, so hat sie doch auf dem russischen Theater selbst eine starke Metamor-

phose erlitten; aus einer Nymphe oder einem Weibchen der Donau ist sie eine Nixe des Dnepers geworden, (dneprowskaja rusalka) und diese Versetzung gereicht ihr für das hiesige Publikum gewiß zum Vortheil. Das ganze Stück ist nunmehr national geworden, die Ritter und Grafen erscheinen als russische Prinzen und Fürsten, und alle Personen, die zu einem Hofstaat gehören, erscheinen in den Bedienungen, die vor alten Zeiten zu dem Gefolge eines russischen regierenden Fürsten erfordert wurden. In so fern nun, als alles Vaterländische, für den einheimischen Zuschauer, besonderen Reiz hat, gewinnt das Stück durch diese Umarbeitung; doch sind auch andere Veränderungen damit vorgenommen worden, von denen man nicht bestimmen kann, in wie fern sie dem Ganzen zum Vortheil oder Schaden gereichen. Mehrere Scenen nämlich, die nach dem Original erst im zweiten Theil vorkommen, sehn wir hier schon in dem ersten Theil, und einige Scenen aus diesem bleiben ganz weg. Hierüber können wir erst dann urtheilen, wenn man uns auch den zweiten Theil, wie zu erwarten ist, nach Ostern zum Besten geben wird. Das Orchester, unter Direktion des Musikdirektors Cerzelli, leistete alles, was man erwarten konnte, und was die Dekorationen und Gardes

robe betrifft, so hat die Theater-Direktion gewiß nichts gespart, die Sinne zu vergnügen. Von den Schauspielern verdient Madame Pomeranzow in der Rolle als Berthas Erzieherin, wegen ihres fein komischen Spiels, indem sie auch richtig den alten Nationalton getroffen, ausgezeichnet zu werden. Als Do-
naunymphe trat Madame Sandunow auf, und diese Schauspielerin, die ihrer bewährten Talente wegen schon längst der Liebling des Publikums geworden, bezauberte in der That durch ihre reizende Stimme und ihr ausdrucks-
volles Spiel. Das übrige Personale übergehn wir mit Stillschweigen.

Das französische Theater, welches nun fast auch zu einer stehenden Bühne gerechnet werden kann, indem die mehresten Logen und Lehnstühle des großen Theaters schon auf das ganze Jahr für das französische Schauspiel abonniert sind, hat am Ende des vorigen Jahres einen Zuwachs an Personale erhalten, dessen es lange bedurfte. Die neuen Mitglieder dieser Gesellschaft sind nun Herr Bailli, Mademoiselle Vanhove und Madame Perigny. Ersterer ist für die Liebhaber-Rollen, Mademoiselle Vanhove für die tragischen Heldinnen und Madame Perigny für die Soubretten-Rollen engagirt. Sie haben alle die Censur des Publikums passirt, und

man kann ihnen auch Talente nicht absprechen. *) Was Mademoiselle Vanhove betrifft, so ist sie auch in einigen komischen Rollen aufgetreten, als z. B. in *Defiance et Malice*, und *les Amants prothées*, und dieses scheint auch mehr ihr Fach zu seyn. Uebrigens besteht diese Schauspieler-Gesellschaft aus den bekannten Mitgliedern Herrn Dupar an, Madame Lavandaise, Hrn. Merienne, Hrn. Rhoze u. s. w. So klein auch das Personale ist, und mit so vielen Schwierigkeiten sie auch zu kämpfen haben, so muß man ihnen doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich viele Mühe geben; und wer ganz unpartheiisch urtheilen will, muß gewiß gestehen, daß er das hiesige französische Schauspiel wohl noch nie ganz unbefriedigt verlassen hat. Madame Lavandaise, die ihre Kunst besonders studiert hat, und in einigen Rollen, vorzüglich als Dame von Stande, vielleicht als vollendete Schauspielerin erscheint, der aber leider ein gutes Organ fehlt, denn ihre Stimme ist kreischend, betritt jetzt nach Ankunft der Mademoiselle Vanhove selten mehr die Bühne und wird sie, wie es heißt, bald ganz

*) Herr Bailli und Mademoiselle Vanhove sind ganz kürzlich nach St. Petersburg berufen worden, um dort für das französische Theater engagirt zu werden.

verlassen. — Dhnlangst überraschte Madame Sandunow das moskowitzsche Publikum, indem sie als Celimene in l'Amant statue im französischen Schauspiel auftrat. Sie ärndtete Beifall; das Publikum beurtheilte seinen Liebling mit verdienter Schonung, und die Spekulation der französischen Gesellschaft, oder vielmehr eines Mitglieds derselben, des Kapellmeisters Crémont, war richtig berechnet; das Schauspielhaus war gedrängt voll. Um alle Mißdeutung zu vermeiden, ist's vielleicht nicht überflüssig anzumerken, daß diese Erscheinung keinesweges, wie man wohl schließen könnte, Eitelkeit der Madame Sandunow, auch auf einem fremden Boden zu glänzen, zum Grunde hatte, sondern bloß Gefälligkeit gegen Herr Crémont, der in ihrem Benefice auf dem russischen Theater ein Concert von seiner Komposition executirt hatte und wofür sie, da er keine Entschädigung seiner Mühe annehmen wollte, sich anheischig gemacht hatte, ihm mit ihren Talenten behülfflich zu seyn und gleiches mit gleichem zu vergelten, wobei sie aber keinesweges darauf gerechnet hatte, ihre Schuld auf diese Art abzutragen.

Das deutsche Schauspiel vegetirt jetzt auf dem kleinen Haustheater des Grafen Demidow

in der deutschen Sloboda. Bei dieser Verletzung des Schauplatzes vom großen Theater gewinnt der Direktor Herr Steinsberg, da die Kosten der Unterhaltung weit geringer sind, und er nunmehr auch freiere Wahl hat, die Tage zu den Vorstellungen zu bestimmen, da kein anderes Schauspiel in diesem Hause gegeben wird. — Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Theater ist, das Donauweibchen zweiter Theil, das am 20sten Januar zum erstenmal aufgeführt wurde. — Das Publikum, dessen Neugierde durch die Vorstellung des ersten Theils auf dem russischen Theater gereizt worden, strömte hinzu, und nun ist dieses Stück acht mal bei vollem Hause gegeben worden. Demoiselle Stein, eine junge Anfängerin, trat als Donauweibchen auf; sie zeigte auch hier, daß sie gewiß Talente besitzt, die aber noch einer großen Ausbildung bedürfen. Sie muß die tragische Kunst, der sie sich con amore gewidmet, mehr studiren und vorzüglich wohl bessere Muster vor Augen haben, um vielleicht dereinst eine gute Schauspielerin zu werden. Herr Steinsberg ist bekannt; das übrige Personale nicht von Bedeutung. —

Alle Theater und Lustbarkeiten sind nun mit dem letzten Tage der Butterwoche geschlossen, doch kömmt jetzt die Reihe an die Concerte, und

schon ist das große Oratorium von Haydn, die Schöpfung, auf den 26. Februar angekündigt.

Moskwa.

Was soll man von der deutschen Gesellschaft unter Steinberg's Direktion wohl für eine Beschreibung machen? Außer dem Direktor selbst, Herrn Schmelzer und Mademoiselle Stein, ist das übrige Personale ohne alle Bedeutung. Die Menschen können gar nicht deutsch; ein ewiges, für ein delikates Ohr äußerst empfindliches, Verwechseln des Dativ's und Akusativ's, falsche Deklamation, wunder-same Gestikulationen. Ohngeachtet dessen wagen sich diese Leute an Johanna von Montfaucon, die Räuber, Klara von Hohen-eichen &c. &c.

Mademoiselle Stein ist Anfängerin, aber als solche sehr brav. Sie hat unverkennbare Anlagen zu einer brauchbaren Schauspielerin, und wirklich, wer es nicht weiß, hält sie in manchen Rollen für eine bereits ausgebildete Künstlerin. Ihr Wuchs ist vortreflich; sie trägt ihren Körper frei und mit voller Haltung; ihr Anstand zeigt Würde; ihre Stimme ist melodisch, sanft und biegsam. Johanna von Montfaucon, Amalie in den Räubern spielt sie mit einer Dreuz-

stigkeit; die nichts zu wünschen übrig läßt. Gleich reizend erscheint sie als Hulda im Donauweibchen zweiter Theil. Uebrigens ist ihr Betragen außer dem Theater sehr anständig.

Herrn Steinsberg kann niemand das Prädikat eines äußerst routinirten und gewandten Schauspielers absprechen; nur im Komischen übertreibt er manchmal die Karrikatur bis ins Burleske. Vielleicht sind dergleichen Harlekynaden in dem Lande, wo Herr Steinsberg zu Hause gehört, an der Tages-Ordnung; ein an soliden Scherz gewöhntes Ohr und Auge kann sich unmöglich daran belustigen. Zwar hat Herr Steinsberg hier, so wie überall, sein Publikum, das an der losen Speise Behagen findet; allein der Schauspieler von Talent, dem seine Kunst wirklich am Herzen liegt, sollte sich im Lande einer fremden Nation nie zu dergleichen Kunstgriffen erniedrigen, weil der Ausländer diese Possen zum Maßstab deutscher Kunst und deutschen Kunstsinns nimmt.

Nordisches Archiv.

Monat May

1805.

I.

Die eiserne Maske.

Herr Zschotke hat uns unter diesem Titel ein historisches Schauspiel gegeben, das bei der Vorstellung auf der hiesigen Bühne eine seltsame, und wenn man so sagen darf, mißfällige Sensation bewirkte. Er hat sein Thema so willkürlich behandelt, die historischen Fakta so augenscheinlich verdreht und untereinander geworfen, und eigne Fiktionen hinzugethan, daß aus dem ganzen Drama ein Ungeheuer gewor-

den ist, dessen darstellende Wirkung immer unangenehme Eindrücke zurücklassen mußte.

Man sagt, ein sachkundiger Mann, dem das hiesige Theater die wohlgelungene Umwandlung eines ältern Drama's verdankt, würde eine nothwendige Radikal-Operation mit dieser eisernen Larve vornehmen. Bis dahin wollen wir hiesige Leser des Archivs durch Mittheilung einiger Auszüge aus den Memoiren des Herzogs von Richelieu (die doch nicht in Jedermanns Händen sind) im Stande setzen zu beurtheilen: aus welchem Gesichtspunkte sie die eingestreuten Fiktionen und Fabeln des Herrn Zschokke zu betrachten haben.

Erstes historisches Faktum.

(Relation von der Geburt und Erziehung des unglücklichen Prinzen, den die Kardinäle Richelieu und Mazarin von der Welt entfernt gehalten haben, und der auf Ludwigs XIV. Befehl Zeit lebens ein Gefangener blieb. Von dem Erzieher des Prinzen auf seinem Todtbette aufgesetzt.)

„Der unglückliche Prinz, den ich erzogen, und den ich bis gegen das Ende meines Lebens unter meiner Aufsicht gehabt habe, kam am 5. September 1638, um halb neun Uhr Abends, während des Soupers des Königs,

"zur Welt. Sein jetzt regierender Bruder war
 "denselben Tag zu Mittag, während des Din-
 "ners seines Vaters, geboren. So prächtig
 "aber und glänzend die Geburt des Königs ge-
 "feiert wurde, so traurig war dagegen die Ge-
 "burt seines Bruders, und so sehr wurde sie
 "geheim gehalten; denn der König, dem es
 "durch die Hebamme gemeldet worden war,
 "daß die Königin mit einem zweiten Kinde nie-
 "derkommen würde, hatte keinen Menschen im
 "Zimmer bleiben lassen als den Kanzler von
 "Frankreich, die Hebamme, den Groß-Almosen-
 "pfleger, den Beichtvater der Königin und
 "mich, um Zeugen von dem zu sein, was vor-
 "gehen, und was er im Fall der Geburt eines
 "zweiten Kindes thun würde."

"Es war ihm schon lange prophezeit wor-
 "den, daß seine Gemahlin mit zwei Kindern
 "niederkommen würde. Noch vor einigen Ta-
 "gen waren einige Schåfer nach Paris gekom-
 "men, die vorgaben, sie hätten darüber eine
 "göttliche Eingebung gehabt. Man sagte da-
 "her in Paris, wenn die Königin, nach der
 "Prophezeiung, mit zween Dauphins nieder-
 "käme, so würde das ein gar großes Unglück
 "für das Königreich sein. Der Erzbischof von
 "Paris ließ die Wahrsager kommen, und im
 "Lazarusspital einsperren: weil sie Gährung

"unter dem Volke verursachten. Es machte
 "auch dem Könige allerlei Gedanken, wegen
 "der Unruhen die er im Reiche befürchten zu
 "müssen wähnte. Wirklich erfolgte auch, was
 "die Schächer gewahrsagt hatten, sie mochten es
 "nun aus dem Laufe der Gestirne abgenommen
 "haben, oder die Vorsehung mochte dadurch
 "seiner Majestät eine Ahnung von dem Unge-
 "mach, das Frankreich treffen könnte, haben
 "geben wollen. Der Cardinal, dem der Kö-
 "nig die Prophezeiung durch einen eignen Bo-
 "ten wissen lassen, hatte geantwortet: man
 "müsse sich auf den Fall gefaßt halten; daß
 "zwei Dauphins geboren würden, sei nichts
 "unmögliches; nur müsse man alsdann den
 "nachgebohrnen Dauphin sorgfältig verborgen
 "halten, weil er vielleicht Lust bekommen könn-
 "te, König zu werden, und, damit er es ver-
 "möchte, eine zwote Ligue gegen seinen Bru-
 "der aufzubieten."

"Der König war in einer peinlichen Unge-
 "wißheit, und die Königin machte uns durch
 "anhaltendes Wimmern, wegen einer zweiten
 "Niederkunft, besorgt. Wir ließen den König
 "dazu rufen, der in die äußerste Bestürzung
 "gerieth, als er nun immer näher vermuthen
 "mußte, Vater von zween Dauphins zu wer-
 "den. Zu dem Herrn Bischoff von Meaux

"den er zu der Königin hatte kommen lassen,
 "sagte er: Verlassen Sie meine Gemahlin nicht,
 "bis sie entbunden ist; ich bin in tödlicher Un=
 "ruhe wegen ihr. — Gleich darauf ließ er uns,
 "den Bischoff von Meaux, den Kanzler, den
 "Sieur Honorat, die Dame Peronnette, die
 "Hebamme und mich rufen und sagte zu uns,
 "daß die Königin es hören konnte: wir sollten
 "mit unsern Köpfen dafür stehen, wenn wir
 "das Daseyn eines zweiten Dauphins verrie=
 "then; dieses sollte ein Staatsgeheimniß blei=
 "ben, um allen möglichen üblen Folgen vorzu=
 "beugen, indem das Salische Gesetz auf den
 "Fall von zween erstgebohrnen Prinzen der Kö=
 "nige in Absicht auf die Thronfolge nichts be=
 "stimme."

"Die Prophezeiung traf ein; die Königin
 "kam, während daß ihr Gemahl zu Abend aß,
 "mit einem zweiten Dauphin nieder, der noch
 "schöner und niedlicher war, als der erste, aber
 "unaufhörlich wimmerte und schrie, als ob es
 "ihm schon leid sei, in ein Leben einzutreten, in
 "welchem er in der Folge so viel zu leiden ha=
 "ben sollte. Der Kanzler nahm diese wun=
 "derbare Niederkunft, die einzige in unsrer
 "Geschichte, zu Protokoll. Nachher aber fand
 "Se. Majestät dieses Protokoll nicht gut ge=
 "macht, verbrannte es auch in unsrer Gegen=

"wart, und so mußte es mehrmal nach einan-
 "der gemacht werden, bis es endlich Sr. Ma-
 "jestät recht war. Dieses geschah ohnerachtet
 "der Vorstellungen des Groß-Almosenpflegers,
 "der behauptete: Se. Majestät könne gar nicht
 "die Geburt eines Prinzen verhehlen; der Kö-
 "nig erwiederte darauf, es liege dabei eine
 "Staatsraison zum Grunde."

"Wir mußten hierauf eine eidliche Versi-
 "cherung der Verschwiegenheit unterschreiben.
 "Zuerst unterzeichnete der Kanzler, dann der
 "Groß-Almosenpfleger, dann der Beichtvater
 "der Königin, und zuletzt ich; auch der Wund-
 "arzt und die Hebamme, die der Königin ge-
 "ho'sen hatte, mußten ebenfalls unterschreiben.
 "Diese eidliche Versicherung nahm der König
 "mit zum Protokoll, und ich habe seitdem nichts
 "wieder davon gehört. Nur soviel erinnre ich
 "mich noch, daß Se. Majestät sich mit dem
 "Herrn Kanzler über diese Versicherung in Ab-
 "sicht auf die Formel derselben unterhielt, und
 "lange von dem Herrn Kardinal mit leiser
 "Stimme sprach. Hierauf ward das zuletzt
 "geborne Kind der Hebamme zur Aufsicht über-
 "geben; und da man immer befürchtet hat, sie
 "möchte über die Geburt desselben zuviel reden;
 "so hat sie mir gesagt, daß man sie öfters mit
 "dem Leben bedroht habe, wenn ihr ein Wort

"entfiele. Ja, uns selbst, die wir Zeugen seiner Geburt gewesen waren, uns sogar war es verboten von ihm zu reden."

"Nicht einer von uns hat seinen Schwur gebrochen; denn Sr. Majestät fürchtete nichts mehr nach seinem Tode, als einen innerlichen Krieg, den diese beiden zugleich gebornen Prinzen würden anfangen können. In dieser Furcht erhielt ihn beständig der Cardinal, als er sich in der Folge der Oberaufsicht über die Erziehung dieses Kindes bemächtigte. Ferner befahl uns der König, diesen unglücklichen Prinzen genau zu besichtigen, der eine Warze oberhalb des linken Ellenbogens, einen gelblichen Fleck am Halse, und an der rechten Hüfte eine kleinere Warze hatte. Es war nemlich, wie billig, die Absicht Sr. Majestät, auf den Fall, daß der Erstgeborne sterben sollte, das königliche Kind, das er uns in Verwahrung gab, an seine Stelle einrücken zu lassen. Aus diesem Grunde verlangte er auch unsre Besiegung unter das Protokoll, welches er mit einem kleinen königlichen Pettischafft besiegeln ließ, und wir unterschrieben es auf Befehl und nach Sr. Majestät. Was mit den Schäfern, welche die Geburt des Prinzen prophezeit hatten, geworden sei, davon habe ich nie etwas gehört; freilich habe

"ich auch nie darnach gefragt. Der Herr Kar-
 "dinal, der die Aufsicht des geheimnißvollen
 "Kindes übernahm, mag sie vielleicht auf die
 "Seite geschafft haben."

"Was nun den zweiten Prinzen in seiner
 "Kindheit betrifft, so hielt ihn die Dame Pe-
 "ronnette anfangs wie ihr eignes Kind. In
 "der Folge aber galt er für ein uneheliches Kind
 "irgend eines damaligen großen Herrn: denn
 "aus der Sorge, die sie für ihn trug, und aus
 "dem Aufwand den sie machte, konnte man wohl
 "abnehmen, daß es ein liebes und reiches, ob-
 "gleich nicht anerkanntes Kind seyn mußte."

"Als der Prinz ein wenig herangewachsen
 "war, ließ der Kardinal Mazarin, dem seine
 "Erziehung, nach dem Herrn Kardinal Richelieu,
 "aufgetragen wurde, mir ihn überliefern,
 "damit ich ihn, als den Sohn eines Königs,
 "aber ganz insgeheim, unterrichten und erzie-
 "hen möchte. Dabei setzte die Dame Peron-
 "nette bis an ihren Tod ihren Dienst bei ihm
 "fort, mit Zuneigung von ihrer Seite ge-
 "gen ihn, und noch mehr von ihm gegen sie.
 "Er ist auf meinem Landhause in Burgund mit
 "aller Sorgfalt, die dem Sohn und Bruder
 "eines Königs gebührt, erzogen worden."

"Ich habe öftere Unterredungen mit der Kö-
 "nigin Mutter, während der Unruhen in Frank-

"reich, gehabt. Ihro Majestät schien zu be-
 "fürchten, wenn die Geburt dieses Prinzen je-
 "mals bei Lebzeiten des jungen Königs bekannt
 "würde, so mögten einige Mißvergnügte da-
 "her Veranlassung zur Empörung nehmen, in-
 "dem verschiedene Aerzte der Meinung sind, daß
 "legtgebohrne von zwei Zwillingkindern sei-
 "nerst empfangen, und folglich rechtmäßiger
 "König; welche Meinung jedoch von andern
 "Herren dieses Standes nicht angenommen
 "wird."

"Indessen so besorgt die Königin hierüber
 "war, so vermochte sie es dennoch nicht, die
 "schriftlichen Beweise seiner Geburt zu vernich-
 "ten. Sie hatte nemlich die Absicht, im Fall,
 "daß der junge König mit Tode abgehen sollte,
 "seinen Bruder für das, was er war, erken-
 "nen zu lassen, ohnerachtet sie noch einen Prin-
 "zen hatte. Aus diesem Grunde hob sie auch,
 "wie sie mir oft gesagt hat, jene schriftlichen
 "Beweise in ihrer Schatulle sorgfältig auf."

"Ich habe dem unglücklichen Prinzen eine
 "Erziehung gegeben, wie ich sie wohl selbst er-
 "halten zu haben wünschen möchte, und wie sie
 "Prinzen, die öffentlich anerkannt werden, ge-
 "wiß nicht besser bekommen. Nur das habe ich
 "mir vorzuwerfen, daß ich, wiewohl unvor-
 "sätzlich, den Prinzen unglücklich gemacht habe.

"Es trieb ihn nehmlich in seinem neunzehnten
 "Jahre eine ganz wunderbare Sehnsucht zu
 "wissen, wer er sei. Mich sah er entschlossen,
 "es ihm ewig zu verschweigen; denn je öfter
 "und dringender er bat, desto fester zeigte ich
 "mich dagegen. Von jetzt an beschloß er seine
 "Neugier zu verbergen, und mich in dem Wah-
 "ne zu lassen, als ob er sich wirklich für meinen
 "Sohn aus einer ungeseglichen Verbindung
 "halte. Ich sagte ihm zwar oft, wenn er mich,
 "unter vier Augen, seinen Vater nannte, daß
 "er sich irre: allein ich bestritt ihm weiter nicht
 "die Empfindungen, die er vielleicht nur in der
 "Absicht äußerte, daß ich mich verrathen sollte;
 "ich ließ ihn dabei er sei mein Sohn; er schien
 "sich dabei zu beruhigen, suchte aber unaufhör-
 "lich Mittel zu entdecken, wer er eigentlich sei.

"So verflossen zwei Jahre, bis er, durch
 "eine unglückliche Unvorsichtigkeit von meiner
 "Seite, die ich mir sehr vorzuwerfen habe,
 "doch erfuhr wer er war. Er wußte, daß der
 "König seit einiger Zeit zuweilen Boten an mich
 "schickte; und ich war so unglücklich, daß ich
 "ihn über meine Schatulle, welche die Briefe
 "von der Königin und den beiden Kardinalen
 "enthielt, gerathen ließ. Von diesen las er ei-
 "nen Theil, und das Uebrige errieth sein ge-
 "wöhnlicher Scharfsinn. Er hat mir in der

"Folge gestanden, daß er just den Brief her=

"ausgenommen, der seine Geburt am deutlich=

"sten und bestimmtesten betraf."

"Ich erinnere, daß sein Betragen gegen

"mich, das sonst so freundschaftlich und ehrer=

"bietig war, mißlaunisch und unfreundlich

"wurde: aber die Ursache dieser Veränderung

"konnte ich damals nicht entdecken. Ich habe

"nie errathen können, wie es ihm möglich ge=

"worden sei, meine Schatulle zu durchsuchen,

"und er hat mir nie gestehen wollen, welcher

"Mittel er sich dazu bedient habe; vielleicht

"weil ihm ein Handwerksmann dabei geholfen

"hatte, den er nicht verrathen wollte, oder

"was er sonst für Mittel dazu gebraucht hat."

"Indessen war er doch ein andermal so un=

"vorsichtig, die Portraits des verstorbenen und

"jetzigen Königs von mir zu verlangen. Ich

"antwortete ihm, alle die man habe, seyn so

"schlecht, daß ich erst erwarten wolle, bis ein

"Künstler ein besseres geliefert haben würde.

"Auf diese Frage, die ihn gar nicht befriedigte,

"bat er mich um Erlaubniß zu einer Reise nach

"Dijon. Ich habe in der Folge erfahren, daß

"seine Absicht dabei gewesen sei, ein Portrait

"des Königs zu sehen, dann aber nach St.

"Jean de Luz, wo damals der Hof wegen der

"Vermählung mit der Infantin war, zu rei=

"sen, sich mit seinem Bruder zu vergleichen,
 "und zu sehen, ob er Aehnlichkeit mit ihm habe.
 "Ich erfuhr etwas von seinem Reiseproject,
 "und ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen."

"Der junge Prinz war damals schön wie
 "der Liebesgott. Eben dieser Gott hatte ihm
 "auch sehr gute Dienste geleistet, um ein Por-
 "trait von seinem Bruder zu bekommen. Seit
 "einigen Monaten nehmlich gefiel ihm eine jun-
 "ge Aufwärterin vom Hause: bei dieser schmei-
 "chelte er sich auch so gut ein, machte sie auch
 "so ganz mit ihm zufrieden, daß sie ihm, ohn-
 "erachtet meines Verbots an alle meine Leute
 "ihm das mindeste ohne meine Erlaubniß zu
 "geben, dennoch ein Portrait vom König gab.
 "Jetzt erkannte sich der unglückliche Prinz,
 "welches auch sehr leicht war, indem es das
 "Bild von dem einen so gut wie vom andern
 "seyn konnte. Dieser Anblick setzte ihn in eine
 "solche Wuth, daß er mit den Worten zu mir
 "ins Zimmer trat: das ist mein Bruder,
 "und das bin ich! wobei er mir zugleich ei-
 "nen Brief vom Cardinal Mazarin aus meiner
 "Schatulle zeigte."

"Nach diesem Auftritte besorgte ich, der
 "Prinz möchte mir entweichen, und zu der kö-
 "niglichen Vermählung hineilen. Ich fertigte
 "daher eilig einen Courier an den König ab,

"meldete ihm die Erbrechung meiner Schatulle,
 "und bat um neue Instruktion. Hierauf erfolg=
 "te durch den Kardinal das königliche Gebot:
 "wir sollten Beide, bis auf weiterm Befehl,
 "eingesperrt werden; dem Prinzen aber wäre
 "zu bedeuten, daß seine Anmaßung die Ursache
 "unsers gemeinschaftlichen Unglücks sey. Ich
 "habe mit ihm in unsrer Gefangenschaft bis
 "auf diesen Augenblick gelitten, wo ich meine,
 "daß der Richter dort oben mir das Urtheil ge=
 "sprochen habe, diese Welt zu verlassen. Auch
 "kann ich meiner eigenen Seelenruhe wegen
 "meinem Zögling eine Erklärung nicht versaz=
 "gen, die ihm die Mittel angiebt, wie er, wenn
 "der König ohne Kinder versterben sollte, sich
 "aus seinem gegenwärtigen schimpflichen Zu=
 "stande befreien könne. Wäre wohl ein er=
 "zwungener Schwur vermögend, zu ewigem
 "Stillschweigen über unglaubliche Umstände,
 "welche die Nachwelt wissen muß, zu verbind=
 "en?

Zweites historisches Faktum.

Herr von Voltair e, der von der eisernen
 Maske alle glaubwürdigen Fakta sammelte,
 giebt in seinem Siecle de Louis XIV. von dies=
 sem unglücklichen Gefangenen folgende Nach=
 richt:

"Einige Monate nach dem Tode des Kar-
 "dinals Mazarin ereignete sich eine Begeben-
 "heit, die ohne Beispiel, und, was gewiß noch
 "mehr befremdet, allen Geschichtschreibern un-
 "bekannt geblieben ist. Ein Gefangener, den
 "niemand kannte, von mehr als gewöhnlichem
 "Wuchs, jung und von einer sehr schönen, ed-
 "len Gestalt, wurde ganz insgeheim auf das
 "Schloß der Insel Sainte-Marguerite, an
 "den Küsten von der Provence, gebracht. Un-
 "terwegs trug er beständig eine Maske, deren
 "Kinnstück mit Stahlfedern versehen war, so
 "daß er mit der Maske vor dem Gesicht essen
 "konnte; und zugleich war Befehl gegeben, so
 "bald er sich entdecken wollte, ihn auf der Stel-
 "le umzubringen. Er blieb auf der Insel, bis
 "ein Mann, der das Vertrauen des Hofes be-
 "saß, Saint-Mars, Gouverneur von Pig-
 "nerol, im Jahre 1690. zum Gouverneur von
 "der Bastille gemacht wurde. Dieser holte ihn
 "von jener Insel ab, und brachte ihn, bestän-
 "dig maskirt, nach der Bastille. Noch vor sei-
 "ner Versetzung besuchte ihn der Marquis
 "von Louvois, und sprach stehend mit
 "ihm, so daß es mehr noch Ehrfurcht,
 "als bloße Achtung zu verrathen
 " schien. In der Bastille bekam der Unbekann-
 "te die beste Wohnung, die hier möglich war.

"Nichts von dem, was er verlangte, wurde
 "ihm versagt. Den meisten Geschmack fand er
 "an dem feinsten weißen Zeuche und an Spiz-
 "zen. Er spielte die Laute; sein Tisch war
 "gut; selten setzte sich der Gouver-
 "neur in seiner Gegenwart. Ein be-
 "jahrter Arzt von der Bastille, der bei dem
 "räthselhaften Gefangenen öfters gebraucht
 "worden war, hat versichert, ohnerachtet er
 "mehr als einmal sowohl seine Zunge, als die
 "übrigen Theile seines Körpers untersucht ha-
 "be, sei ihm dennoch sein Gesicht im-
 "mer unsichtbar geblieben. Es war,
 "setzte der Arzt hinzu, ein sehr hübscher Mensch,
 "und seine Farbe ein wenig bräunlich; schon
 "der Ton seiner Stimme nahm für ihn ein,
 "denn nie entfuhr ihm irgend eine Klage über
 "seinen Zustand, noch irgend ein entfernter
 "Wink, wer er wäre. Ein berühmter Chirur-
 "gus, des eben erwähnten Arztes Schwieger-
 "sohn, und sonst in Diensten des Marschalls
 "von Richelieu, ist hierüber mein Gewährs-
 "mann; auch hat es mir Herr von Bernaville,
 "der Nachfolger von Saint-Mars, mehrmal
 "bekräftigt. Der Unbekannte starb im Jahre
 "1703. und wurde im Kirchspiele Sanct Paul
 "bei Nacht begraben. Die Verwunderung ver-
 "doppelt sich, wenn man sich hiebei erinnert,

"daß bei seiner Verweisung nach der Insel
 "Saint-Marguerite kein bedeutender Mann in
 "Europa verschwand. — Herr von Chamillard war der letzte Minister, der
 "dieses sonderbare Geheimniß wußte. Sein Schwiegersohn, der zweite Marschall von Feuillade, hat mir erzählt, er habe
 "seinen Schwiegervater, kurz vor dessen Tode,
 "auf den Knien beschworen, ihm zu sagen, wer
 "jener Unbekannte sei, den man nicht anders
 "als unter dem Namen des Mannes mit der
 "eisernen Maske kenne; aber Chamillard habe
 "ihm geantwortet: Dieses sei ein Staatsgeheimniß, und er habe geschworen,
 "es nie zu entdecken."

"So lange der verlarvte Gefangene auf der
 "Insel gefangen saß, trug ihm der Gouverneur
 "selbst die Speisen ins Zimmer, verschloß die
 "Thür, und entfernte sich wieder. Eines Tags
 "schrieb der Gefangene seinen Namen, mit einem
 "Messer, auf einen silbernen Teller, und
 "warf den Teller zum Fenster hinaus, nach einem
 "Nachen hin, der unter dem Thurme vor
 "Anker lag. Ein Fischer, der Eigenthümer
 "des Nachens, raste den Teller auf und brachte
 "ihn dem Gouverneur. Dieser fragt ihn ganz
 "bestürzt: habt ihr gelesen, was auf dem Teller
 "eingegraben steht? hat ihn jemand bei euch

"gesehn? — Ich kann nicht lesen, ant-
 wortete der Fischer; ich hab' ihn eben erst
 gefunden, und gesehn hat ihn nie-
 mand. — Dennoch wurde der Fischer so
 lange fest gehalten, bis der Gouverneur ver-
 sichert war, daß er nie einen Buchstaben ge-
 lesen, und kein Mensch den Zeller gesehen
 hätte. Nun geht, sagte der Gouverneur zu
 ihm, und seyð froh, daß ihr nicht le-
 sen könnt! Unter den Zeugen dieser Bege-
 benheit war einer, ein glaubwürdiger Mann,
 der noch am Leben ist."

Drittes historisches Faktum.

Mehrere Anekdoten, den Gefangenen mit
 der eisernen Maske betreffend, haben wir von
 Linguet, der während seiner langen Gefan-
 genschaft in der Bastille von den ältesten Offi-
 cieren und Beamten verschiedene Nachrichten
 erhielt. Hier sind einige davon.

I.

"Der Gefangene trug eine Maske, nicht
 von Eisen, sondern von Sammet, wenigstens
 so lange er in der Bastille saß."

2.

"Der Gouverneur selbst bediente ihn, und
 hob seine Wäsche auf."

3.

"Wenn er in die Messe ging, war es ihm
 "auf's gemessenste untersagt zu reden, oder seine
 "Gestalt sehen zu lassen. Die Invaliden hat-
 "ten Befehl auf ihn zu feuern; ihre Flinten
 "waren mit Kugeln geladen; auch verbarg er
 "sich mit der äußersten Behutsamkeit."

4.

"Als er todt war, wurden alle Möbeln, de-
 "ren er sich bedient hatte, verbrannt; der Fuß-
 "boden in seiner Kammer ward aufgerissen,
 "und die Decke losgebrochen; alle Winkel und
 "Ecken, kurz, jede Stelle, wo nur ein Stück-
 "chen Papier oder Leinwand hätte versteckt wer-
 "den können, wurde durchsucht; mit einem
 "Worte, man wollte durchaus entdecken, ob er
 "nicht irgend ein Merkmal von dem, was er
 "war, zurückgelassen hätte."

5.

"Sein Name und sein Alter wurde von den
 "Priestern des Kirchspiels verhehlt. In dem
 "Tagebuche der Bastille fand ich sein Begräb-
 "niß auf folgende Art eingetragen: |

"Im Jahre 1703. am 19. November starb
 "in der Bastille Marchiali, beiläufig fünf
 "und vierzig Jahre alt. Sein Leichnam ward

"auf dem Sanct Pauls Kirchhofe am 20. dar=
 "auf, in Gegenwart des Herrn Rosarges,
 "Majors, und Herrn Reilh, Chirurgen-Ma=
 "jor der Bastille, begraben, welcher beiden
 "Unterschriften hier beigefügt sind.

"Rosarges. Reilh."

Ganz gewiß ist es auch, daß nach seinem
 Tode befohlen wurde, alles ohne Unterschied zu
 verbrennen, was zu seinem Gebrauche gedient
 hatte, Wäsche, Kleidungsstücke, Matrasen,
 Decken, ja sogar die Thüren seines Gemachs,
 seine Bettstelle und seine Stühle. Sein silber=
 nes Couvert wurde eingeschmolzen; die Wände
 des Zimmers, das er bewohnt hatte, wurden
 abgekrast und frisch überweißt; man trieb die
 Vorsichtigkeit so weit, daß man sogar den
 Fußboden aufbrechen ließ, weil man vielleicht
 besorgte, er möchte ein Billet versteckt,
 oder sonst durch ein Merkmal sich verrathen
 haben.

So weit gehen nun die historischen Bruch=
 stücke und Fakta, woraus sich ganz deutlich,
 und nach den neuesten Nachforschungen, er=
 giebt: der Gefangene mit der eisernen Larve
 sei wirklich ein Zwillingbruder von Ludwig
 XIV. gewesen. Von jeher war der verstorbene
 Marschall von Richelieu in Absicht auf das Ge=

heimniß von dem Gefangenen mit der eisernen Maske äußerst zurückhaltend. Der Abbe Soulavie bat ihn einmal um einen Augenblick Gehör über diesen Gegenstand, und sagte zu ihm: Sie haben die Güte gehabt mir sehr merkwürdige Papiere über die Geschichte Ihrer Zeit mitzutheilen; Sie haben mir auch so manchen geheimen Aufschluß gegeben. Nur eine ganz besondere Gunst möchte ich noch von Ihnen erbitten: sagen Sie mir, was man von der sogenannten Masque de fer halten soll? Es wäre doch sehr interessant, wenn ich in Ihren Memoiren dieses wichtige Geheimniß der Nachwelt enthüllen könnte. Ludwig XIV. lebt schon lange nicht mehr; Ludwig XV. ist bereits 13 Jahre todt; unser König ist so gut, so gnädig und so bauldsam, daß wir unter seiner Regierung einziger Preßfreiheit genießen; die an der Erhaltung des Geheimnisses ein Interesse hatten, sind abgestorben: was könnte jetzt die Regierung in Absicht solcher Begebenheiten, die beinahe hundert Jahre alt sind, zu befürchten haben? Ihre Verbindungen mit dem verstorbenen König, mit den Favoritinnen, die immer so gern Geheimnisse wissen wollen, und mit dem ganzen alten Hofe, dessen Neugier in Ansehung des mysteriösen Gefangenen immerfort gespannt blieb, diese Verbindungen haben Sie gewiß in

den Stand gesetzt es zu erfahren. Sie selbst haben Voltairen belehrt, der jedoch nicht das Herz hatte, das Geheimniß ganz bekannt zu machen. Ist es nicht Wahrheit, daß der Gefangene ein älterer Bruder Ludwigs XIV., und, ohne daß es Ludwig XIII. wußte, geboren war?

Diese Fragen schienen den Herrn Marschall in Verlegenheit zu setzen; er wollte sich nicht deutlich erklären, und wollte doch auch nicht ohne Antwort abweisen. Nur soviel räumte er ein, jener wichtige Mann sei weder der Herzog von Montmuth, noch der Graf von Vermandois, noch der Duc de Beaufort, noch ein unehelicher Bruder Ludwigs XIV. u. s. w. gewesen, wie so viele Schriftsteller zu sagen beliebt hätten; Träumereien nannte er, wie Ludwig XV. alle ihre Erklärungen. Indessen, setzte er doch hinzu, hätten gleichwohl die Meisten einzelne sehr wichtige Anekdoten erzählt; auch bestätigte er es mir, daß es wirklich befohlen gewesen sei, den Gefangenen umzubringen, sobald er sich zu erkennen geben würde. Endlich brach der Herr Marschall diese kurze Unterredung mit dem Geständnisse ab, daß er das Staatsgeheimniß wisse. "Aber," fuhr er fort, (ich gebe seine eignen Worte,) "alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist dieses, daß der

Gefangene, als er im Anfange dieses Jahrhunderts in einem hohen Alter starb, nicht mehr so interessant war; daß er es aber in einem beträchtlichen Grade zu der Zeit war, da er im Anfang von Ludwigs XIV. Selbstregierung wegen wichtiger Staatsraisons eingesperrt wurde."

Dieß war die Antwort des Herrn Marschall von Richelieu. Der Abbe Soulavie schrieb sie unter seinen Augen auf, und gab sie ihm zu lesen. Der Herr Marschall verlangte bloß von ihm einige Ausdrücke zu ändern; und da ihn der Abbe ersuchte, nur noch einige Bemerkungen beizufügen, die, ohne das Geheimniß unmittelbar aufzudecken, dennoch die Neugier des ganzen Königreichs befriedigen könnten, so schloß er mit den Worten: "Lesen Sie, was Herr von Voltaire über den Gefangenen gesagt hat, vorzüglich seine letzten Worte, und denken Sie nach."

II.

Wie schützen wir uns vor der im spätern
Alter so gewöhnlichen Hintansetzung und
Verachtung? *)

Nec turpem senectam degere

HORAT.

Es ist eine traurige Vorstellung, daß der Mensch, je weiter er an Jahren kommt, an Naturkräften immer mehr rückwärts geht, und allmählig jene feinen und zarten Gefühle verliert, welche einen von seinen größten Vergnügen ausmachen. Die Thräne der Empfindlichkeit, sagt Juvenal, ist der ehrenvollste Charakter der Menschheit. Und der schwermüthige Gray beschrieb, wie er es empfand, die ganze Wonne des sympathetischen Kummerß, mit einer klagenden Anmuth, in folgender alkaischen Strophe, die mit den besten lyrischen Gedichten der Alten und Neuern einerlei Rang verdient:

*) Essay's moral and literary, by Mr. Knox.
Lond. 1803. p. 228.

O! lacrimarum fons tenero sacros
 Ducentium ortus ex animo, quater
 Felix, ab imo qui scatentem,
 Pectore te; pia Nympha, sentit.

So viel wirklicher Schmerz auch bisweilen das Gefühl des Kammers begleiten mag; so halten demselben doch jene angenehmen Empfindungen das Gegengewicht, die deswegen nicht minder aufrichtig und erfreulich sind, weil sie nicht jene Art von Freude erregen, welche gedankenlose Lustigkeit einflößt. Der Gram des sympathetischen Herzens ist freilich durchdringend; aber sein Vergnügen ist auch dafür nicht minder erhaben. Trotz dem allen, was man von der Glückseligkeit einer phlegmatischen Gemüthsart sagen mag, wird doch ein jeder, der die Dinge in der Welt gehörig zu schätzen weiß, sie als einen Unseegen verbitten, der die menschliche Natur herabwürdigt. Sie ist die negative Glückseligkeit der dümmsten vierfüßigen Thiere, die man zu der elendesten und lästigsten Arbeit braucht. Wer wird wünschen ein Böötier zu seyn, wenn ihm sein Loos in Attika gefallen ist?

So betrübt indeß der menschliche Zustand ist, wenn das Herz aufhört, die lebhaften Regungen der Liebe und des Mitleids zu fühlen;

so eilen wir doch diesem Zustande alle entgegen, vermöge des Gesetzes der Natur, welches uns verpflichtet, sobald wir bis zu einem gewissen Punkte der Vollkommenheit gelangt sind, mit rückgängiger Eile alles das wieder zu verlassen, was uns das Vermögen gab, zu gefallen, oder an andern Gegenständen Gefallen zu finden. Wenn indessen das Alter bloß mit dem Verluste gefälliger Eigenschaften verknüpft wäre, so könnte man vielleicht den Verlust der Empfindlichkeit, oftmals für eine Glückseligkeit des Menschen halten, da er ihn hindern würde, eins der größten natürlichen und unverdienten Uebel zu fühlen. Allein, im Grunde wird zuweilen die Abwesenheit alles dessen, was liebenswürdig ist, gar bald durch Alles das, was hoffenswürdig ist, ersetzt; so, wie zur Zeit des Winters das Grün und die Musik des Waldes nicht nur verschwunden sind, sondern auch in ihre Stelle das Geheul des Nordwindes tritt, und die dürre Aussicht nackter und schaudervoller Gegenden. Das Alter ist zwar für alle angenehme Empfindungen todt, aber dagegen für alles das lebendig, was geistigen oder körperlichen Schmerz verursacht.

Von diesen Uebeln ist ein Theil die Folge der Natur und unvermeidlich. Zum Theil aber sind sie auch Folgen eines fehlerhaften Verhal-

tens, welches sich durch Vernunft und Philosophie berichtigen läßt.

Wenn der Körper durch das Alter geschwächt wird, so müssen natürlicher Weise Mattigkeit oder Schmerzen erfolgen.

Körperliche Schwachheiten rauben allmählig die Stärke des Geistes. Unangenehme Empfindungen, die lange anhalten, trüben die natürliche Heiterkeit des Gemüths. Und die Unfreundlichkeit, die Grämlichkeit und Strenge, welche den letzten Auftritt des Lebens bezeichnen, müssen, so unangenehm sie auch sind, doch entschuldigt werden, und verdienen eben so wenig freiwillige Fehler zu heißen, als der Gliederschmerz. Sie sind eine natürliche Folge des innren Leidens, und entstehen aus einem verwundeten Gemüthe, eben so unvermeidlich und nothwendig, als das Blut hervorströmt, wenn man sich schneidet oder verwundet. Sie stören die Ruhe, und vergiften die geselligen Freuden; billig aber sollte man mit ihnen Geduld haben, wenn nicht aus Menschenliebe, doch wenigstens aus der Betrachtung, daß der Tag nicht weit mehr ist, an welchem wir eben dieser Nachsicht bedürfen werden. Und hernach werden wir es dann aus der Erfahrung sehen, wie herzdurchbohrend die ungeduldigen Vorwürfe derer sind, die durch die Bande der ehelichen, kindlichen

und häuslichen Pflicht verbunden wären, uns unter dem Drucke des Elendes zu trösten, und wie der fromme Dichter es ausdrückt, die Wiege des schwachen Alters zu wiegen.

Man sieht indeß aus der Erfahrung, daß das Alter nicht allemal mit natürlicher Schwachheit verbunden ist. Ursprüngliche Stärke der Gesundheit, oder lange gewohnte Mäßigkeit veranlassen oft ein blühendes, hohes Alter. In diesem Falle haben die verhaßten Eigenschaften, die man gemeiniglich dieser Lebensperiode Schuld giebt, gar keine Entschuldigung für sich. Verhältnißmäßig größere Einsicht und Vollkommenheit sollte billig die Folge langer Beobachtung und Erfahrung seyn. *)

Das Laster des Geizes, dieß Unterscheidungs-Merkmal der letzten Lebensscene, ist in diesem Falle unvernünftiger, als jemals. Es ist gerade eben so ungereimt, wie schon oft gesagt ist, als wenn man immer desto mehr Vorath von Lebensmitteln anschaffen wollte, je mehr sich die Reise ihrem Schlusse näherte.

*) An nihil in melius tot rerum proficis usu?

Das Alter, sagt der Kanzler Bacon, verbessert die Menschen mehr, in Ansehung ihrer Verstandeskkräfte, als in den Neigungen und Fertigkeiten des Willens.

Auch ist dieser Geiz die Quelle jeder andern abscheulichen Gesinnung. Er gewöhnt das Herz, den Anblick des Elends ohne Mitleid auszuhalten; weil Mitleid zur Hülfe auffordert, und Hülfe mit Kosten verbunden ist. Hartherzigkeit wird eben so, wie alle Neigungen des Herzens, durch willkürlichen Hang immer stärker; und wer das Glück oder das Elend derer, die durch das gemeinschaftliche Band der Menschheit mit ihm verknüpft waren, lange nicht achtet, der wird bald gegen seine näheren Verbindungen unfreundlich, gegen seine Familie und Freunde grausam, und noch grausamer gegen sich selbst werden.

Eine andere Eigenschaft, weswegen alte Leute von denen gemieden werden, die am meisten im Stande wären, sie aufzumuntern, ist eine unvernünftige, mürrische Strenge in Ansehung der Sitten. Dem alten Manne sind die Gefühle der Jugend fremd geworden; er vergißt, daß er auch einmal jung gewesen ist, und beurtheilt daher selbst die unschuldigen Scherze munterer Geister und eines warmen Herzens, nach den strengen Eingebungen einer ernsten Klugheit. Indes sieht er bald, daß auch sein Urtheil gar wenig von denen geachtet wird, die von allen Seiten her durch eine weit lockendere Stimme eingeladen werden. Er wird ungedul-

big und grämlich. Er verdammt alles, was in den jetzigen Zeiten geschieht, und erhebt die Moden, die Lustbarkeiten, die Kleidertrachten, die Sitten, die Gelehrsamkeit, den Geschmack, die in den Tagen seiner Jugend herrschten, und ihm bloß deswegen vorzüglicher, als die gegenwärtigen dünkten, weil damals sein Empfindungs-Vermögen lebhafter und schärfer war; eben der Grund, um dessen Willen die Gegenwärtigen solche unwiderstehliche Reize in den Augen seines Enkels haben.

Für die natürlichen Uebel des Alters muß man vielmehr beim Arzte, oder beim Moralisten, Hülfe suchen. Allein die Philosophie kann doch den Schmerz dieser Uebel lindern, wenn sie dieselben gleich nicht zu heilen vermag. Sie kann Betrachtungen an die Hand geben, welche wie Balsam für die Wunden der Seele sind. Sie kann uns lehren, wie wir die Uebel ertragen sollen, die sie nicht wegräumen kann, und uns dadurch, daß sie unsere Kräfte des Widerstandes auffordert, in den Stand setzen, die Bürde zu erleichtern.

Alle Leute sind indeß nicht dieser wohlthätigen Hülfe der Philosophie fähig. Nur diejenigen, die ihren Verstand durch gute Erziehung gebildet, und ihre Neigungen dadurch verfeinert haben, sind im Stande, die weisen Vor-

schriften eines Epictet, oder eines Cicero, zu verstehen und zu benutzen. Mit noch größerer Wirksamkeit aber tritt die Religion herbei, um in den bitteren Kelch des Lebens etwas zu mischen, wodurch er immer unfehlbar versüßt wird, und welches dem Geschmacke jedes menschlichen Geschöpfes angemessen ist.

Die Religion ist freilich für sich schon ungemein geschickt, die Wolken zu zerstreuen, und Sonnenschein über den Abend des Lebens zu verbreiten. Indeß kann man denen, die sich mit der Gelehrsamkeit beschäftigen, Cicero's berühmte Abhandlung nebenher empfehlen, die sehr viele wahre Trostgründe enthält. Viele moralische Aufsätze, die uns beim Lesen noch so richtig und angenehm vorkommen, sind im menschlichen Leben selbst wenig nütze, und gehn bloß auf spekulative Unterhaltung hinaus. Allein Cicero's Abhandlung vom Alter schreibt Regeln vor, und giebt Ideen an die Hand, welche, wenn wir sie auf unser Verhalten wirken lassen, das Alter wirklich angenehm und ehrenvoll machen müssen. Jeder alte Mann, der weise und glücklich zu seyn, und folglich Achtung zu genießen wünscht, sollte sie oftmals durchlesen, und sich die darin enthaltenen Grundsätze eigen machen.

Die Armen und Ungelehrten können freilich nicht diesen Schatz heidnischer Weisheit nützen; sie haben aber den Trost, daß die evangelische Philosophie zur Heilung aller Seelenkrankheiten völlig hinreichend ist, und zugleich weder außerordentliche Fähigkeiten, noch die Mühe des Studirens erfordert. Aufmerksamkeit auf die Pflichten der Religion und Menschenliebe dient theils dazu, die leeren Stunden des bejahrten Lebens auszufüllen, theils auch, durch jene Heiterkeit, die allemal mit löblichen Beschäftigungen verbunden ist, Gefinnungen der Geduld und der Verläugnung einzulößen. Geschmack und Geist der Religion verschaffen uns allemal das lebhafteste Vergnügen. Die unruhigen Freuden der Jugend können in der Folge weit besser durch fromme Inbrust der Seele ersetzt werden, durch eine Flamme, die fähig ist, das kalte Blut des Alters zu erwärmen, und ein Vergnügen hervorzubringen, das dem Vergnügen jüngerer Leidenschaften gleich kommt, ohne doch, wie sie, gefährlich oder strafbar zu seyn.

Auf diese Weise kann sich das Alter in seiner Würde erhalten; und von seiner Würde hängt größtentheils seine Glückseligkeit ab. Diese allein kann die Unbesonnenheit junger Leute in Schranken halten, die nur gar zu oft durch

den Leichtfinn eines gedankenlosen Gefühls ihrer Gesundheit angereizt werden, die Achtung zu vergessen, welche nach der Meinung der Alten, einem grauen Haupte gebührt. Es ist in der That sehr traurig, wenn man in einigen Familien den alten Stammvater derselben verachtet und vernachlässigt, und gleich einem altmodischen Saiecke Hausrath, oder unnützen Plunders, ganz achtlos auf die Seite geworfen sieht. Solch eine Begegnung ist bis zum Abscheu widernatürlich; sie ist aber da nicht leicht zu vermeiden, wo kein persönliches Verdienst ist, kein auf vorzügliche Klugheit gegründetes Ansehen, wodurch der Mangel anziehender Eigenschaften ersetzt wird. Zärtlichkeit und Zuneigung sind vielleicht geduldig und zugethan; wer wollte aber sich nicht lieber Hochachtung zu erwerben wünschen, als Mitleid zu erregen? Um der häuslichen Glückseligkeit willen muß man aber nie vergessen, daß man das gebieterische Ansehen der Weisheit durch Annehmlichkeit des Betragens zu mindern suchen muß; und man wird finden, daß eine mit Liebe verbundene Achtung allemal die wünschenswürdigste ist.

Die Empfindlichkeit der Jugend auch noch im hohen Alter zu behalten, ist deswegen schwer, weil Vernunft und Philosophie wohl schwerlich viel zur Verlängerung derselben beitragen kön-

nen. Sie ist eine natürliche Folge der abnehmenden Kräfte. Sehr viel von der Milch menschlicher Kindheit, wie sie genannt wird, fließt aus einem feinen Gewebe der Nerven her; ein Gewebe, das durch lange Dauer zerrissen, und eine Feinheit, die von der Zeit zerstört wird.

Indeß lassen sich auch die Wirkungen der Zeit durch Ausschweifungen beschleunigen. Mäßigkeit der Jugend, vereint mit den übrigen Vortheilen dieser glücklichen Periode, verlängert die Empfindlichkeit derselben. Und unter den vielen Bewegungsgründen zur frühen Weisheit, muß dieser ein großes Gewicht haben, daß Weisheit in der Jugend gemeiniglich Glückseligkeit im Alter zur unausbleiblichen Folge hat.

Vielleicht kann nichts mehr dazu beitragen, die angenehmen Eigenschaften der Jugend zu verlängern, als wenn man den Geschmack an ihren unschuldigen Vergnügungen beizubehalten sucht. Wir werden oft in unsern Meinungen und Gefinnungen alt, ehe wir noch weit in die Jahre kommen. Wir gewöhnen uns zu melancholischen Ideen vor unsrer allmählichen Abnahme, und ehe wir noch unfähig zum Genuße sind, entsagen wir schon dem Vergnügen, an welchem wir noch Theil nehmen könnten.

Angenehme Vorstellungen werden eben so wohl, als unangenehme, durch Sympathie von andern angenommen. Wer oft in Zirkel kömmt, wo Jugend und Heiterkeit alles finstre Nachdenken verbannen, wird sich selbst wider Willen von Munterkeit belebt fühlen; er wird seine Sorgen vergessen; seine Runzeln werden sich abglätten; sein Herz wird sich erheitern; und wenn er gleich nicht die Wirkung von Medeens Zauberfeuer in der Verneuerung seines Körpers fühlt, so wird er doch finden, daß sein Geist wieder die ehemalige Stärke und Thätigkeit erhält. Im Gegentheile aber sieht man gemeinlich, daß alte Leute entweder einsam für sich leben, oder die Gesellschaft von Leuten besuchen, welche durch ihre ansteckenden Klagen nur ihr gegenseitiges Elend vermehren können.

Die Bücher, welche wir im Alter lesen, werden allemal einen großen Einfluß, sowohl auf unsre Gemüthsart, als auf unsern Verstand und unser Verhalten haben. In einem gewissen Alter pflegen manche, aus übel verstandner Schicklichkeit, alle unterhaltende Bücher wegzulegen, und nichts anders zu lesen, als jene ernsthaften Schriften, die freilich zu gewissen Zeiten sehr dienstlich seyn mögen, aber dann, wenn man sie ohne Abwechslung ließt, mehr eine beständige Schwermuth, als eine

auf Grundsätze gegründete Weisheit, bewirken. Warum sollte man die Phantasie, diese fruchtbare Quelle alles Angenehmen, alsdann ganz ruhen lassen, wenn es uns am meisten am Vergnügen fehlt? Warum sollte man die Werke eines Horaz, Virgil, Homer bei Seite legen, und dafür die Betrachtungen eines Seneka und Antonin zur Hand zu nehmen? Eine kluge Mischung solcher Bücher, die für die Einbildungskraft gehören, mit denen, die den Verstand erleuchten, würde den Eindruck beider verstärken, und zugleich durch Gewährung eines lebhaften Vergnügens zu unserer Gesundheit und Glückseligkeit beitragen.

Horaz wünschte, daß er sein Alter nicht ohne seine Leier zubringen möchte. Die Tonkunst ist ohne Zweifel eine angenehme Gefährtin in jeder Periode des Lebens; für den letzten Auftritt desselben aber ist sie vorzüglich geschikt. Sie giebt uns Beschäftigung ohne peinliche Anstrengung, bezaubert die Sinne, und labt zugleich das Herz.

L a n g t i n g.

III.

Brief aus Poltawa.

(Fragment aus dem noch ungedruckten Werke Pantheon der russischen Literatur von J. de la Croix.)

Hier ist die Stadt, welche so berühmt in den Annalen der Welt ist.

Ein Russe muß nicht sterben, ohne wenigstens einmal einen Blick auf das Schlachtfeld bei Poltawa geworfen zu haben, auf die Stätte, wo zwei gekrönte Helden kämpften. Man muß sich auf diesem Plage den Tag denken, an welchem das Verhängniß das Loos zweier Nationen, zweier Könige wog, und die Waage zum Vortheil des Würdigeren senkte. Wie fürchterlich war dieser Tag für beide Helden! Wie langsam ging für sie die Sonne auf, die den Sieg des einen bescheinen sollte! Wie langsam verfloßen die Stunden der Schlacht, in denen der Sieg noch wankte! Mit welcher Erwartung, mit welchem Gefühl hörten beide jeden Schuß, jeden Ausruf der Armeen, indem er Sieg oder Verlust verkündigte! Wie schrecklich kämpfte an diesem Tage die Hoffnung: zu siegen, mit der Furcht: überwunden zu werden in der Brust beider Helden! Doch vorzüglich wollen wir uns

sere Aufmerksamkeit auf Peter den Großen wenden. Ich sehe seine feurigen Augen blitzen, welche das Herz mit Tapferkeit und Hoffnung beseelen. Er siegt — Poltawa fällt zu seinen Füßen — und indem der Donner des Ruhms in allen Welttheilen ertönt, gewährt er dem Sieger zugleich den großen Genuß, sich auch der glücklichste Sterbliche zu fühlen. Die Freude über den erkämpften Sieg, die Rettung des Vaterlandes, das künftige Glück des Volks, welches diesem Siege folgen muß, der Stolz einer edlen Selbstliebe; alles bezaubert, entzückt Peter den Großen. Er betritt die Stadt — und das frohlockende Volk fliegt ihm entgegen; die Spuren Karl XII. sind verschwunden: der wahre Ruhm nahm die Stelle des unverständigen Ehrgeizes ein. — Ach! ich muß in Gedanken bei diesen großen Thaten, welche allein der Menschheit werth sind, verweilen! mein größtes Vergnügen ist, mich mit dem Geiß der wahren Väter des Vaterlandes bekannt zu machen.

Eine konische Pyramide, die in der Stadt selbst auf einem engen Plage steht, und auf welcher sich eine kupferne Platte mit Versen und der Vorstellung der Schlacht befindet, ist dieser großen That unwürdig; die Einbildungskraft

lacht über sie, wie ein Riese über einen Zwerg; denn sie hat auf dem weiten Felde geschwärmt, welches der Kriegsgott selbst für den Ruhm Peters des Ersten ausgebreitet zu haben scheint. Die Augen haben den Kampf zweier großen Helden gesehen; das Ohr hat die feierlichen Hymnen des Sieges gehört, welche die Poesie zur Ehre des Helden gesungen hat und immer singen wird; und nach allem diesem begegnet hierauf dem Blicke dieser fast von der Zeit zerstörte Pflast, diese enge Straße, diese Berse, welche bloß dem Eifer und der Vaterlandsliebe Rudenko's entfloßen.

Nein! räumt mir eine weitläufige Fläche ein — suchet den Platz selbst-auf, wo der Geist des großen Mannes geschwebt hat und noch schwebt — errichtet einen Marmornen Obelisk, welchen die Zeit eben so wenig zu zerstören vermag, als es ihr je gelingen wird, die Thaten Peters des Großen aus dem Gedächtnisse der Menschen zu vertilgen — verkündigt mit Derzschawins Muse durch ein erhabenes Lied das Loob des Helden — grabt es in den Marmor; und alsdann wird der Sohn des Südens und des Norden, der Wanderer aus den entfernsten Ländern und jeder gefühlvolle Russe Thränen des Entzückens und der Freude vergießen.

Existirt aber dieses Monument nicht schon auf dem Felde bei Poltawa? Existirt es nicht schon in dem einzigen Namen Poltawa, in dem Felde selbst, in der Erinnerung eines jeden Russen?

Ja! wenn eure Einbildungskraft auf diesem Felde nicht gerührt wird; wenn ihr auf dieser Ebene Karl XII. und Peter I. nicht findet; wenn ihr ihre Blicke, ihre Bewegungen nicht sehet, ihren Geist nicht fühlt — o so bedürft ihr keines Monuments — eure Herzen sind kalt.

Jetzt sitze ich unweit des Dorfes Semenowka, auf der Scene der berühmten Schlacht, im Schatten einer Eiche, welche vielleicht Zeuge von ihr gewesen ist, und vergleiche in Gedanken den König von Schweden mit dem Kaiser von Rußland.

Sie waren beide Helden: doch ganz verschiedene; der eine ein falscher, der andere ein wahrer Held; der eine durchzog die Welt mit Geißel und Flamme gleich denjenigen Eroberern, deren Andenken, nach der Meinung eines Historiker, eben so aufbewahrt werden wird, wie man die Epochen der Erdbeben, Ueberschwemmungen und verheerender Meteore aufbewahrt; der letzte erregte Stürme und Donner dem

wohlthätigen Beherrscher der Natur gleich, blos darum, um die Atmosphäre zu reinigen, damit heitere Tage die moralische Welt beleuchten sollten; der erste wollte nur, daß sein Name in der Welt erschallen sollte: die Unterthanen waren für ihn bloße Schatten und man kann ihn mit Herostates vergleichen; der, um sich zu verewigen, den Tempel der Diana anzündete; der zweite ehrte den wahren Ruhm, ertrug jede Beschwerde im Angesichte des Vaterlandes und liebte feurig das Glück seines Volks.

Es scheint, daß Peter I. sich über die Sphäre emporhob, für welche das Schicksal ihn geschaffen hatte: die Schwierigkeiten, welche die Natur selbst ihm in den Weg legte, die Wirkung der Erziehung, der Einfluß der Zeit — alles mußte der Kraft des mächtigen Geistes weichen; und er dient vielleicht zum Beispiel, daß dem Menschen selbst alle Ereignisse in der Welt zu Gebote stehen. Der als Held geborne Karl XII. blieb weit von der Größe zurück, zu welcher er, wie es schien, erfahren war; sein Beispiel hingegen beweiset, daß, wenn der Mensch auch geboren ist, um ein großer Mann zu werden, es dennoch nöthig ist, daß die Erziehung die Fähigkeiten seiner Seele auf den Gegenstand richtet, welcher ihrer würdig ist.

Peter wurde zum großen Mann, Karl zum unerschrockenen geboren; Peter hatte die Festigkeit eines Mannes, Karl die Wuth eines Unsinigen; das durchdringende Auge des Kaisers von Rußland theilte ihm die Gabe des Vorherwissens mit; der König von Schweden besaß keinen Scharfblick, weil er zu enthusiastisch war; der erste prüfte jeden seiner Schritte, berechnete das Nahe und das Entfernte, das Gegenwärtige und Künftige, er bauete im Ganzen, wie der Architekt den Grund zu einem Gebäude legt, wie der Musiker das Concert der Stimmen komponirt; der letzte benutzte nur die gegenwärtige Minute, vergaß sich in der Berausung und stellte uns die ganze Unordnung des menschlichen Verstandes vor, wenn eine blinde Leidenschaft ihn beherrscht.

Endlich findet man in der Geschichte nichts, was dem Wunder gliche, welches der unsterbliche Peter that. Keiner aus den berühmtesten Gründern der bürgerlichen Ordnung kann sich mit ihm vergleichen; nie hat die Kraft des schöpferischen Geistes in einem solchen undurchdringlichen Chaos gewirkt. Es scheint, daß schon der große Gedanke die Begriffe des Menschen übersteigt, daß die Unwissenheit ein Uebel, die Aufklärung aber das Gute ist, daß die Funken des Lichts im Dunkel, welches den Ver-

stand umhüllt, verborgen liegen, daß der Geist des Menschen dem Chaos gebieten könne zu schwinden und Licht zu werden. Peter I. betrachtete mit Bewunderung die blühenden Reiche, die großen Fortschritte des Verstandes, die strahlende Sonne der südlichen Völker; — er hört den Ruhm, der die Welt durchfliegt; er versinkt in ein tiefes Nachdenken, und — schafft ein neues Reich, welches augenblicklich entstanden wäre, wenn nur die Kraft menschlicher Gedanken dazu erforderlich gewesen wäre. Mit diesem Vorhaben, mit einer feurigen Liebe zum Vaterlande, mit einem edlen Eifer zum Ruhm, legt er die Hoheit, seinen Stand, den Scepter der Macht nieder, um unter gesittete Völker zu wandern, Charaktere kennen zu lernen, Gesetze zu beobachten, sich mit Kenntnissen zu bereichern — mit einem Wort sich alles dasjenige zu erwerben, was den Menschen würdig machen kann, den Titel eines Herrschers zu führen. Hier unterredet er sich mit gelehrten Männern; der Stand ist seinen Augen niedriger als die Kenntnisse; der Große demüthigt sich vor den Verständigen; dort bedeckt eine Matrosenkleidung den Schimmer des Purpurmantels; die Hand, welche das Ruder des Staats führt, beschäftigt sich mit einem mechanischen Instrumente, und ein Schiff entstehet auf dem nörd-

lichen Ocean unter den Händen des Zaren — des Künstlers. Einigemal erscheint er als Herrscher, um sich gekrönten Häuption mitzutheilen, um von ihnen die Wissenschaft des Regierens zu erlernen; doch erscheint er ohne Pracht, ohne Verschwendung. Bereichert mit Entdeckungen, begleitet von Schätzen — Gelehrten, Künstlern, von seinen Lieblingen und den Verehrern seines Ruhms; überhäuft mit dem Lobe der ganzen Welt, erscheint er von neuem auf dem vaterländischen Thron, und die ganze Welt wendet ihre Blicke nach Norden. Nichts zeigt so deutlich die Wunder der Götterlehre, die Geschichte des Herkuls, des Drapheus, Amphion's, und alle die von David gesungenen Verwandlungen, als die Thaten Peters des Großen. Wo wilde Wüsten die Schönheiten der Natur verbargen, wo Ströme rauschten, wo undurchdringliche Wälder zurückscheuchten, da entblühen Städte, Tempel, Gärten; die Stadt seines Namens entsteht am Ufer der Newa; es erhebt sich das Heiligthum der Künste und der Wissenschaften; die Ordnung und der Gehorsam bilden glänzende Reihen von Kriegern; siegreiche Flaggen wehen von einem Ende des Reichs bis zum andern, vom kaspischen Meer bis zum Pont Euxin und von Meotien bis zum baltischen Meer. Doch was alles in der Welt

an Majestät an Schönheit übertrifft, das ist: daß der in der Finsterniß des Verstandes versunkene Mensch auf einmal mit Anbruch des neuen Tages erwacht, seine Existenz einsieht — einsieht, daß er Verstand und eine Seele besitzt, daß er in sich selbst edle Gefühle, süße Bewegungen, große Fähigkeiten entdeckt, sein Herz und das Heiligthum der Natur kennen lernt, und die ganze Welt seiner Einbildungskraft unterwürfig macht, um ihrer destomehr zu genießen.

Osez! Dieu fit le monde et l'homme l'embellit.
De Lille sagte es, Peter führte es aus.

Karl XII. . . . im Parallele . . .

Ich lasse den Vorhang fallen.

Wenn die Historiker und diejenigen, welche den Ruhm ihres Vaterlandes lieben, eilig den Namen Poltawa wiederholen, so werden die Liebhaber der Natur nie die Lage dieser Stadt im Osten vergessen; es scheint, daß der Genius des Friedens sie darum geschmückt habe, damit das Auge und das Herz nach einem blutigen Schlachtfelde in derselben ausruhen können. Die reizendste Ebene entwickelt sich am Fuße des Berges, und schließt sich auf der einen Seite an einem Hügel, auf welchem im Schatten des

Waldes ein Kloster schimmert; die Krümmungen einiger Flüßchen durchschneiden sie; man sieht eine Menge Heerden Vieh weiden; hier und da stehen reizende Wäldchen gleich gepflanzten Blumenbeeten; hinter dieser Landschaft sieht man ländliche Hütten, schöne Haine, im Strahl der Sonne glänzende Wiesen. Endlich wage ich es zu sagen, daß diese Aussicht eben so werth ist, die Reisenden hierher zu locken, als der Ruhm Peters des Großen.

Dort, auf der schönen Esplanade, setzte ich mich am grünen Ufer der Poltawka nieder, und wurde von der schönen Aussicht hingerissen; doch war die Natur nicht mein einziger Genuß. Hinter den entfernten Wäldern und Feldern träumte ich mir das glückliche Moskwa, wo sich alles, was meinem Herzen theuer ist, befindet. Ich saß mit dem Gesichte nach der Gegend gewandt, wo Moskwa liegt, und verfolgte mit neidischen Blicken die schnellen Wolken, welche nach Norden getrieben wurden — nahm endlich Abschied von Norden, und blieb allein in der Einsamkeit.

Ueber die Stadt, über ihre Gebäude, ihre Kirchen und den Dom habe ich euch nichts zu sagen.

Kleinrußländer und Kosaken wohnen hier meistens, auch hat man hier Juden genug. Diese letzteren wissen sich, ungeachtet des Hasses, womit sie verfolgt werden, dennoch durch erlaubte Mittel zu bereichern. Was vermag Verstand und Fleiß nicht!

Hingegen sind die Kosaken faul, arm und unwissend.

Sowohl in der moralischen als physischen Welt ist eine thätige Bewegung nöthig, um die Fähigkeiten des Lebens zu erhalten.

IV.

Ein zuverlässiges Mittel, die so schädlichen Wölfe von den Viehheerden abzuhalten.

Man halte bei seiner Viehheerde einen oder mehrere Esel, und kein Wolf wird es wagen, sich ihr zu nähern.

Mancher Leser wird hierbei lächeln, aber die Erfahrung ist der beste Beweis. Man höre also:

Vor einigen Jahren schenkte mir ein Bekannter einen Esel, den ich meiner Viehheerde beigesellte. Da der Wolf ihr fleißig zuzusprechen pflegte, so erzählten mir die Viehhüter nach ei-

nigen Tagen mit vieler Verwunderung, daß mein Esel einen Wolf mit großem Geschrei zuerst bemerkt, und eine Strecke Weges verfolgt hätte, worauf derselbe eiligst sich aus dem Stauze gemacht habe. Dieses war auch nachher jederzeit der Fall, so bald sich ein Wolf in der Gegend blicken ließ; wo der Esel mit gewaltigem Geschrei gerades Weges auf diesen Feind losgieng, und der Wolf auszog, als wenn er mit der Peitsche fortgejagt wäre. Da von diesem Esel einige Maulthiere gefallen sind, welche diese Tugend ihres Vaters geerbt haben, so ist dadurch die Aufsicht für meine Viehheerde vermehrt, und ich habe diese ganze Zeit über keinen Schaden durch Wölfe erlitten.

Auf mehreren Gütern, wo Esel sind, hat man eben dieselben Erfahrungen gemacht: Unter andern ereignete sich auf dem Gütchen Strassenhof ohnweit Riga im vorigen Jahre der Fall, daß zwei Esel, die bei der dasigen Viehheerde waren, einen Wolf so in die Enge zwischen Zäunen und Gebäuden trieben, daß er weder aus noch ein wußte. Als auf anhaltendes Schreyen der Esel die Leute hinzukommen, sehen sie, wie selbige vor einem Wolf stehen, der in einer Ecke hockt, und bloß vertheidigungsweise ihnen die Zähne zeigt, und um sich her schnapt; worauf denn der arme

Wolf mit leichter Mühe mit Knütteln todgeschlagen wurde.

Da nun bekanntermaßen unsere Bauernhunde selten von der Art sind, um einen Wolf abzuhalten, oder gar zu bezwingen, sondern vielmehr das Wild auszurotten, und die Reisenden anfallen; so wäre es gewiß für unsern Landmann weit vortheilhafter, statt der unnützen Hunde, Esel zu halten, die wenig zu unterhalten kosten, und noch dazu als Lastthiere gut zu gebrauchen sind.

Nun entsteht aber die Frage, ob nicht die Wölfe sich an die Esel und deren Geschrei gewöhnen, und sie zuletzt selbst anfallen werden, wenn sie häufiger hier im Lande eingeführt werden sollten?

Bis man nun hierüber hinlängliche Erfahrungen sammeln wird, würde ich denn doch immer rathen, statt der unnützen Hunde, lieber den Eseln die Bewachung der Viehheerden anzuvertrauen. Da diese Thiere schon auf einigen Gütern vorhanden sind, so würde deren Vermehrung ein Leichtes seyn, und man könnte überdem noch die so nützlichen Maulesel erziehen, die hier im Lande sehr gut gedeihen.

Kolzen im März 1805.

A. M.

V.

Der Traum.

Es war Nacht. Ein stürmischer Platzregen durchbrauste die Luft, und ich tappte in der undurchdringlichsten Finsterniß mit vorgestreckten Armen durch die Straßen nach meiner Wohnung zu, denn eben war der Ball, zu dem ich gebeten war, geendigt und die Gesellschaft ging aus einander. Dunkel war's, die Gassen der Stadt waren nach modernem Schnitt alle von einer Breite und Richtung, die Häuser alle unter einem fortlaufenden Dache — ich sah, daß ich mich verirren mußte. Das Einzige, was mich in dieser betäubten Lage aufrecht erhielt, war noch mein Zutrauen auf den innern Sinn, den mir, wie ich wähnte, ein geschickter Magnetiseur aufgeschlossen hatte, und dessen Unzuverlässigkeit ich weit entfernt war zu ahnden. Bald ward ich gewahr, wie wenig er untrüglich sei, denn auf einmal drängte mich's, trieb mich's vor einem Hause stehen zu bleiben, das ich für das meinige hielt. Ich öffne mit leichter Müß' die Thür, das Schloß fällt hinter mir zu, und auf einmal seh' ich mich an einem Ort, der mit meiner Wohnung bei einem ehrbaren Schneider gar nichts ähnliches hatte!

Etliche Wachskerzen, die dem Vorhaus und der Haupttreppe Licht gaben, ließen mich alles sehr deutlich und genau erkennen: statt der kahlen Wände, die meine Augen hier suchten, fanden sie überall Verschwendung der Pracht an Vergoldungen, Gemälden und marmornen Bildsäulen. Der Tausch war mir eben nicht unangenehm, und wollte mir gleich der Gedanke lästig werden, daß ich nicht hieher gehöre und leicht in Verdacht irgend einer bösen Absicht geräthen könne, so ließ ihn doch mein gutes Bewußtseyn und ein gewisser Hang zum Abentheuerlichen nicht aufkommen, den ich, dem Himmel und meiner lebhaften Einbildungskraft sei's gedankt! von jeher gehegt hatte.

Ich stieg denn wohlgenuth die Treppe hinauf, und, wie's denn nach den Gesetzen der menschlichen Vernunft so geht, indem ich immer aus einem Schluß auf den andern kam, so brachte ich nach und nach, wie ich meinte, ein treues Gemählde der Besitzer des Hauses hervor vom Kopf bis zum Fuß. "Noch nie, sagt ich z. B., hat ein Menschenfeind oder ein Geizhals so viel auf Bequemlichkeit und Pracht verwendet, der Herr vom Haus ist also gütig und freigebig. Alles ist hier so eingerichtet, daß man sieht, oft müsse des Nachts hier Gesellschaft seyn; wär er alt, so würde er mehr die

Ordnung lieben, also ist er jung, und, wie ich aus diesen Kunstwerken hier um mich herum sehe, Kenner, folglich sind seine Vergnügungen sehr verfeinert, folglich — — — " und wer weiß, wie weit mich das noch geführt, ob ich nicht seinen ganzen Finanzetat, die Zahl seiner Pferde und Bedienten zc. herausgebracht hätte, wenn ich nicht eben jetzt in tiefen Gedanken an eine Thür gerannt war, die sich sogleich öffnete und mir eine lange Reihe von Zimmern in prächtiger Erleuchtung zeigte.

Ameublement, Parquet, Sophas, Spiegel — alles zeugte von der studiertesten Eleganz und von Reichthum. Flüchtig durchstreiche ich Zimmer und Säle. "Vielleicht ist hier gar eine fröhliche Gesellschaft beisammen, sagt' ich mir, die, mit einigen Entschuldigungen zufrieden, mich an ihrem Vergnügen Theil nehmen läßt." Endlich stoße ich auf ein Boudoir. Ohne mich nur einen Augenblick zu besinnen, öffne ich's.

Auf einem Sopha lag eine Dame ausgestreckt, zu ihren Füßen ein Hündchen, in ihren Armen ein Papagai. Das war's, was ich zuerst sah', denn jetzt fielen mich ein Duzend Bologneser, die von ihren sammtnen Rissen aufsprangen, mit großem Gefläß an, eben so viel Papagaien bewillkomnten mich aus goldnen

Räufichten mit den ausgefuchtesten Schimpfwörtern, und dies betäubte mich so, daß ich kaum mehr wußte, ob ich lebe. Die Dame, die sich nach der Ursache all des Unfugs vermuthlich umgesehen hatte, fand meine Figur, die allerdings jetzt nicht in der schönsten Stellung war, so komisch, daß sie aus vollem Halse lachte. "Auch das ist gut, dacht' ich, als ich wieder zu mir selbst kam, lustige Leute werden nie recht böse, und meine Entschuldigung ist desto leichter gemacht."

Während sie fast vor Lachen erstickte, näherte ich mich ihr, erzählte die Begebenheiten dieser Nacht, und warf mich, als sie gar nicht aufhörte mit jener Nachlässigkeit, die man jetzt für ein so wesentliches Stück des guten Tons hält, in einem Armstuhl, der mich bereitwillig in seinen elastischen Schoos aufnahm.

"Ich wünsche von Herzen, antwortete die Dame, daß die Paar Stündchen, die Sie bei mir zubringen werden, nicht die unangenehmsten ihres Lebens seyn. Ich wußte daß Sie kommen würden, und wenn Sie mich so haben lachen sehn, so kam das daher, daß ich mir freilich Ihre Stellung bei dem Unerwarteten des Lärms dieser Thiere nicht so lebhaft vorgestellt hatte. Noch mehr, ich weiß auch wer Sie sind, und Sie brauchen Sich bei keiner

langen Erzählung aufzuhalten. Mich sollen Sie gleich kennen lernen: ich bin Ihnen das für die Gütigkeit Ihres so sonderbaren Besuchs schuldig, und, wenn ich so wenig Umstände mache, ehe ich zur Sache selbst komme, so schreiben Sie das, ich bitte, nur dem Mangel an Zeit zu, indem ich bald diese Stadt ganz verlassen muß!"

Daß mir die ganze Rede ein einziges Räthsel war, glaubt wohl jedermann ohne Widerrede. Ohnerachtet meiner natürlichen Herzhaftigkeit überlief mich doch ein kalter Schauer, denn jetzt merkte ich etwas unheimliches. Doch ermannete ich mich bald, voll Beschämung über mich selbst, und jetzt betrachtete ich die Dame genauer.

Sie war groß und majestätisch gebaut. Ihr Wuchs, der der Juno, wie ihr Gesicht das, der Venus. Ihr Alter schien mir jenes, indem die Unerfahrenheit des reisenden Mädchens dem süßen Unterricht der Natur weicht, und das erwachende Gefühl für noch unbekannte Freuden mit höherem Kolorit die Lilienwange färbt. Alles war an ihr im lieblichsten Ebenmaaß, ohne doch in's Steife des ängstlich Regelmäßigen zu fallen — nur das Aug', das Aug' paßte nicht zum Ganzen — kein Ragenaug' ist so gelb, und das Feuer, das drinn spielte, machte es

nur noch gräßlicher. Es hatte etwas Despotisches und Gewaltthätiges. Sein "ich will" war nicht hinter einem "ich bitte" versteckt, kurz, es paßte mehr in den Kopf einer Kanidia, als in diesen übrigens jener überirrdisch-schönen Cenei so ähnlichen.

Unstreitig hätt' ich, wenn sie mich zum Wort gelassen hätte, etwas Dummes gesagt, zum Glück fuhr sie fort "immer macht mir's viel Vergnügen Fremde oder Irrende so ein Stündchen zu sprechen, und meine Bekanntschaft ist vielleicht nie ganz unnütz, wär's auch nur um reden zu lernen, denn Richter, die wenigstens nicht für mich partheiisch waren, haben von jeher gestanden, meine Worte seyen lieblich und schön. Hört man das Ende davon manchmal nicht so gern als den Anfang, so ist's, denk' ich, des Hörers Schuld."

Ihre Stimme flötete so lieblich, der Ton ihrer Sprache hatte so viel lockende Anmuth, daß ich mich ganz der zauberischen Snyrene überließ, und, aus Furcht diesem süßen Taumel entrissen zu werden, meine Augen sorgfältig bewachte, daß sie nicht die ihrigen träfen. Aber was kann man gegen sein Schicksal? Unvermerkt hefteten sie sich auf ihr reizendes Gesicht. Unstre Blicke begegneten sich. Die ihrigen brannten, nicht wie die eines Menschen: Das

geheime Gelispel meines Herzens belehrte mich über die Gefahr, in der ich schwebte. Es pochte ängstlich, und ich konnte nicht fliehen, denn ich war wie angeschmiedet. Der wunderbarste Kontrast zeigte sich jetzt in jeder meiner Empfindungen, denn bei aller Furcht, die sich wirklich ganz meiner bemächtigt hatte, fühlte ich, daß ich mich doch nicht um eine Welt von ihr hätte trennen mögen, so sehr vereinigte sich jeder Reiz an ihr, den Eindruck zu heben oder doch zu lindern, den ihr Aug' auf mich machte.

"Noch errathen Sie mich nicht? sprach sie mit Lächeln (denn sie kannte die Lage meines Innern) und kaum wunderts mich. Man hat so lang nicht von mir gesprochen, daß es fast scheint, man habe meinen Namen sogar vergessen. (Immer wurde ich ängstlicher, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn, und kaum vermochte der Gedanke mich zu trösten, daß ich schuldlos in dies Haus trat, und nicht vom Glanz der Erleuchtung gelockt, noch bloß um Schutz gegen das schlechte Wetter zu suchen, sondern in der Meinung, es sei meine Wohnung.) Ich bin der Teufel, mein Freund, (und o! könnt' ich doch das schrecklich-komische des Tons schildern, den sie auf diese Worte legte) diese Thiere, die du um mich siehst, sind nur Maschinen, belebt durch Seelen wie die Dei-

nige — durch Menschenseelen. Theuer erkaufte ich sie, ich, der hochmüthigste Geist, durch Erniedrigungen, List und die höchste Anstrengung meines Verstandes. Von jeher war ich ein Bewohner dieser Erde — und zu was für herrlichen Thaten hat sie mir Stoff gegeben! — Immer verschwand ich nur anscheinend, und nur dann, wenn ein Abentheuer von mir zu viel Aufsehn gemacht hatte."

Jetzt wußte ich wo ich war. Meine Glieder waren gelähmt, ich konnte mich nicht bewegen. Mein Blut schien den Umlauf durch die Adern vergessen zu haben. Mit Zentnerlast warf sich's auf mein Herz es zu zermalmen. Alle meine Sinnen verließen mich, nur nicht der, des Gehörs.

"Dieser Erdball, fuhr er oder sie? fort, hat mir manchen Spas gewährt: die Schwäche der Menschheit im Kontrast mit ihrem Stolz hat mir immer ein köstliches Schauspiel geschenkt. — Tausend Seiten steht offen, Euch anzugreifen, indeß sich die ganze Macht Eures Geists an eine der unzähligen Pforten hindrängt, die zu dem Innersten Eurer Seele führen. Und eben dieser Euer Stolz, diese Eigenliebe, wie viel sicherere Wege sind sie mir gewesen, Euch beizukommen, als Temperament und Leidenschaften! Du siehst, ich bin auch ein

Stückchen Philosoph — doch die Zeit eilt, nur noch zwei Worte!"

"Die Zeit, die ich bei Euch verweile, eh' ich einen neuen Transport abwärts sende, macht jedesmal eine Epoche von zwanzig Jahren. Bis dahin sammle ich die Seelen, die ich erndtete, in allerlei Thiergestalten um mich her, und jede wird mir dann aus Schadenfreude und um nicht allein unglücklich zu seyn, ein neuer Angel für andre, je nach dem Maaß ihrer Fähigkeiten. Die verschlagensten und geschicktesten, die du z. B. diesmal hier in diesen Hunden und Papagaien vor dir siehst, vertheile ich von Zeit zu Zeit hier und da. Sie treiben ihre Missionen so eifrig, als je ein Jesuit auf der malabarischen Küste, und mit weit mehr Erfolg, weil sie versteckter wirken. Wie das zugehe, kannst du nicht erfahren: nur so viel! das Gebell eines Hundes sagt oft mehr, als man denkt."

"Kein Zeitpunkt ist fruchtbarer für mich an Eroberungen, als der, wo man gar nicht an mich denkt, wo man an meinem ganzen Daseyn zweifelt, wo endlich der menschliche Verstand (hier verzog sich ihr Mund zu einem böshaftern Lächeln) sich am größten und vollkommensten dünkt. Ich brauche dir nicht zu sagen daß der jetzt ist, und daß es mir nicht an Anhängern und rüstigen Werkzeugen meiner Absichten fehlt,

kannst du von der Gesellschaft aller Gesellschaften und von allen ihren unendlichen Unterabtheilungen erfahren."

"Meine Begebenheiten unter Euch sind unterhaltend und oft drollig genug, das glaube mir. Gazotte hat eine davon mit vieler Laune erzählt, das muß ich selbst gestehn, so sehr ich auch mit seiner Kühnheit unzufrieden bin, meine List so an den Tag zu stellen. Nur am Ende irrt er sich: die mitleidige Seele liefert den Senor Cavalleros noch seinem Reichtvater in die Arme, während ich ihn ganz wohlbehalten wo anders hingebracht habe. Nachher ward dieser Sünder Schoosshund der Geliebten des Gazotte, und so mag das Ding herumgekommen seyn. Vielleicht könnt' ich dir, wenn du mein Vertrauen zu verdienen suchst, in Zukunft dieß und jenes Geschichtchen Preiß gegeben, und weit interessantere als Biondetta, war's auch nur von meinem jetzigen Transport, worunter Fürsten, Priestern, Offiziere, Mönche &c. sich befinden, (ohne den Troß von Nachdruckern, falschen Münzern und dergleichen Gefindel zu rechnen,) die mir mitunter viel Mühe gekostet haben."

"Ich weiß nicht, warum man immer der Teufel sagt? ich bin doch wohl gewiß eigentlich ein neutrum, wenn's eins giebt, und eben

desßhalb siehst du mich hier als Dame. Wo so viel süße Herren sind als in A... kann ich diese Masquerade gar wohl brauchen, ich siege in dieser oder in einer andern: genug, wenn ich nur siege!"

Welch ein drolliges Ding ist's doch um das menschliche Herz! Ich hatte während dieser langen und im eigentlichsten Verstand damenhaften Rede wieder Muth bekommen. Entweder ich war getäuscht, oder ich täuschte mich vorsehlich, genug, ich sah' jetzt nur die Figur, die vor mir saß, nicht den Kern, den sie verbarg. Ihre Jugend setzte mich in Bewunderung, ihre Reize in Entzücken. Welcher Kontour! Welche Form! Welche Grazie in diesem Ganzen! rief ich außer mir aus: aber ach! welche schreckliche Augen!

Auf einmal wurden sie noch schrecklicher. Sie schossen Blicke auf mich, die mich zu zerschmettern drohten. Das ganze Zimmer ward von einem erstickenden Schwefeldampf erfüllt. In der größten Angst rettete ich mich zum Fenster hinaus, verrenkte die Hüfte, schrie vor Schmerz laut auf, und fand mich, da ich so erwachte, ganz ruhig in meinem Bett.

Wies möglich war, daß ich zu so einem unsinnigen und doch so zusammenhängenden Traum kam, habe ich nachher nur daraus erklären können, daß ich die so anziehende Erzählung

noch spät gelesen hatte, die in Schillers *Thalia* steht, von jenem deutschen Prinzen und den Magiern in Venedig. Wer einen ruhigen und gesunden Schlaf liebt, dem rath ich wohlmeinend diese oder eine ähnliche Lektüre nicht über den Tag hinaus zu verschieben, er möchte sie sonst mit eben so vieler Angst bezahlen, als ich.

R. Lehmann.

VI.

Wodurch wird die Güte eines Regenten dauernd und unerschütterlich?

„Die Menschen verdienen nicht, daß man ihnen Gutes thut!“ — So lautet der lähmende Gedanke, der sicher schon manchen der besten Regenten, wenn nicht zur Härte, doch wenigstens zur gleichgültigen Unthätigkeit verleitet hat. So nothwendig daher jedem Regenten die Menschenkenntniß ist, so nachtheilig kann und muß sie ihm werden, wenn sie einseitig ist.

Einseitige Menschenkenntniß nenne ich diese, welche uns Umgang, Erfahrung und Geschichte

lehren. Diese zeigen uns allerdings, daß die Menschen von jeher die weisesten und heilsamsten Anstalten und Gesetze selbst zerstört haben, und machen es leider sehr wahrscheinlich, daß die Menschen keinen Eufurg verdienen.

Allein der ächte Menschenkenner läßt sich von den Menschen, wie sie sind und waren, nicht abschrecken, sondern er benützt die traurige Erfahrung nur, um die Fehler seiner Vorgänger zu vermeiden, und die Menschen sicherer zu das zu machen, was sie vernünftigerweise werden sollen, und was sie auch natürlicherweise werden können.

Ist aber das Fortschreiten zur vollkommenen Menschheit nicht ein Ixionswerk?

Erstlich, wenn wir auch diese Frage unentschieden lassen müßten, würde es doch immer nöthig bleiben, unaufhörlich an Verbesserung der Menschheit zu arbeiten; denn sonst würde es immer schlimmer werden. — Zweitens, läßt sich an der möglichen Perfectibilität der Menschheit aus folgendem Grunde nicht zweifeln; nämlich: da die Vernunft dem einzelnen Menschen das Streben nach höchster Vollkommenheit, und die Beförderung desselben bei andern Menschen, zum nothwendigen Gesetze macht; so muß die fortschreitende Annäherung zu diesem Vernunftideale jedem Menschen, und

folglich auch der ganzen Menschheit, möglich seyn. Denn die Vernunft wäre mit sich selbst im Widerspruche, wenn sie etwas unmögliches zum Gesetze machte.

Warum hat aber bisher immer, trotz der Solone, die Wirklichkeit jener erwiesenen Möglichkeit widersprochen?

Die weisesten Gesetzgeber legten immer ihren Gesetzen das allgemeine Wohl zum Grunde; alle hatten sie bei ihrer Gesetzgebung das *Salus populi suprema lex* im Auge. Unter *Salus populi* dachten sie sich aber einen bestimmten Zustand, dessen Besitz sie dem Volke sichern, und zu dessen Erhaltung sie es durch ihre Gesetze zwingen wollten.

Allein da jeder einzelne Mensch eine besondere Idee vom Glücke hat, und jeder auf seine eigene Weise glücklich seyn will, so läßt sich unter Nationalglück oder allgemeines Wohl nichts anders denken, als: "Die jedem Individuum des Staates zugesicherte Freiheit, sich auf rechtmäßigem Wege, nach seiner eignen Empfind- und Denkweise, glücklich zu machen."

Hieraus erhellet nun, daß das Nationalglück nur das Resultat der Gesetze seyn könne, nicht aber die Grundlage derselben; daß jede Konstitution, welche dem Volke ein

bestimmtes Glück aufdringen will, von keiner Dauer seyn könne.

Soll aber besagtes Nationalglück aus den Gesetzen resultiren, so muß ihnen folgendes Prinzip zum Grunde gelegt werden; nämlich: "Nichts sei verboten, was die Vernunft nicht verbietet; nichts werde befohlen, was die Vernunft nicht befiehlt."

Können aber Staatsgesetze mit den Vernunftgesetzen immer gleichen Schritt halten?

Politische innere und äußere Verhältnisse können und müssen allerdings oft die Vernunftgesetze modificiren, aber nie müssen sie dieselben annulliren. — Wird der weise Regent von unvernünftigen Unterthanen und Nachbarn zu Maaßregeln gezwungen, die dem Scheine nach nicht vernunftmäßig sind, so macht er sich folgendes zur Maxime: "Ich zwinge mein Volk zu allem, was es von selbst thun würde, wenn es Staatsklugheit mit Moralität verbände, und wenn es einen berechtigten Begriff vom Glücke hätte."

Läuft aber der Regent hier nicht Gefahr selbst eine falsche Vorstellung vom Glücke seines Volkes zu haben, und dadurch wieder in dem besagten Fehler aller seiner Vorgänger zu verfallen?

Erstlich darf, wie gesagt, keine Glücksrücksicht irgend ein Gesetz veranlassen, das den Grundsätzen der Vernunft widerspricht; zweitens denkt sich der Regent unter Glück nicht einen bestimmten äußern Besitz, sondern einen innern Zustand des Menschen. — Sein Ideal des Glücks nämlich ist der höchste Grad sinnlicher und moralischer Genußfähigkeit; *) denn je näher der Mensch diesem kommt, desto glücklicher ist er in jeder äußern Lage. Jedes menschliche Verhältniß ist reich an Genüssen, wenn wir zu genießen wissen; Honig saugen wir dann aus denselben Pflanzen, die dem ungebildeten Gift sind.

Vermöge dieser Vorstellung vom Glücke nun giebt der Regent solche Gesetze: 1) welche jedem Individuum die Möglichkeit sich immer genußfähiger zu machen erleichtern; 2) welche den Trieb zur Erlangung dieser Genußfähigkeit erregen; 3) welche die Möglichkeit, das

*) Da die höchste Genußfähigkeit auf die ästhetische Vereinigung der Sinnlichkeit mit der Vernunft beruhet, und diese Vereinigung die höchste Weisheit voraussetzt, so kann sie nur, wie jedes Ideal, als Strebepunkt, dem man sich immer nähern muß, nicht aber als erreichbarer Zweck, gedacht werden.

rechtmäßige Fortschreiten zu hindern, physisch beschränken.

Sind dies die Grundsätze, welche den Regenten leiten, so ist die Dauer seiner Güte gesichert; denn er wird nie aufhören den Menschen Gutes zu thun, weil sie es nicht verdienen, sondern er wird sich immer bestreben, sie des Guten fähiger und würdiger zu machen.

VII.

Vermischte Neuigkeiten.

Moskwa d. 10. April 1805.

Das Feld der Literatur ist im letzten Viertel des vergangenen Jahr's und noch bis jetzt unfruchtbar gewesen; von Original- Werken ist fast nichts erschienen, was Erwähnung verdiente. Ein geographisches Lexicon des russischen Reichs, welches auf Pränumeration von Herrn Schtschekadow herausgegeben wird, und von dem schon 3 Theile bis zum Buchstaben M gedruckt sind, ist zwar vollständig, aber in manchen Stücken zu weiterschweifig, besonders in den Anzeigen der Klöster. Die merkwürdigsten Erscheinungen im Fache der Uebersetzungen

sind ungefähr folgende: 1) Voyage du jeune Anacharsis (meisterhaft übersezt von dem Hrn. Professor Strachow). 2) Die Braut von Messina, von Schiller; Abbe Milotts Weltgeschichte; Macartneys Gesandtschaftsreise nach China. Bruchstücke ausländischer Literatur, (enthält unter andern: Lichtenbergs Beurtheilung über Hogarts Mariage á la Mode, den Genius von GroÙe, und einige Stücke aus Schillers Thalia); einige Romane von August Lafontaine, als Fedor und Marie, der Landprediger u. s. w. wovon aber die meisten nach dem Französischen übersezt sind. An Zeitschriften fehlt es nicht, doch Karamsin's und Ismailow's Feder ruhen; es kömmt zwar noch alle Monat ein Journal unter dem Titel: der Verkündiger oder der Bothe Europens (westnik Evropii) heraus, aber Herr Karamsin hat nichts mehr damit zu thun, und der Patriot von Ismailow, eine Zeitschrift, die für Erzieher und die Jugend bestimmt war, und die ihrer Einrichtung und Bestimmung nach gewiß Aufmunterung verdiente, ist ganz geschlossen. Von denen jezt herauskommenden Zeitschriften ist das politische Journal das interessanteste, obgleich auch nur für Politiker. Außerdem erscheinen noch der nordische Bothe (sewernci westnik); Neuigkeiten der

russischen Literatur (nowosti rossiskoi Literaturi). Das Journal der Liebenswürdigen (Jurnal dlja Millich) spielt mit Seufzern, Schmetterlingen, Acrostischen 2c. 2c.; der moskowische Courier, ein Wochenblatt (dieser Courier ist bereit seine Mühe abzunehmen und sich zu empfehlen, wenn er mißfällt; und wahrlich es wäre hohe Zeit). Auch kommt ein Journal in französischer Sprache heraus unter dem Titel: Journal de Varietés.

Die hiesige Universität erhebt sich nach der neuen Organisation immer mehr und mehr zu ihrem Flor, und der Protektor derselben, Se. Excellenz der Herr Geheimerath v. Murawiew, zeigt bei allen seinen Vorschlägen und bei allen Verfügungen, die zum Besten der Universität getroffen werden, eben so viel Klugheit und Talente als auch warmen Eifer für die gute Sache, und dieser belebt auch die Herren Professores, die bei der Universität angestellt sind. So halten einige von ihnen öffentliche und Privat-Vorlesungen, wodurch den Wißbegierigen ein neues Feld zur Bereicherung nützlicher Kenntnisse eröffnet ist. Von diesen Vorlesungen nächstens ein mehreres; für jetzt nur folgende Notizen nach den eben vor mir liegenden Ankündigungen.

Der Herr Professor Schlözer liest zweimal die Woche, in französischer Sprache, über

das Natur- und Völkerrecht nach einem von ihm herausgegebenen Werk: *Principes elementaires du droit naturel*, und einmal die Woche, in deutscher Sprache, über die Geschichte der brittischen Inseln nach einem von ihm verfertigten historischen Atlas derselben. — Der Herr Professor Buhle hat Vorlesungen in französischer Sprache über das Studium der Antiken (Archeologie) angekündigt, welche aus vier Theilen bestehen werden:

I. Die Künstler-Mythologie.

A. Von der Mythologie überhaupt.

Von dem Ursprung der Mythologie bei den alten Völkern. — Auf welche Art die Mythologie ein Gegenstand der bildenden Künste und der Dichtkunst geworden. — Von den drei Gesichtspunkten, aus denen die Mythologie betrachtet werden kann: a) Historische Mythologie (Auseinanderlegung der Fabeln und Mythen, die sich auf Traditionen der Egyptier und der Völker des alten Griechenlands, auf die Geschichte und die Heldenthaten ihrer Vorfahren, gründen); b) Philosophische und religiöse Mythologie (Fabeln und Mythen die aus groben Begriffen über den Ursprung der Schöpfung und die besonderen Wirkungen in der Natur entstanden); c) Poetische und Künstler-Mythologie. Diesen Gesichtspunkt besonders wird der Herr Professor in seinen Vorlesungen auseinanderlegen.

B. Von der Mythologie der verschiedenen Völker des Alterthums, insbesondere:

- a) Mythologie der Egyptier. — Einfluß derselben auf den egyptischen Styl in den Werken der Kunst.
- b) Mythologie der Griechen. —
- c) Mythologie der Hetrusker. — Ursprung des hetrurischen Styls in Werken der Kunst.
- d) Mythologie der alten nordischen Völker (Scandinavien). — Reflexionen über die Frage: warum die Scandavier bei einer Mythologie, die reich an Fiktionen und an hoher Poesie war, doch keine Künste gehabt haben? —

C. Mythologische Literatur.

II. Künstler-Philosophie.

Auseinanderlegung der Grundsätze, die bei Beurtheilung der Werke der Kunst, bei der Wahl und Ausführung derselben zur Richtschnur dienen müssen.

- A. Vom Gefühl des Schönen, so aus der Betrachtung der Meisterstücke der Kunst entspringt. — Vom Ideale des Schönen. — Uebereinstimmung des Schönen mit andern ästhetischen Eigenschaften. — Was ist der gute Künstlergeschmack — und giebt es einen, der durchaus als Gesetz angenommen werden könnte? — Von den Manieren in der Kunst u. s. w.

B. Literatur, die Künstler-Philosophie betreffend.

III. Künstler-Geschichte.

A. Geschichte der Bildhauerkunst.

- a) Bildhauerkunst der Egyptier. — Erfindung der Bas-reliefs. — Epoche des reinen ägyptischen Styls. — Veränderungen in demselben, so durch den Einfluß des griechischen und Etrurischen Styls hervorgebracht wurde. — Ursachen der Mittelmäßigkeit dieser Kunst bei den Egyptiern.

Literatur.

- b) Von der Bildhauerkunst der Griechen. Merkwürdige Epochen der Fortschritte derselben.

1. Von den ersten Spuren der Bildhauerei bis zur Beendigung der persischen Kriege (3470 Olympiade LXXIV). — Charakter dieses Zeitalters; merkwürdige Produkte dieser Kunst in dieser Epoche.

2. Von Beendigung der persischen Kriege bis zu dem Tode Alexanders des Großen (3627 Olymp. CXIV.). — Blühendster Zustand der griechischen Bildhauerkunst. — Berühmteste Künstler, und ihre Werke.

3. Von dem Tode Alexanders des Großen bis zur Aufhebung der atheniensischen Ligue (3858 Olymp. CLVIII.). — Ursachen des Verfalls der griechischen Bildhauerkunst.

Literatur.

C. Von der Bildhauerkunst der Römer.

Zustand der griechischen Künstler bei den Römern. Verbindung des griechischen Styls mit dem Etrurischen. — Etrurische Vasen. — Murrhinsche Vasen (vasa murrhina).

Literatur.

Von der Bildhauerkunst der Christen. — Ursprung des byzantinischen Styls.

B. Geschichte der Malerern.

- a) Ursprung der Zeichenkunst und der Malerern bei den Egyptiern.
- b) Zeichenkunst und Malerern bei den Griechen. — Monochrammen. — Aelteste Gemählde. — Fortschritte der griechischen Malerern. — Die vorzüglichsten Künstler und ihre Werke. — Mängel in der griechischen Malerern.
- c) Petrurische Malerern bei den Römern.
- d) Mosaische Malerern.

C. Geschichte der Gravirkunst.

IV. Künstler-Topographie.

Anzeigen der berühmtesten Antikensammlungen in Europa, und historische und kritische Beschreibung der merkwürdigsten darinnen befindlichen Werke der Künste.

Der Herr Professor Buhle ist auch Redakteur einer gelehrten Zeitung, zu deren Herausgabe sich die Herren Professores der Universität verbunden haben. Der Zweck derselben ist die Bekanntmachung und Recension der merkwürdigsten Erscheinungen und interessantesten Produkte der russischen und auswärtigen Literatur. Alle Sonnabend kömmt ein Bogen von derselben in groß 4. mit den moskowsischen Zei-

tlungen heraus, und wird noch ein Bogen Beilage hinzugefügt, worin alle, dem Publikum interessant seyn könnenden Nachrichten die Universität betreffend, mitgetheilt werden, so daß diese Beilagen gleichsam die Annalen der Universität ausmachen.

Dem Vorschlage oder Wunsche Sr. Excellenz des Herrn v. Murawiew's zufolge, und von patriotischen Eifer beseelt, haben sich die Herren Professoren der Physik und Arzneigelehrsamkeit auch zu einer Gesellschaft verbunden, die unser menschenfreundlicher und Aufklärung verbreitender Kaiser, unter dem Namen einer Medicinisch-Physischen Gesellschaft der moskowischen Universität, bestätigt und unter seinem Schutze genommen hat, indem Er zugleich bestimmte, daß alle Abhandlungen, die diese Gesellschaft drucken läßt, auf Kosten der zum Unterhalt der Universität bestimmten Summe, gedruckt werden sollen; im Gegentheil alles, was aus dem Verkauf dieser Schriften gelöst wird, zum Kapital der Gesellschaft zu schlagen sey. Die Werke dieser Gesellschaft werden unter dem Titel: 1) Medicinisch-Physisches Journal, in russischer Sprache, 2) Acta societatis in lateinischer Sprache herauskommen. Auch sind folgende Preisaufgaben gegeben:

- 1) Eine kurze und deutliche Geschichte der Veränderungen zu liefern, denen die Theorie und Praxis der Heilkunde, seit Hyppocrates Zeiten bis jetzt, unterworfen gewesen, und in einer ununterbrochenen Folge das gegenseitige Verhältniß der Theorie und Praxis anzuzeigen, wie auch ihre stufenweise Fortschritte und die verschiedenen Systeme oder Methoden der Heilkunde, denen mehrere berühmte Aerzte, seit Anfang der Arzneykunde bis jetzt, gefolgt sind, zu beschreiben. — Für das beste Werk über diese Aufgabe, ertheilt der Protector der Universität und Ehrenmitglied der Gesellschaft, Se. Excellenz Herr v. Murawiew, eine goldene Medaille, 200 Rubel an Werth. — Die Werke müssen spätestens zum Juny Monat 1806 der Gesellschaft überliefert werden.
- 2) Eine kurze Geschichte der neuesten Chymie zu liefern, worin alle neueren Entdeckungen, die in dieser Wissenschaft seit Herrn Lavoisier und seinen Nachfolgern statt gefunden, angezeigt, und der Einfluß, die Veränderungen und der Nutzen, den sie in der Physik, Medizin und in den Künsten hervorgebracht haben, auseinander gesetzt werden. — Die Antworten werden zum December 1805 eingeschickt, und für das beste Werk ertheilt der Professor ordin. der Naturgeschichte, Herr Antonshin, eine goldene Medaille 175 Rubel an Werth.
- 3) Die Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus, die sich bei der chymischen Synthesis und Analysis der Körper äußern, nach den neuesten Versuchen darin zu untersuchen und zu beschreiben; wie auch anderweitige Erscheinungen, die die Elektricität bei chymischen Versuchen hervorbringt, auseinander zusehen. Die Schriften über diese Aufgabe werden zum Juny Monat 1806 eingeschickt, und das beste Werk erhält von dem

Präsidenten der Gesellschaft, dem Professor der Anatomie Herrn Kereszturi, die Prämie einer goldenen Medaille 175 Rubel an Werth.

4) Eine Methode oder Anweisung für junge Aerzte zu entwerfen, wie sie im Fall einer neuen Epidemie zu verfahren haben, um sowohl sich selbst als auch anderen Nutzen zu schaffen. Die Prämie ertheilt der Professor der praktischen Arzneykunde Herr Politkowsky, und besteht in einer goldenen Medaille 175 Rubel an Werth.

5) Welches sind die heilsamsten Mineral-Wässer in Rußland? in was für Krankheiten können sie Nutzen bringen, und in welchen zum Schaden reichen? — Zur Auflösung dieser Aufgabe, wird erfordert: 1) daß die Beschreibung, wenigstens eines der Mineral-Wässer, sich auf eigene Erfahrungen, die der Verfasser an Kranken gemacht, gründe, und das die chymische Zerlegung derselben in ihre Bestandtheile, so wie auch die Orte, wo die Wässer sich befinden, angezeigt werden. 2) Je mehrere Quellen beschrieben werden, desto mehr Vorzüge werden der Schrift beigemessen. Die Prämie, die der Professor der Hebammenkunst und ordentliches Mitglied der Gesellschaft, Herr Richter, ertheilt, besteht in einer goldenen Medaille 175 Rubel an Werth. Die Antworten werden spätestens im Juny 1806 eingeschickt.

Alle Beantwortungsschriften können in lateinischer, russischer, deutscher, französischer oder englischer Sprache abgefaßt seyn, und werden an den Präsidenten der Gesellschaft, Herrn Kollegienrath v. Kereszturi, eingesandt.

Die Fastenzeit ist ergiebig an Konzerten aller Art gewesen. Den Anfang machte Herr Häzler und Herr Denkler mit dem großen Oratorium von Haydn: Die Schöpfung, und Kenner und Liebhaber waren vollkommen befriedigt.

Die Aufführung der vier Jahreszeiten von Haydn, unter Direktion des Herrn Kertzelli, mißglückte. — Die übrigen Konzerte verhallten bei Erscheinung der Madame Mara. Diese berühmte Künstlerin hat hier drei Konzerte gegeben, und es ist wohl nicht erst nöthig ein Urtheil zu fällen, da die Talente dieser Sängerin allgemein bekannt sind. Die Erinnerung ihrer hohen Kunsttalente und ihr Name, füllen noch jetzt die Seele ihrer Verehrer mit allem Entzücken.

Seit dem Anfange der großen Fasten ist auch das Panorama von Paris hier aufgestellt und wird häufig und oft besucht. Kunstverständige schenken dem Werke ihren Beifall, und ich muß gestehn, daß ich's selbst mehreremal mit vielem Vergnügen gesehen habe. Die Perspektive und das Kolorit sind meisterhaft beobachtet und die Täuschung, die das Ganze bei einigem Verweilen hervorbringt, unbeschreiblich.

Die deutsche Bühne ist während der stillen Zeit nicht geschlossen gewesen. Die Vorstellungen

gen von einigem Belang waren: Die Donau-
Nymphen 1ster und 2ter Theil, und Ham-
let nach der Schlegelschen Bearbeitung.
Ueber die Idee, den Hamlet aufzuführen,
braucht man wohl nichts zu sagen; denn was
darüber bemerkt werden könnte, leuchtet wohl
jedermann ein, und ich würde diese Vorstel-
lung auch gewiß mit Stillschweigen übergangen
seyn, wenn nicht Mademoiselle Stein als
Dphelia Erwähnung verdiente. Sie spielte
diese Rolle mit einer Kunst, die unwider-
sprechlich von ihrem Talente zeigte. Die Sce-
nen, wo sie als Wahnsinnige erscheint, sind ihr
Triumph. Ohne alle Uebertreibung, indem sie
ganz der Natur getreu, das leidende schwer-
müthige Mädchen, dessen Herz von wider-
sprechenden Gefühlen gefoltert und von man-
nigfaltigen Stürmen zerrissen wird, darstellt,
erweckte sie in der Seele des Zuschauers jenes
schauerlich wehmüthige Gefühl, daß der An-
blick einer solchen Leidenden gewiß in jedem
fühlenden Menschen rege macht, und — nicht
lautes Händeklatschen, sondern tiefe Stille und
Thränen, die selbst Männeraugen befeuchteten,
waren ihr Lohn.

St. Petersburg d. 9. April 1805.

Die diesjährigen Fasteu waren reich an Konzerten aller Art. Am vorzüglichsten glänzten Herrn Kode's, und des jungen Herrn Berwald's Benefice, die Schöpfung von Haydn und das Requiem von Mozart. Ersteres wurde bei einem sehr vollen Hause im großen Theater gegeben, wo Herr Kode sein Talent im vollem Maaße zeigte und den größten Beifall einärndtete. Mademoiselle Pausersang in diesem Konzert ein Duett mit dem italienischen Sänger Ronconi mit vielem Beifall. — Die Schöpfung und das Requiem wurden in dem großen Saale der philharmonischen Gesellschaft zum Besten der musikalischen Wittwen-Kasse gegeben. Die Entreebillets kosteten 5 Rubel und die Einnahmen, besonders letztere, waren sehr ansehnlich. Diese Anstalt, die nunmehr von Sr. Kaiserl. Majestät bestätigt worden ist, hat durch die Thätigkeit der Mitglieder derselben sehr gewonnen, und der Fond derselben sich durch die bestimmten Beiträge sehr vermehrt. Einige Wittwen verstorbener Musiker sollen bereits anständige Pensionen erhalten. Die Gesellschaft besteht aus der Kaiserl. Kapelle und den sämtlichen hier anwesenden Tonkünstlern und Musikfreunden. Der von dieser Gesellschaft im Ruf-

sonnikowschen Hause an der Kasanischen Brücke gemiethete Saal ist sehr geschmackvoll, und das Orchester selbst sehr bequem eingerichtet. Ein sehr großer, von dem hiesigen geschickten Bronzierer, Herrn Fischer, prachtvoll verfertigter Kronleuchter erleuchtet den Saal. In der Mitte desselben ist eine Base, worauf man Harmonia liest, und die Attribute der Musik in vergoldeten Figuren sieht. Durchreisende Künstler können diesen Saal zu Konzerten zur Miethe erhalten, welches für sie viele Bequemlichkeit hat, da es immer mit Schwierigkeiten verbunden ist, das Theater dazu zu bekommen; auch kann dieser Saal zu jedem andern anständigen Gebrauch gemiethet werden. Man behauptet allgemein, daß die Schöpfung nie so vollkommen hier aufgeführt worden ist, als diesmal; mehr denn 200 Personen machten das Orchester aus. Das Konzert des jungen Herrn Berwald war gleichfalls in dieser Saale und sehr besetzt. Dieser junge Künstler erndtete allgemeinen Beifall ein. Er ist, wie bekannt, in Kaiserl. Dienste aufgenommen.

Herr Hübsch und Herr Haltenhoff gaben ohnlängst gleichfalls Konzerte zu ihrem Besten auf dem deutschen Theater; allein sie waren wenig besucht, und letzteres besonders leer, so daß kaum die Kosten herausgekommen seyn können.

Die musikalische Gesellschaft gab in diesen Fasten den Mitgliedern derselben gleichfalls recht oft Konzerte.

Der junge Violinspieler Jerscheff, ein junger Mann von vielem Talent, der auf Urlaub nach Moskau gereist war, ist daselbst an den Folgen einer schweren Krankheit gestorben.

Es heißt, daß nunmehr das deutsche Theater in Kaiserl. Sold genommen, und das Italienische seiner Kosten wegen, verabschiedet worden ist. Die Krone wird die Schulden des deutschen Theaters bezahlen. Madame Lamiral soll beim Kaiserl. Theater als zweite Tänzerin und Herr Lamiral als Fechtmeister bei der Theaterschule angestellt seyn.

Seit einigen Tagen zeigt ein neuer Physiker, Herr Slawânin, verschiedene Experimente. Ein Mann, der einen Haufen abgerichteter Vögel hat, die nach der Ankündigung bewunderungswürdige Stücke machen sollen, scheint seine Rechnung hier nicht zu finden, denn es erscheint keine Affiche mehr von ihm.

Der hier gewesene und nun aus Moskau zurückgekommene Abbé Bal, Professeur de Physique amusante, giebt hier wieder Vorstellungen.

Der bekannte General des Jesuiten-Ordens, Pater Grubet, ist plötzlich gestorben, und den 29. März feyerlich aus der großen katholischen Kirche begraben worden.

Herr Robertson kündigt zu dem 11. April, wenn das Wetter günstig ist, die Luftfahrt seines Schülers an, der sich dann auf einer gewissen Höhe mit dem Fallschirm herunterlassen wird. Er zeigt noch immer seine sogenannte Kinetorographie.

Der Sänger Wunder, welcher hier wieder angekommen ist, gab gleichfalls ein Konzert, worin sich auch die Fagotisten Gebrüder Preumener hören ließen, die vielen Beifall einbrachten. Uebrigens war es meist leer.

Seit kurzem ist mit kaiserl. Erlaubniß in dem großen Saale des ehemaligen gräfl. Woronzowschen, jetzt Johanniter-Ordenshause, ein historisches Panorama, welches den Uebergang der russischen Armee am 24. Sept. 1799 über den St. Gotthards-Berg unter den Befehlen des Marschalls Fürst Souwarow, vorstellt, öffentlich für einen Silber-Rubel Entree zu sehen. Es ist ein Oehlgemälde von 96 engl. Fuß Länge und 24 Fuß Höhe. Die Figuren sind in Lebensgröße, nur keine Portraits, und das Gemälde selbst gewährt einen herrlichen Anblick; nur schade, daß die interessanteste Partie, die Einnahme der Teufels-Brücke, nicht deutlich genug zu sehen ist. Entweder hat das Gemälde an dieser Stelle durch den Gebrauch gelitten, oder vielleicht ist die Erleuchtung dieser Stelle im Saal nicht gut; genug diese Partie ist die undeutlichste und scheint ganz verwischt zu seyn. Die Ansicht des Kantons Unterwalden, der Gebürge Engelberg, der Capelle Wilhelm Tells, ist die schönste Partie dieses Gemäldes. Die Kosaken sind gleichfalls sehr gut vorgestellt.

Nordisches Archiv.

Monat Juny

1805.

I.

Epistel eines Braminen

an.

den Zarewitsch Ehlor,

und

Hymne an die Sonne.

Aus dem Russischen des Herrn von Derschavin
übersetzt.

Felizens Enkel, liebevoller Sohn
Der edelsten der Mütter, schöner Ehlor!
Der Brüder und der Schwestern treuer Freund,
Der holden Gattin zärtlicher Gemahl! --
O Du, deß Blick und Miene und Gestalt,

Die Kraft des Herrscher: und des Heldenstamms,
 Dem Du entsprossen bist, bezeugen — Du,
 Der Du ein größ'rer Freund vom alten Volk .
 Der Tatar'n bist, als selbst der Horde Chan — —
 Vernimm, o Völkerhirt, herabgesandt
 Vom Himmel, einem Seraph gleich, zum Heil
 Der Sterblichen — vernimm, was hochehfreut,
 Und unter tausend Segenswünschen Dir
 Der Sonne Sohn, was Dein Bramin Dir schreibt! —

Zu den Bewohnern Caschemirs erscholl
 Die Kunde jüngst, daß Zoroasters Geist
 Auf diesem Erdenrund erschienen sei,
 Und sich, im traulichen Verein, mit Dir,
 O Ehlor, auf einen Thron gesetzt, damit
 Ihm mög' ein Strauß von Tugenden entblühen,
 Von welchen man dort nie gehört hat.

Man sagt, Du seyst ein Herrscher, wie die Welt
 Noch keinen sah — ein Schönheitsideal
 Des Körpers und der Seele; doch der Glanz,
 Der Deine Tugenden, o Ehlor, umstrahlt,
 Erhebe beider Schönheit noch: man sagt,
 Du wollest als der Herrscher mächtigster
 Gefürchtet seyn; doch nicht durch Schrecken, nein,
 Durch Liebe nur: Du strebest groß zu seyn
 Durch Deiner Völker Glück, nicht durch Dein Schwert,
 Und nicht durch blutige Eroberung.

Man raunt sich gar ins Ohr, als haltest Du
 Die Allgewalt selbstherrscherischer Macht,
 Die Du in Händen hast, nur für Gewalt,

Die selbst sich Recht verschafft; auch habest Du
 Nicht selten gar die Grille, der Regent
 Sey des Gesetzes erster Wächter und
 Vollzieher, zeigest durch Dein Beispiel auch,
 Daß Du des Volkes wegen lebest, es
 Nicht glaub'st, das Volk sei Deinetwegen da;
 Du aber selbst erhaben über das
 Gesetz; daß Du die Schmeichler und den Schwarm
 Der Pascha's, Murfa's und Bessirs, die selbst
 Am Boden kriechen und gebieterisch
 Dennoch verlangen, daß sich Jedermann
 Tief vor sie bücke, die mit ihrer Faust
 Die kleinen Fliegen unbarmherzig schier
 Zerdrücken — nicht belohnst, nicht liebest und
 Nicht duldest, ihnen nicht als einen Gott
 Dich zeigest, der einher auf Fürsten geht;
 Daß Du vielmehr als Mensch mit Deinem Volk
 In einer Reihe wandelst, daß Du nicht
 Den heil'gen Staub von den Pantoffeln der
 Graubärt'gen Musti's, Imans, Derwische
 Abwischest, ihre Stimme nicht für die
 Des Korans haltest, nur in Dir allein
 Die Kraft und Würde fühltest, die den Geist
 Unsterblich macht, und Nachsicht gegen die
 Verirrungen der schwachen Sterblichen
 Bezeigest; das Gewissen und Gesetz
 Vereinigst, und als ein guter Hirt
 Es nicht gestattest, daß in's Klettenkraut
 Die Schaaf' geh'n, damit nicht selbst der Rest
 Der Wolle hängen bleib' am scharfen Dorn.

Auch sagt man allgemein, es neige sich
 Dein Ohr stets zu der Stimme Deines Volks;
 Mit tausend Augen sehest Du; Dein Geist,
 Stets wirksam, wandle überall umher,
 Erscheine in unzähliger Gestalt,
 Zu retten die bedrückte Unschuld, zu
 Erfreun den Leidenden mit Trost und Heil;
 Auf tausend Wegen spendest Segen Du
 Durch Deine milde Macht; der Sonne gleich,
 Die ihre Strahlen allbelebend durch
 Die Schöpfung geußt, erwärmest Du die Welt.

Du gebest auch Gelegenheit, Dich stets
 Zu sehen und zu sprechen, lässest an
 Dich schreiben, gebest zu, daß Dummheit selbst
 Und Bosheit sich gedruckt der Welt zur Schau
 Ausstellen, daß in Trödelbuden man
 Mit dem Verstande handle; und gewahrst
 Du einen Fuchs einmal in Schaafsgestalt,
 So heißest Du, nicht dulndend solche Brut,
 Vertreiben ihn vor Deinem Angesicht.

Und endlich sagt man, seyest Du wunderbarlich
 Genug, als Chan zu glauben, daß das Kleid,
 Welches Du trägst, nicht Dir, daß es dem Volk
 Gehöre; daß Du, mäßig im Genuß,
 Nicht schwelgerische Mahle gebest, und
 Des Staates Schätze nicht verschwendest; daß
 Im Garten Du bisweilen insgeheim
 Lustwandeln, Blumen pflückest; doch mit Geld
 Nicht um Dich werfest, und besonnen stets,

Dich niemals übereilest, immer schön
 Und fest und sicher nähest, daß die Nacht
 Nicht wieder darf getrennet werden; *) auch
 Den Glauben habest, daß des Hauses Wohl
 Nicht durch der Zinsen Zahl bestehe, die
 Die Kasse füllen, sondern durch die Hand
 Gedeihe, die sie auszugeben hat.

So möge gütig denn der himmlische
 Dromages Dich, deinen Harem und
 Den grauen Divan samt den Horden, die
 Du zählst zu Deinem Zarischen Gebiet,
 Beschützen, und der Engel Infardarmas stets
 Dein Haupt mit seinen sanften Fittigen
 Bedecken, nie sein waltend Auge von
 Dir wenden, Deines Gürtels Knoten fest
 Verschürzen, daß er nimmer löse sich,
 Damit Dein Feuer nie verlösche, nie
 Verwalle seiner Wohlgerüche Duft!
 Ich aber, von dem Zauber Deines Blicks
 Und Deiner Tugenden ergriffen, weihe dem
 Erhabnen Stern, vor dem anbetend ich
 Mich niederwerfe, diesen Hochgesang;
 Denn alles, was er Schönes, Herrliches
 Und Gutes hat, vereinigst Du in Dir. —

So preist man Dich, o Ehlor, so wird im Buch
 Des Schicksals und der Zeit Dein Name stets

*) Ein russisches Sprüchwort.

Gepriesen werden, und die Nachwelt nennt
Ihn ehrfurchtsvoll noch nach Jahrtausenden.

Doch sollte je sich Neid und Eifersucht
Mit ihrem scheelen, gift'gen Schlangenblick
Uns nähern — o so laßt uns ihnen gern
Verzeihen, und die Armen mitleidsvoll
Bedauern, daß Ariman's Brücke sie,
Gleich einem Fels, von unsern Laren trennt!

Hymne an die Sonne.

O du, des Weltalls Seele, getreues Bild
Des Erw'gen! Nieversiegender, reiner Quell,
Dem ewig aus des Aethers Höhen
Ströme des Lebens und Lichts entstrudeln.

Vergönn', o Sonne, daß ich begeisterungsvoll
Dem Glanze deines blendenden Angesichts
Entgegenblickend, dir, o Lebens-
Spenderin würdig ein Loblied finge!

Erscheine freundlich, Fackel der Sphären mir,
Entzünd' dein göttlich Feuer in meiner Brust,
Geuß deine Glut durch meine Leyer,
Daß sie dir, Herold des Lichts, ertöne;

Daß, wie des Himmels Lyra, sie thue dir,
Daß in die Fern' erschalle der Hochgesang,
Und laut die Erde und der Abgrund,
Und der Orkan dein Lob wiederhalle!

Als du, umwallt vom Purpur des Morgenroths,
Zum erstenmal den azurnen Thron bestiegst:

Da glänzten rings von deinem Golde,
Auge der Welt, die erwachten Hügel.

Und schnell entfloß die Nacht mit dem Sturm und Frost.
Der starren Erde Antlitz erblüdete.

Zephyre säuselten und Rosen
Deffneten sanft sich dem Kuß des Lenzes.

Im blauen Aether schwebend, durchschaust du nun
Tief unter dir den Abgrund: du theilest und

Bestimmst die Zeiten und die Zonen,
Ordnest und lenkst der Natur Gesetze.

Dir dankt der Irrestern seinen erborgten Glanz,
Es dankt den Tageswechsel der Erdball dir.

Du pflegst des Rechts und spendest Gnade,
Muster der Könige und der Thronen.

Mit deiner Glorie Strahlenpracht schmückest du
Die Erde. Jugend, Schönheit und Kraft ergießt
Vergeudend sich aus deinem Füllhorn

Durch das Gebiet der erschaffnen Wesen.

Mit deinen Strahlen hebst und beflügelst du
Den Adler; giebst den schillernden Brustschild dem
Insekt; erwärmst den Ocean. — Dein

Daseyn ist ewig, so wie das meine.

Ja, Heil mir, ewig bin ich, wie du. Vernimm
Es Geist! — Entfleuch dem nichtigen Erdentand,

Schwing dich empor zum Sonnenthron' und
 Kehre verklärt und verklärend wieder.

Sey, wie die Sonne! Sie auch verschönert die
 Natur. Sie spiegelt sich im krystallinen Bach;
 Sie glänzt am Tropfen, der am Grashalm
 Zittert; verklärt sich im Regenbogen.

Das ist das Bild des Herrschers, des Gütigen.
 Ihm ähnlich, mall'st, du Sonne, die ew'ge Bahn,
 Groß, ruhig, mächtig, frey und herrlich —
 Furchtlos durchblickst du die Höh'n und Tiefen.

Du drückst mit Riesenarmen die Finsterniß
 Zur Tief' hinab. Du zügelst die Frechheit schnell.
 Du zähmst den Troß, und bannst die schwarze
 Lüge hinab in des Orkus Larven.

Ich suche Wahrheit, Unschuld und edlen Sinn,
 Und Schönheit: alles find' ich vereint in dir. —
 Dein Gang ermattet nimmer: gütig
 Scheinst du dem Bösen, so wie dem Guten.

O Sonne! Brünst'ge Andacht durchglüht mein Herz.
 Schon Viele beugten, betend zu dir, das Knie . . .
 Ich fühl's, du bist, wenn nicht die Gottheit
 Selbst, doch das sprechendste Bild der Gottheit!

Erhab'ner Lichtquell! Auge und Herz des All,
 Idol des Weisen, Brennpunkt der Wissenschaft!
 Beglückender Regenten Vorbild,
 Thronest du, groß an Gewalt und Güte,

Im Mittelpunkt des rollenden Sternenchors,
Der willig deinem heil'gen Befehl gehorcht.

Umjauchzt vom Reihentanz der Sphären,
Freuest du dich ihres Lichts und Lebens.

Emblem der Gottheit, Spiegel des Lichts und Rechts!

O zürne nicht dem Thoren, der dich verkennet!

Erleuchte alle Blinden, alle

Starren erwärme, erweck' alle Todten!

Daß jeder, der den Willen der Gottheit ehrt,

Nach deinem Beispiel Gutes bewürke, und,

Licht, Labung, Freud' und Wohlthat spendend,

Lebe dem Ganzen, nicht sich alleine! —

St. Petersburg.

P. v. Friccus,

Staatsrath, und Vice-Präsident des Reichs-
Justiz-Kollegiums.

II.

Ueber die sogenannten Stufenjahre.

Was man auch über unsre hochgerühmte Aufklärung sagen mag, so ist doch der seltsame Glaube an die sogenannten Stufenjahre, selbst unter Personen in den gebildeteren Ständen, noch ziemlich gäng und gebe. Was war wohl der Grund zu diesem sonderbaren Phänomen in der moralischen Welt?

Sehr natürlich läßt sich der Name Stufenjahre von dem Worte Stufe, einem Absatze auf einer Leiter oder Treppe, herleiten. Wie man nun beim Hinaufsteigen auf eine Leiter nicht Fuß vor Fuß fortsetzen kann, weil zwischen den Tritten oder Stufen ein den menschlichen Schritten angemessener Zwischenraum gelassen worden, so hat man auch in Bestimmung der Stufenjahre allemal einen gewissen Sprung über verschiedene Jahre angenommen, denen man keine besondre Gefahr beilegt, dagegen man die Stufenjahre für vorzüglich bedenklich hält, wenn der Mensch im Fortgange seines Lebens sich in denselben befindet. Diese Stufenjahre treten beliebtermassen allemal ein, so oft die Zahlen 7 oder 9 multiplicirt werden; mithin gehören dahin das 7te, 9te, 14te, 18te, 21ste, 27ste, 28ste, 35ste u. s. w. Für die gefährlichsten aber werden das 49ste und 63ste gehalten, weil im erstern die Zahl 7 zweimal, im letztern aber 7 und 9 zugleich vorkommen. Das 63ste, welches das allergefährlichste seyn soll, wird das große Stufenjahr, oder nach einer mit dem griechischen Ausdruck übereinkommenden Benennung, Mannbrecher genannt.

Dies vorausgesetzt, käme es nun darauf an, die Gründe zu untersuchen, warum der-

gleichen Stufenjahre für den Menschen bedenklich seyn sollen, dadurch daß man auf den Ursprung dieses Wahns zurückginge.

Man sucht die Gefährlichkeit der Stufenjahre entweder in dem Laufe der Gestirne, oder in den Zahlen 7 und 9.

Bei Bestimmung der Stufenjahre durch den Lauf und die Zusammensetzung der Gestirne, sah man so wohl auf die Stellung der Planeten unter einander selbst, als auch auf das Zeichen des Thierkreises, worin sich solche an dem Geburtstage eines Menschen befanden, und zählte solches stufenweise. Ziel nun eine unglückliche Stufe auf das 63ste, oder ein sogenanntes Stufenjahr, so hielt man es für besonders gefährlich. Denn da man jedem Planeten das Regiment über einzelne Stunden, Tage, Monate und Jahre im menschlichen Leben aufgetragen hatte, welches nach der Reihe herum gieng, und alsdann wieder von vorne anfang, so hielt man die Gefahr für ausnehmend groß, wenn ein gefährlicher Planet auf einer gefährlichen Stufe dieses oder jenes Zeichens im Thierkreise zu stehen kam, und daraus entstand die verworrene Ausrechnung und Bestimmung der Stufenjahre, worüber man so viel Aufhebens gemacht hat.

Die Art, die Stufenjahre auf diese Weise zu berechnen, ist sehr alt. Ihr Ursprung ist zwar nicht mit völliger Gewißheit auszumachen, fällt aber doch wahrscheinlich in die Zeiten der Chaldäer und Aegypter, die sich mit der Vorwissenschaft beschäftigten, und den Gestirnen großen Einfluß in die Schicksale der Menschen beileigten. Von diesen ist sie auf die benachbarten Völker, die Assyrer, Perser, Araber, Phönicier, Aethiopier und andere gekommen, und weil in den folgenden Zeiten griechische Weltweise zu den Chaldäern und Aegyptern reisten, um sich in ihren Wissenschaften zu üben, so wurden sie auch zum Theil mit der eiteln Kunst, aus den Gestirnen zu weissagen, bekannt. Auch Pythagoras, der zu den Zeiten des Cyrus lebte, reiste nach Chaldäa und Aegypten, um diese Kunst zu lernen, ob er gleich in der Folge von jenen darin wieder abging, daß er mehr Geheimnisse in den Zahlen suchte. Aus diesem Grunde hat man den Pythagoras für den Erfinder der abergläubischen Lehre von den Stufenjahren überhaupt gehalten, deren Ursprung doch in weit älteren Zeiten zu suchen ist. So viel ist freilich nicht unwahrscheinlich, daß von den Zeiten des Pythagoras an, die Meinung, als ob in den Zahlen Geheimnisse steckten, und daß besonders die 7te und 9te Zahl

bedenklich und ihr Zusammenlauf dem Menschen und dessen Leben gefährlich sei, beibehalten und von Zeit zu Zeit fortgepflanzt wurde. Seit geraumer Zeit schon hat man bei Bestimmung der Stufenjahre sich nicht mehr um den Lauf der Gestirne bekümmert, sondern ist bei den Zahlen stehen geblieben, und hat nach diesen die Stufenjahre beurtheilet.

Daß die Zahl 7 voller Geheimnisse stecke, dazu hat man die Beweise nicht nur von natürlichen, sondern auch von ganz willkürlichen Sachen, ja sogar aus der heiligen Schrift selbst hernehmen wollen. Die Alten bezogen sich hierbei auf die sieben Weisen Griechenlands, auf die sogenannten sieben Wunder der Welt, sogar auf die sieben Thore der Stadt Theben und auf die sieben Städte, die sich um Homers Vaterland stritten. Man sahe bei dieser Gelegenheit die vermeintlichen sieben Ausflüsse des Nils, die sieben Planeten, die sieben Sterne des kleinen und großen Bär, die sieben Tage in der Woche, den Umlauf des Mondes in viermal sieben Tagen um die Erde u. dergl. als etwas merkwürdiges an. Aus der heiligen Geschichte zieht man hierher die sieben fetten und sieben magern Kühe, imgleichen die sieben vollen und sieben dünnen Aehren, die dem Pharao im Traume vorkamen; — daß Nains Todschlag

siebenfältig gerochen werden sollte; daß Jakob sich vor seinem Bruder siebenmal geneigt habe; daß der Priester mit dem Blute des Farren siebenmal sprengen sollte; daß die Strafe wegen des beharrlichen Ungehorsams an den Kindern Israels noch siebenmal vermehret werden sollte; daß Christus mit sieben Brodten 4000 Mann gespeiset und noch sieben Körbe voll Brocken übrig geblieben u. dgl. Man beruft sich ferner auf die sieben Lampen, die der Prophet Zacharia gesehen, auf die sieben Lampen, deren Moses (2. B. 25. 31. 37.) gedenkt, auf das Lamm mit sieben Hörnern und sieben Augen, und auf die sieben Geister, deren in der Offenbarung Johannis erwähnt wird, und dergleichen mehr.

Ohne auf die hiebei zum Grunde liegenden falschen Erklärungen und Unrichtigkeiten zu sehen, daß z. E. die sogenannten sieben Wunder der Welt ganz verschieden angegeben werden; daß man jetzt schon mehr als sieben Planeten kennt; daß der Mond nicht in 28 Tagen seinen Lauf um die Erde vollendet, sondern nur 27 Tage 7 Stunden 45 Minuten 8 Sekunden dazu gehören; daß die Zahl in der Bibel oft nichts mehr bedeutet, als wenn man im gemeinen Leben sagt: dieß Haus ist wohl zehnmal größer als jenes; dieser Mann ist wohl zehnmal so reich als je-

ner; ich habe wohl zehnmal an ihn geschrieben, u. s. w., so ziehe man nur den gesunden Menschenverstand zu Rathe, und urtheile, was das Lamm mit den sieben Hörnern, die sieben Tage in der Woche, und alle dergleichen Dinge mit dem 7ten, 21sten oder 63sten Jahre des Lebens eines Menschen zu thun haben! In was für einer Verbindung kann die Zahl 7 mit den Schicksalen der Menschen stehen! Was kann das für einen Einfluß auf eines Menschen Glück oder Unglück haben, daß er gerade eine solche Reihe von Jahren erreicht hat, bei deren Anzahl man diese Zahl nothwendig gebrauchen muß, um sein Alter zu bestimmen! Wo liegt etwas in der menschlichen Natur, das diesen unvernünftigen Aberglauben nur einigermaßen begünstigte?

Es fehlt freilich den Vertheidigern desselben auch nicht an Antworten auf diese Frage. Es kommt aber darauf an, wie sie beschaffen sind, und ob sie den gesunden Menschenverstand befriedigen.

Es fallen ja, sagt man, den Kindern im siebenten Jahre die Zähne aus; im vierzehnten fangen sie an mannbar zu werden; im ein und zwanzigsten Jahre pflegt der Mensch sich eine gewisse Lebensart zu wählen. Sind dies nicht Hauptveränderungen, die mit dem Menschen

alle sieben Jahre vorgehen? — Wem sind ferner die kritischen Tage der Aerzte unbekannt? Wer weiß nicht, wie sehr man in vielen Krankheiten auf den 7ten oder 9ten Tag hofft, daß nach dessen Verlauf die Krankheit sich auf eine oder andere Art merklich zu ändern pflegt? — Und wer kann endlich die Erfahrung läugnen, daß viele Menschen in den Stufenjahren wirklich gestorben sind? — —

Dies alles zugegeben, so sind doch diese Einwürfe und Gründe äußerst leicht und unzulänglich, das zu beweisen, was sie beweisen sollen.

Mit den sogenannten kritischen Tagen der Aerzte ist es eine eigene Sache; die Vernünftigen unter ihnen halten den Glauben daran für eine Thorheit. Wenn es aber auch wirklich damit seine Richtigkeit hätte, daß in gewissen Krankheiten der Zustand des Patienten am 7ten oder 9ten Tage für die Zukunft etwas versprache, so wäre doch wohl die Zahl 7 an und für sich selbst sehr unschuldig daran, und man würde wohl erst die Vernunft verläugnen müssen, ehe man hieraus den Beweis zöge, daß das, was unter gewissen bedenklichen Umständen von einzelnen Tagen gilt, auch durchs ganze menschlichen Leben hindurch von allen Jahren gelten müsse, die mit den kritischen Tagen gar nichts

weiter gemein haben, als daß man bei ihrer Bestimmung sich einer Zahl bedienen muß, die in unzähligen andern Verhältnissen gebraucht wird.

Daß im 7ten, 14ten oder 15ten Jahre mit dem Menschen einige Veränderungen vorgehen, hat wohl seine Richtigkeit; aber was hat damit das 28ste, 35ste und 49ste Jahr zu thun? Wer kann glauben, daß das 63ste Jahr deshalb für ihn bedenklich werden könne, weil er im 7ten die Zähne verloren hat? Wo steckt da die Verbindung? Sollten wir bei den Fortschritten der allgemeinen Aufklärung uns nicht endlich schämen, unserer Vernunft Gewalt anzuthun, und in einem Phantom etwas zu suchen? —

Gesunde Vernunft, richtige Beobachtungen und Erfahrungen, sind die sichersten Mittel, den Aberglauben wegen der Stufenjahre zu besiegen. Daß in den Stufenjahren zu allen Zeiten Menschen gestorben sind, und noch sterben, ist außer Zweifel. Nur die Stufenjahre, als Stufenjahre, sind nicht die Ursache davon. Die wenigsten Menschen sterben in den Stufenjahren, und die Anzahl derer, die in andern Jahren sterben, ist ungleich größer, und muß es auch seyn, da der Stufenjahre, im Verhältniß gegen die übrigen, immer sehr wenige sind.

Um doch aber die heilige Einfalt nicht ganz und gar wider mich zu empören, muß ich aufrichtig bekennen, daß ich ein Stufenjahr, dasjenige nämlich, worin die Zahl 9 zweimal vorkommt, selbst für bedenklich halte, und daß ich mit Ueberzeugung glaube, daß diejenigen, die es zu überstehen wünschen, so viel an ihnen liegt, zeitig genug alle Aufmerksamkeit auf sich selbst zu wenden haben.

R . . . m.

III.

Ueber die Einsamkeit.

Es ist selten, daß überhaupt der Mensch sich selbst kenne, denn gewöhnlich kennt er jeden andern doch noch besser, als eben sich, aber unter allen bringt's der darinn am weitesten, der nicht immer durch Schwärme von Freuden noch durch große Gesellschaften zerstreut, sich in sich selbst zurückzieht und sein Kämmerlein fast als den einzigen Schauplatz seines Lebens sieht. Nur er kann sagen, er lebe sich selbst, nur er kann den Werth der Zeit und die schönen Stunden, die sie ihm schenkt, gehörig schätzen: indeß je-

der, der in den lärmenden Kreisen, wo man so eifrig einem stets fliehenden Vergnügen nachjagt, seine Tage hinbringt, im eigentlichsten Sinn seine Existenz verschlummert.

Mann wiederholt so oft, und man hat Recht, nur dem Ruhigen sey die Einsamkeit erfreulich; aber man setzt nicht hinzu, was ich glaube bemerkt zu haben, daß, wer sich mit Ernst und Vorsatz ihr weihet, immer früh oder spät, je nach der Verschiedenheit des Charakters, die Ruhe findet; und so ist das Loos der Sterblichen, daß, um zu irgend etwas Angenehmen zu gelangen, mancher beschwerliche Weg zurückgelegt werden muß. Wie ungerecht wäre es also, die Selbstkämpfe, die das Losreißen von der Welt gewöhnlich anfangs kostet, auf die Rechnung desjenigen zu bringen, was deren Belohnung, deren Resultat ist!

Ich sage, das Losreißen von der Welt; denn dieses geht fast immer vorher, und man wird fast keinen Menschen finden, der, eh' er diese sah und in selbiger herumschwärmte, sich der Einsamkeit ergab. Sie ist gleichsam das Gold, das nach mancher schweren chymischen Operation hervorgebracht wird.

Auch kann die Zufriedenheit mit ihr nur dann recht fest gegründet und gegen jede fernere Beunruhigung gesichert seyn, wenn man ihr

Gegentheil und das Richtige desselben genau kennt. Der würde immer noch Wünsche, wären's auch nur die der Neugierde, für die große Welt übrig haben, der nie etwas anders als seine Klause gesehen hätte; und der Mensch wird überdieß durch gewisse Triebe, welche die Natur in sein Wesen einwebte, viel zu stark nach seines Gleichen hingezogen, als daß er Beruhigung darin finden könnte, sie ohne die Erfahrung, daß er sie nicht zu befriedigen vermöge, unterdrückt zu haben.

Unsere Natur weist uns nämlich sehr merklich auf Geselligkeit und Bruderliebe, als auf die edelste Nahrung für unser Herz, hin. Ein Anachoret aus Haß gegen Menschen, die er nie kannte, ist ein eben so unnatürliches Wesen, als irgend eine jener Fantasiageburten der Alten, so wie ein Anachoret aus Menschenhaß überhaupt ein sehr unweises Geschöpf ist, um den gelindesten Ausdruck zu brauchen. Wir werden alle mehr oder weniger, vorzüglich in jenem lebenswürdigen Alter, wo man frei und froh in die Welt hineinschaut und ohne Erfahrung in einem einzigen leichten Sommernachtsstraum sich hinwiegelt, nach der Welt hingeneigt, wie eine junge Rose nach dem Aufgange der Sonne, deren erste Strahlen sie begierig in sich saugt: aber eben so wie die Rose in der brennenden

Mittagsstunde, werden auch wir durch traurige Erfahrungen entblättert und verwelken, wenn uns nicht ein wohlthätiger Baum in seinen Schatten hüllt, und dieser Baum ist — die Einsamkeit.

Zwar weiß ich, daß sehr viele weise und rechtschaffene Menschen sich durch alle diese Erfahrungen nicht abschrecken lassen, in der großen Welt zu bleiben und mitten im Getümmel auszuharren; aber entweder zwingen sie besondere Umstände und Rücksichten dazu, oder sie haben nicht den Muth, ein wesentlicheres Vergnügen aufzusuchen, als das sie bisher kannten. Außer diesen ist die Welt meistens ein Sammelplatz leichtsinniger, inkonsequenter Wesen, die vom Tag zum Tag leben und jeden Augenblick des Selbstdenkens als einen Vorwurf der Hölle verabscheuen.

Wer ein fühlendes Herz hat, ein Herz, das vom menschlichen Glück sich wahre Begriffe gebildet hatte, und nun in heißer Sehnsucht danach, es unter seinen Brüdern, mit eben den Neigungen, mit eben den Leidenschaften von der Natur ausgestattet, als er selbst, eben so wohl zu finden als zu verbreiten wähnt, nun sich auf einmal in einer ganz andern Welt findet als er sich dachte, unter Menschen, wie sie ihm seine Fantasie ganz anders mahlte, so

ganz verschieden von ihm, so ganz allen jenen Begriffen von Glück entgegenarbeitend, so allmächtig von dem Geist des Zeitalters in ihrem falschen Wahne hingerissen, so unzugänglich allen Vorstellungen des Bessern: was kann der, was wird der thun, wenn er fühlt, er könne und möge dieß sein Herz nicht nach dem Modeton umstimmen? — Ich sage, er wird die Menschen nie hassen, aber fliehn.

Und warum sollte er sie hassen, er, dessen Unglück nur eine allzuausgedehnte Liebe war, er, der nie einen Bösewicht, aber Millionen von Thoren fand? Umsonst deuten Heuchler und Pharisäer, die ihre Rechnung bei dem izzigen Lauf der Dinge finden, mit Fingern auf den Einsamen und verschrein ihn als einen Menschenfeind. Kann ein Mensch, dem Haß im Busen wüthet, glücklich seyn, und giebt's einen Glücklichen als den Weisen, der sich selbst lebt?

Aber man deklamirt jetzt wieder auf eine andre Art gegen die freiwillig sich Zurückziehenden. "Erbärmliche Menschen", schreit man von philosophischen Kathedern herab, "Schwächlinge, die nicht das geringste Ungemach ertragen können, Schwärmer und Phantasten, die übermüthig und unverschämt genug sind, um die ganze Welt nach ihren herrlichen Träumereien

uniformen zu wollen — nichts anders sind alle die, welche mit so vielem Eigendünkel sich für zu gut ausgeben, um in dieser Welt leben zu können. Indolente Wollüstlinge sind's, und Todschläger ihrer selbst im figürlichen Sinn!"

Gemach, gemach Herr Professor! Warum nicht lieber gar auch Todschläger anderer? Ich bewundre nichts an Ihnen, als die Feinheit der menschlichen Vernunft, womit Sie die schlechtern Theilchen vom edeln Metall absondern und sie dann für dieses selbst ausgeben. Erlauben Sie mir doch, Ihnen ein Paar zweckmäßige Fragen vorzulegen.

Halten Sie den Begriff vom Totalen des Menschenglücks für bloß relativ, oder gestehen Sie mir zu, daß er auf irgend einem festen Grunde ruhen müsse? Im ersten Fall, den Sie als Philosoph schwerlich behaupten möchten, habe ich nichts zu sagen als, daß ein einzelner Mensch dann nur zu bedauern wäre, wenn in seiner ganzen Natur ein Widerspruch gegen jenen allgemeinen Begriff läge, daß man ihm aber inzwischen eben so wenig helfen könne, als ein freigebiger Fürst einem Verschwender, und folglich wenigstens ihn nicht schimpfen müsse. Im andern Fall aber, frage ich Sie, was Sie wohl darunter verstehen, um Ihre Vorstellung davon der jetzigen Welt anpassen zu wollen?

Bringen Sie hier nicht etwa jenen eben so wahren, als alltäglichen Satz herbei, "daß alles gut, und Glück des Guten Summe sei?" Ich komme hierin völlig mit Ihnen überein, aber Sie scheinen mir hier offenbar das Einzelne mit dem Ganzen, den jedesmaligen Zustand in der Gegenwart mit dem stufenweisen Fortschritte nach einem weisen allgemeinen Plan zu verwechseln.

Glauben Sie, daß der Begriff von Glück einem gutgebauten menschlichen Herzen außerwesentlich, oder nicht vielmehr, daß er ihm subjektiv — nothwendig sei? Ich meine damit nicht, daß er ihm angeboren sei, oder auf eine andre, als auf die gewöhnliche Art erworben werden könne, sondern ob, wenn's einmal doch einen festen Begriff vom Glück giebt, derselbe nicht auch in jedem gutgebauten Herzen sich finde? und sagen Sie mir doch, wo wäre er denn anders, wenn er nicht hier verborgen läge?

Wenn nun ein Mensch diesen, ihm nothwendigen Begriff hat, und jetzt, nachdem er die Welt kennen lernte, seine Brüder genau demselben, und so unaufhaltsam entgegenstreben sieht, daß jede Bemühung, sie auf einen gesunden und bessern zurückzuführen, nur ein neuer Beweis seiner Ohnmacht seyn würde — hat er da Unrecht, ist er da so erstaunt tadelnd:

würdig, wenn er auf eine weise Retirade denkt?

Das sagen Sie nun wohl nicht: "Er soll sie bessern, so weit er das kann, und sich bemühen ihnen seinen richtigern Begriff vom Glück beizubringen," denn dazu sind sie zu weltkundig und ein Philosoph könnte auch schon aus der Lehre von "Kraft und Wirkung" so viel demonstrieren, daß kein Rameel durch ein Nadelöhr zu kriechen vermag: aber das werden Sie mir vielleicht sagen, "es sei unmännlich und feig, sich einer Sache, bloß darum, weil sie nicht die angenehmste sei, zu entziehen: und eben so wie der des Selbstmörders, sei auch dieser Fall."

Ich für mein Theil habe immer jenes Prinzip der Moral innigst verehrt, nach welchem wir im Kollisionsfall unser Glück dem der Andern aufopfern sollen. Was noch mehr ist, ich habe nichts billiger noch wirksamer zum allgemeinen Wohl gefunden, als eben diesen Satz, denn, wenn jedermann ihn annähme, so ist's wohl keine Frage, daß aus diesem Jammerthal ein Paradies entstehen müßte: allein dieß ist hier gar nicht der Fall, sondern man verlangt Selbstpeinigung ohne Nutzen noch Belohnung.

Und, in der That, helfe ich denn dadurch meinen Nebenmenschen das Mindeste, daß ich genau in ihrem Zirkel herumwebe und jede Narrheit, die sie begehn, mitmache? Nütze ich ihnen denn das geringste, indem ich so meinen Geist in jedem Augenblick, möchte ich sagen, durch diesen fortwährenden Kampf mit meinen liebsten Neigungen tödte? Nein! ich mache mich vielmehr unausbleiblich unglücklich und — umsonst.

Auch sage ich ja damit, daß ich mich von der Welt zurückziehen will, nicht daß ich aus derselben gehe. Mein Rath sei dem immer bereit, der ihn ernstlich begehrt, so wie mein Beutel dem, der seiner wirklich bedarf, nur zwinzge man mich nicht auch, meinen ganzen Verstand, mein ganzes Herz, kurz mein Ich so geradezu dahin zu werfen, wo man es nun einmal nicht achtet.

Es ist hämisch, demjenigen Eigendünkel Schuld zu geben, der sich für gut genug hält, sich nicht von dem Makel gewisser Verhältnisse beschmutzen zu lassen. Sind wir denn, ich bitte Euch, in einer Zeit, wo man sich auf sein Herz etwas zu gute thun darf, oder macht man sich nicht vielmehr lächerlich, indem man etwas ähnliches äußert?

Und nun noch zwei Worte zu deiner Ehre und deinem Preis, geliebte Einsamkeit, nur verständlich denen, deren Gefühle waren und sind wie die meinigen. Sie giebt uns einen feinern Tact für Schmerz und Wollust, für Recht und Unrecht, ein zarteres Gefühl in allen Begegnissen des Lebens. Es ist wahr, daß dieß nicht absolut eine glückliche Gabe ist, denn im Ganzen genommen müßte sie eben so viel Bitters als Süßes im Kelch des Lebens mischen; aber dem Weisen, der das Gute sich selbst zu erhöhen, den Eindruck des Bösen zu vermindern versteht, ist sie's doch gewiß.

Sie giebt Sinn dafür im Großen das Kleine, wie im Kleinen das Große zu sehen. Sie schärft das geistige Aug' und ist eine Gymnastik des Geistes. Wo ein Weltmensch nichts ahndet, noch sieht, noch findet, da lehrt sie, oft voll Bewunderung still stehn, und öffnet die Pforten ungesehener Regionen. Wer nie in ihrer Schule war, lernte nie selbst sehen, selbst denken: immer ist er das Sprachrohr Andrer, immer ihr Werkzeug oder ihr Affe.

Ihr, die Ihr einsam lebt, bemerktet Ihr noch nie in Euerm stillen, verschlossenen Wandel Epochen, Euch wichtiger als irgend eine in der Weltgeschichte, weil sie um so viel näher Euch angingen? Das Leben, das den meisten

Menschen unerträglich, alltäglich scheint, hat oft den vorzüglichsten Reiz der Veränderung, hat Wendpunkte, die immer neue Zählungen beginnen. Mag doch der Zerstreute, der nie zu sich selbst kommt, darüber lachen, doch muß ich ihm sagen, daß ein paar Minuten ehe oder später aufgestanden, ein Spaziergang zu ungewohnter Zeit, ein unerwarteter Besuch, eine neue schöne Aussicht u. dem Einsamlebenden eben das sind, was ihm Reisen, Bälle, Liebschaften und Schlägereien. Die Natur weiß überall Reize auszustreuen, die aber genau nur diesem Lebensgange Reize sind, und niemals fehlt's ihr, der Reichen, an Mitteln. Meint Ihr denn, Ihr Thoren, sie habe eben die vergessen, die ihre Lieblinge sind, weil sie am vorzüglichsten nach ihren Gesetzen wandeln?

Richter.

IV.

Ueber die Aufführung von Sarti's Misereere
in Moskwa.

Am Charfreitage hatten wir das ganz besondere Vergnügen, Madame Mara in der hie-

sigen katholischen Kirche, in der deutschen Slobode, in einem Miserere von Sarti zu hören. Die miserable Darstellung dieser sonst so herrlichen Musik und die dabei vorgefallenen Unordnungen verdienen allerdings eine öffentliche Rüge.

Das Miserere sollte seinen Anfang um 4 Uhr nehmen, und um 2 Uhr war bereits die ohnehin kleine katholische Kirche von Neugierigen angefüllt, die Madame Mara noch einmal zu hören wünschten. Lange schon drängten sich die Menschen um und durch einander, als der Zulauf sich noch immer vermehrte und die Menge nicht allein Kirche, sondern auch das Hochaltar und Sing- oder Orgelchor anfüllte. Endlich fanden sich die zum Orchester gehörigen Personen ein. Madame Mara erschien, und da sie das Chor ganz mit Zuhörern besetzt fand; so versicherte sie, sie könne unmöglich singen, indem alle Töne wegen dem zu dicht eingeschlossenen kleinen Raum, nothwendig ersticken müßten. Sie ließ sich jedoch überreden, und die Musik begann mit einem Chore, welcher in aller Hinsicht schlecht durchgeführt wurde. Es war Schade und sogar beleidigend, an der Spitze dieser Musik eine Mara, einen Fränzl, einen Violoncellist Hofr. zu sehen, und eine so erbärmliche Harmonie aller übrigen Theile zu

hören. Sogar die kleine Orgel hatte man sich nicht einmal die Mühe genommen zu stimmen, und nun jagten sich, wie ganz natürlich, Mißtöne von allen Arten.

Madame Mara belohnte zwar reichlich durch ihren göttlichen Gesang; aber der tiefe Eindruck, den dieser gemacht hatte, gieng eben so bald verlohren, als das Miserere durch eine Fuge geendiget wurde, deren Ausführung ein veritables Miserere im wahren Sinn des Wortes zu nennen war. Nicht genug, daß in Hinsicht der erbärmlichen Execution Mad. Mara und die berühmten Herren Musiker gleichsam an Pranger gestellt wurden; so vereinigte sich noch obendrein ein beträchtlicher Theil des sonst gebildet seyn wollenden Publikums, um das Ganze zu einem Kabacken-Konzert zu machen, und die Würde der Kirche durch unanständiges Betragen zu entehren. Es war, wie ich schon gesagt habe, jedes Fleckchen der Kirche doppelt ja dreifach besetzt, das Altar und der Platz, wo die Geistlichkeit ihr Officium halten sollte, war von Damen eingenommen, welche sich schlechterdings zur Räumung ihres Platzes nicht verstehen wollten. Da immer einer dem andern seine Meinung über dieses und jenes sagen wollte, so entstand daraus ein solches Geseumme und Gebrumme, als schwärmten

Wespen in der Kirche. Auch führten sich viele ziemlich wespenartig auf: stachen sie gleich nicht mit einem Stachel, so war doch ihr Ellbogen das Instrument, womit rechts und links scharnuzirt wurde; das hiebei begleitende Accompanement von f. v. Ehrentiteln, als: Durak, Svinjak, ic. nebst den Erwiederungen, würdigte das Gotteshaus offenbar zu einer Soldatenkneipe herab.

So wie das ganze Miserere mit allem Appendix, nach meinem Erachten, einer strengen Rüge bedurfte, so kann ich auch nicht umhin, den Herren Vorstehern der katholischen Kirche, zu Vorbeugung künftiger ähnlichen scandalfen und eine Kirche zu sehr erniedrigenden Auftritte, hier meinen freundschaftlichen Rath mitzutheilen.

Feiert die katholische Kirche ein Fest, bei welchem sich ein zu großes Auditorium und folglich viel Unruhe gewärtigen läßt; so gebe das Kirchen-Kollegium Billette aus, genau berechnet nach der möglichst größten Anzahl der plathabenden Personen. Es kann sogar 50 Billette mehr ausgeben, weil sich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß nicht alle Personen, denen die Kirche aus Pflicht Billette geben muß, kommen werden. Sodann müssen auch solche Leute an die Eingänge gestellt wer-

den, die sich nicht dazu verstehen, für 5 Kop. einen Jeden hereinzulassen; dieses Amt sollten, meiner Meinung nach, zwei der Herren Vorsteher selbst übernehmen. Geschieht nun alles das genau, so wird für einen Jeden ¹/₂ 2^{te} genug seyn sich nicht bloß zu bewegen, sondern auch einigermaßen reine Luft einzuathmen. Aber bei aller der Ordnung, welche hiedurch eingeführt würde, wünschte ich doch noch, daß die Herren Vorsteher das Illusion störende Einsammeln, während der Musik oder sonstigem Gottesdienst, seyn ließen, und in der Stelle vor den Kirchthüren nicht nur ein oder mehrere Becken hinstellten, sondern selbst zu zween an jeder Thüre die Herausgehenden mit einer Schüssel in der Hand zu milden Beiträgen ermuntern möchten. Die Direktion der katholischen Kirche verzeihe es einem Nichtkatholiken, ihr einen recht aufrichtig gemeinten Rath mitgetheilt zu haben, von dessen Befolgung dieselbe sich, wie ich glaube, gleichwohl die beruhigendsten Folgen zu erfreuen haben dürfte.

P . . . r.

V.

Das dreifache Opfer.

Ein Gemählde.

Zur Feier des gemeinschaftlichen Geburtstages dreier guten Menschen

von

Collins.

Personen:

Rose,) Schwestern.
 Meta,)
 Endli, ihre Freundin.
 Der Genius der Zukunft.

(Die Scene ein Hayn, in dessen Hintergrunde ein Vorhang herabgelassen ist. Die Sonne ist eben aufgegangen.)

Rose. (sitzt im Vorgrunde auf einem Rasensitze und windet einen Blumenkranz.) Herrlicher Morgen! Mein frohes, mein reines Herz feiert dich. — Du bringst uns den schönen Frühling zurück. Welch ein Gefolge von Freuden hinter dir! Die Luft, wie erquickend! Dies neue Grün, wie angenehm! Dieser Lerche Wirbeln, wie auffordernd zum Preis meines Schöpfers! Und — o! dies neue Gefühl in mir — wie unaussprechlich wohlthuend! Du freundliche Mutter

Natur! siehst all' deiner Kinder liebevolle Blicke, du winkst ihnen, sie fliegen und sinken an deine Brust! (Sie sinkt auf die Knie.) Ich knie in deinem Tempel und bete: der sie schuf, der mich schuf; der mir ein Herz gab, das dich empfinden, dich ehren kann; höre mich! Ich flehe für meiner Mutter Leben! In dieser Stunde ward sie gebohren. O, ihr Erwaschen sei froh, wie dieser Morgen heiter ihr Herz. Meine Unschuld ihre Freude, meine Ehrfurcht ihr Dank. Ein langes, ein glückliches Leben — ihr Lohn, Gott! Dein köstlichster Segen für mich!

(Sie richtet sich auf und trocknet mit der einen Hand ihre Thränen, indem sie mit der andern die zerstreuten Blumen zusammen sucht.)

Meta. (von einer andern Seite) Wie, Schwester! du auch schon auf? Hast du geweint? Warum? Was bekümmert dich? — — Rede, rede doch!

Rosa. Ach! Ich kann nicht, ich kann vor Freude nicht sprechen. Ich dachte eben an unsere gute Mutter. Nicht wahr, Meta, sie ist gut, sehr gut? Sie liebt uns? Aufopfernder wird uns niemand lieben! Was war ihr für unsere Bildung zu theuer, das sie nicht gerne hingab. Hab ich, hast du eine treuere Freundin als sie?

Meta. Gewiß nicht, liebe Rose — wer hat das mehr empfunden als ich? aber warum rührts dich eben heut so tief?

Rose. Heut? Ihr Geburtstag ist heut, das wußtest du nicht? Wir waren dies Jahr in der Angst sie zu verliehren. Sie lebt! unsre Mutter lebt für uns. Sie wird noch lange leben, denn ihre Kräfte sind nun gestärkt; kann ich's ohne Nührung, ohne Entzücken denken?

Meta. (sie umarmend) Und ich? Du bist mir mit der Nachricht zuvorgekommen, aber nicht mit dem Gedanken. Mein Rose, auch mich trieb diese Freude hierher. Ich wollte allein seyn und weinen.

Rose. Du freuetest dich und wolltest weinen? Doch ja! Es gieng mir nicht besser. — Aber ich wollt's nicht; du wolltest's?

Meta. Soll ich nicht, müssen wir's beide nicht? Ward nicht auch unsre Schwester heute geboren? Ach, sonst, sonst war uns dieser Tag ein schönes Doppelfest. Jedes Jahr, das wir zusammen anfangen, konnten wir auch zusammen zu beschließen hoffen. Dies — ach dies werden wir nicht so beschließen! Sie zieht ja fort.

Rose. (einfallend) Ihrem Manne zu folgen, dessen Glück sie ist. Darüber, Meta, dürfen wir nicht trauern. Sie lebt Ihm, freuen

wir uns, daß sie lebt. Und auch wenn uns, meine Meta — ach! ich muß doch seufzen! — einmal höhere Pflichten trennen; werden wir klagen dürfen? Unsre Herzen — (sie legt ihren Arm um sie, und blickt ihr liebevoll ins Auge) bleiben doch beisammen!

Meta. Meine Rose! ewig! — Aber unsre Mutter, was wird sie bei dieser Trennung leiden?

Rose. Ich weiß Meta, sie wird auch hier unser Muster seyn. Da sie ihre Tochter einem Manne gab, da willigte sie schon in jede Trennung, und was ist Er für ein Mann! In solchem Herzen, offen allen Menschen, wie ist ihrer Tochter Wohl so sicher! Da ist ein Ort wie der andre.

Meta. Also dich schmerzt diese Trennung nicht?

Rose. Das fragt dein Herz nicht. Gewiß, sie schmerzt mich. Außer unserm Hause, wo war uns so wohl als in dem ihrigen. Das werden wir entbehren. Sehen werden wir dies Beispiel einer guten Ehe nicht; aber daran denken und den Glauben nie verlieren, daß es gute Ehen giebt.

Meta. (seufzt) Ich glaub' es.

Rose. Und seufzest? Schwester! Unser Schicksal ruht in höherer Hand. Sie ist gütig

im Versagen wie im Gewähren. Laß uns unsre Wünsche ihrem Willen unterwerfen. — Komm, hilf mir die Kränze winden. Die gute Mutter muß nun bald erwachen. Dann gehn wir hin und segnen sie, und — ihre Freude segnet uns.

(Sie setzen sich zusammen und binden Blumen.)

Endli. (kommt in tiefen Gedanken, ohne die andern zu sehen) Du giebst Allen Ruhe, Ewiger! auch mir!

Rose. (leise.) Meta, hörst du? Ruh auch dir!

Meta. (drückt ihr mit einem dankenden Blick die Hand)

Endli. (wie vorhin)

Laß mich in des Lebens Kümmermissen
Deine Hülfe, Ew'ger, nie vermissen!
Der Verlassnen Stütze bist nur du;
Gieb mir Frieden! Gieb mir Armen Ruh!

Rose und Meta. (stehn auf und gehn ihr entgegen)

Rose. Endli! bist du wieder so in deinem Gram vertieft?

Meta. Nimm doch Theil an unsrer Freude, liebe Endli!

Endli. Freude? Ach, die kannt' ich lange schon nicht mehr.

Rose. Liebst du meine Mutter, Cydli?

Cydli. Deine Mutter? Wie ich meine Mutter lieben würde, wenn sie noch für ihr verlaßnes Mädchen lebte. Deine Mutter hat mich aufgenommen, ich verehere sie.

Meta. Liebst du unsre Schwester auch?

Cydli. Du fragst? Wer kennt sie und liebt sie nicht?

Rose und Meta. Beider Geburtstag ist heut, wir winden Kränze für sie.

Cydli. Geburtstag? Wer nie gebohren wäre!

Meta. Nicht so Cydli! Das Leben ist eine Wohlthat.

Cydli. Dem Glücklichen!

Meta. Auch dem Leidenden, Cydli, denn den macht's besser.

Cydli. Und glücklicher?

Meta. Auch, des wahren Glücks fähiger.

Rose. (beide umarmend) Möchte das jeder Schmerz uns lehren. (Cydli betrachtend) Du siehst heut blühend aus wie die Natur!

Cydli. In euern Armen!

Meta. Die reine Frühlingsluft wird dich ganz wiederherstellen.

Cydli. Und der edle Arzt eures Hauses. Wie vielen Dank bin ich ihm schuldig!

Rose. (zu Meta) Dann sind wir ja alle glücklich. Auch sein Geburtstag ist heut.

Endli. Auch sein Geburtstag? Drei wohlthätige Wesen an einem Tage gebohren! Drei Freuden an einem Tage, für ein Weh! — Vergieb mir, Ewiger! ich zweifelte an deiner Güte. Segne, segne die Edlen!

(Der Vorhang im Hintergrunde rollt auf, eine sanfte Musik beginnt, die drei Mädchen sinken auf ihre Knie. Man erblickt in der Vertiefung einer Grotte drei nebeneinanderstehende Altäre durch eine Blumenguirlande verbunden. Der Altar in der Mitte: Der treuesten Mutter, der zur Rechten: Der besten Schwester, der zur Linken: Dem thätigsten Freunde, transparent überschrieben. Drei Kinder in weißen Gewändern knien zu den Seiten der Altäre und halten Blumenkränze. Hinter den Altären fällt ein durchsichtiger Schleier herab. Aus der Musik entwickelt sich das Chor.)

Chor.

Lobt den Herrn! —

Er kehret wieder,

Dieser Tag der sie gebahr!

Feiert ihn durch frohe Lieder,

Der euch Heil und Wohlthat war.

Lobt den Herrn

Mit Freudenthränen,

Für ihr Leben und Gedeih'n!

Und in sanften Jubelönen

Schwebet in der Engel Reih'n!

Lobt den Herrn! —
 Des Danks Gebete
 Steigen zu der Gottheit Thron!
 Und was treue Liebe flehte,
 Werde der Geliebten Lohn!

(Der Genius der Zukunft, im langen weißen Gewande,
 einen Myrtenkranz im Haar und einen Blüthen-
 zweig in der Rechten, erscheint hinter dem Schleier
 und gebeut mit einem Wink Stille)

Ihr seyd erhört! — Euch zu verkünden
 Was, wie ein schönes Traumgebild,
 Die Zukunft hinter Nebelgründen
 Dem Blick der Sterblichen verhüllt;
 Mit Hoffnungen euch zu beleben,
 Die — gleich des Frühling's Zauberhand
 Der Erde blühendem Gewand —
 Dem Herzen neue Wärme geben;
 Bin ich zu euch herabgesandt.
 Ihr seyd es werth, das Loos zu kennen,
 Daß wir, in einer bessern Welt,
 Der Dinge höhre Ordnung nennen,
 Die Gottes Vaterrechte hält:
 Das Loos, das euern Lieben fällt.

So höret denn des Ew'gen Willen,
 Und betet ihn mit Ehrfurcht an:
 "Ich," spricht der Herr, "ich will erfüllen,"
 "Ich will vergelten, wie ich kann."

Dir Edle, die mit Frohgeföhle
 Der Mütter hohe Pflicht erwog,
 Die ſich dem ſtädtiſchen Gewühle
 Aus Mutterliebe gern entzog,
 Und näher der Natur, getreuer,
 Die holden Kinder ihr erzog;
 Wer liebte inniger, wer treuer
 Denn du, die wahr und richtig fühlte,
 Und ſelbſt ein Beiſpiel jeder Tugend
 In Sitteneinfalt ihre Jugend,
 Ihr Herz in Lauterkeit erhielt.

Schon lohnet dir der Werth der Guten,
 Auf die zuerſt voll Zärtlichkeit,
 Am Tage der dich heut erfreut,
 Die mütterlichen Blicke ruhten.
 Du ſiehſt, an ihrem eignen Heerd,
 Sie deines Mutterherzens werth;
 Zwar ſiehſt du auch im Hintergrunde
 Die nahe bittre Trennungsfunde,
 Doch — wiſſe! daß ſie wiederkehrt.
 Dann ſind des Wiederſehens Freuden
 Wohl größer als der Trennung Schmerz,
 Und der geliebten Tochter Herz
 Wird nichts von ihrer Mutter ſcheiden.

Noch kränzen und umringen dich

(Roſe und Meta ſetzen der Mutter einen Kranz
 auf.)

Zwei gute Engel schvesterlich;
 Du hast sie unschuldsvoll erzogen,
 Bald siehst du an der Gatten Brust
 Auch sie, sich ihres Glücks bewußt,
 Und — o! in deinen Arm geflogen
 Eilt dort, mit seines Fleißes Lohn,
 Ein guter, hoffnungsvoller Sohn
 Dem alle Besseren gewogen.
 Wenn ihn die Welt mit Achtung kennt;
 Wer ist's, der dich nicht glücklich nennt?
 Laß dich die Vorempfindung freuen;
 Sie ist ein Kranz von Immergrün,
 So lohnet Gott, empfinde ihn!

Du, freundlich wie die Huldgöttinnen,
 Und wie die junge Liebe schön,
 Wenn diese Reize einst vergehn;
 Wirßt du an hohem Reiz von innen
 Mit jedem Tage mehr gewinnen;
 Denn neu und unvergänglich ist
 Der Ehe Glück, das du genieß'st.

Dir, dem Hypokrates die Ehre,
 Gleich ihm für Menschenwohl zu glühn,
 Beim Heimgang in die höhere Sphäre
 Mit seinem Zauberstab verlieh'n,
 Dir, Arzt und Mensch! lohnt eine Zähre,
 Ein Händedruck und Ein Gefühl,
 Mehr als der Menschen Gunst und Ehre,

Und dieses Lohnes ärndte viel! —
Auf Wiedersehen an dem Ziel!

(Der Genius verschwindet.)

Chor.

Weihet euch der Tugend,
Die schöne Seelen eint;
Sie ist der Jugend,
Dem Alter Freund!

Zwei Stimmen.

Sie lohnet der erfüllten Pflicht
Mit einem Kranz, den Liebe flicht,
Sie giebt dem Herzen ein Gefühl,
Das unaussprechlich ist.

Chor.

Weihet euch der Tugend! ic.

Zwei Stimmen.

Sie schafft aus Leiden sich Gewinn,
Ihr Vorrecht ist: ein froher Sinn,
Des Herzens Unschuld, ihr Geleit,
Gewährt uns Sicherheit.

Chor.

Weihet euch der Tugend! ic.

Zwei Stimmen.

Des holden Frühling's Wiederkehr
Erweckt das Herz, von Kummer schwer,

Die laute Freude der Natur
Heilt jede Wunde zu.

Chor.

Weih't euch der Tugend! ic.

Zwei Stimmen.

Bricht einst der große Tag herein,
Der Liebe ewiger Verein;
Dann feiern wir das Jahresfest
Der besseren Geburt.

Chor.

Weih't euch der Tugend! ic.

VI.

Die Verwandlung, oder Geschichte einer Mücke.

Ich saß eines Abends am Pulte und wollte dichten; aber es gieng mir, wie es oft Dichtern zu gehen pflegt — ich hatte keine Gedanken. Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, umsonst nahm ich Tabak und warf mich in meinem Sessel hin und her; mit mir selbst unzufrieden und

auf meine unfruchtbare Einbildungskraft grol-
lend, warf ich die Feder hin und legte mich in's
Bett, mit der Hoffnung, daß ein wohlthätiger
Schlaf meine Phantasie erfrischen würde.

Was ich erwartete, geschah; kaum schlossen
sich meine Augen, als meine Einbildungskraft
mir den sonderbarsten Traum vorgaukelte. Ich
bitte meine Leser, keine Erklärungen von mir
zu fordern: die Träume sind immer dunkel und
unordentlich; oft ist der Freigeist im Traume
andächtig, und der, welcher an nichts glaubt,
glaubt, wenn Morpheus seine Augen geschlos-
sen hat, die abgeschmacktesten Dinge.

Ich träumte: ich saße noch immer an mei-
nem Pulte und suchte Gedanken, ohne welche zu
finden — als auf einmal eine sanfte liebliche
Stimme mir zurief: "ergreif die Feder und
schreibe was ich dir sagen werde!" . . . Ich
sah mich um, und als ich niemand erblickte,
dachte ich mir, daß dieser Unsichtbare entweder
mein Genius oder Apoll selbst seyn müsse.
Schnell ergriff ich meine Feder und schrieb ge-
treu nach, was mir diktirt wurde.

"Ich war der Sohn eines reichen Landebel-
manns und ein leidenschaftlicher Liebhaber von
Hunden; vom frühen Morgen bis spät in die
Nacht hegte ich Hasen und jagte wie ein Sinn-
loser durch dick und dünn, über Hecken und

Sträucher, dem aufgejagten Wilde nach. Eines Tages stolperte mein Pferd: ich schlug mit dem Kopf an einen Stein, und in dem nämlichen Augenblick . . . starb ich! . . . Fahre fort; meine Geschichte fängt erst an."

"Wie groß war meine Verwunderung, als ich die Augen wieder öffnete und mich in einen Hasen verwandelt sah! Die ersten Augenblicke meines neuen Daseyns gewährten mir unaussprechliche Freuden! Besser ist es, ein lebendiger Hase, als ein todter Mensch zu seyn, dachte ich, und hüpfte lustig vor Freude auf den Feldern herum. Doch bald wurde mein unschuldiger Frohsinn von der schrecklichsten Furcht verscheucht; denn im nahen Wäldchen erschallte das Gecläffe der Hunde . . . ich laufe: sie verfolgen mich . . . ich entrinne ihnen und ruhe aus. Doch nach einigen Stunden fängt die nämliche Geschichte von neuem an, und ich wurde dieses Lebens überdrüssig. Die Erfahrung lehrte mich, daß nichts schrecklicher sei, als in steter Furcht zu leben, und ich beneidete das Loos der Hunde, welche mich so in die Enge trieben. Einmal verlor ich die Geduld, warf mich mitten unter meine Verfolger, ließ mich in kleine Stücke zerreißen, und ließ auf diese Art in den Annalen ein Beispiel eines herzhaften Hasen zurück."

"Das weise Schicksal wollte mir zeigen, daß auch diejenigen, welche von allen gefürchtet werden, nicht immer glücklich sind: es versetzte meine arme Seele in den Körper eines schönen dänischen Hundes. Als Hund gehörte ich einem Gastwirth auf dem Lande, welcher einst Bedienter meines Vaters war und sich jetzt sehr freundschaftlich gegen mich benahm; zum Unglück wünschte er aber, mich noch schöner zu machen wie ich war, und schnitt mir beide Ohren und den Schwanz ab. Diese Qual war weit leichter zu ertragen als diejenige, welche ich täglich von seinem siebenjährigen Sohn aushalten mußte. Es war dem boshaften Knaben ein Vergnügen, mich zu tyrannisiren, mich vom Morgen bis auf den Abend zu schlagen, mit heißem Wasser zu begießen und mit meinem rührenden Gewinsel seine zärtlichen Aeltern zu ergötzen. Als ich endlich sah, daß ein blinder Gehorsam kein Mittel ist, Ungezwungenhafte zu rühren und sie von ihrem Unrecht zu überzeugen, so verfiel ich auf den Gedanken, den Ton zu ändern, und biß den kleinen Taugenichts blutig. . . . Ein fürchterlicher Lärm im Hause! Man greift nach dem Säbel, man bewaffnet sich mit Bratspießen und Ofengabeln. . . . Ich nehme die Flucht; man verfolgt mich zu Pferde; ich fliehe wie ein Unsin-

ger, ohne auf die unerträgliche Hitze der Hundstage Rücksicht zu nehmen; verleihe endlich alle meine Kräfte und begegne mit rothen Augen und Schaum vor dem Munde Jägern, die mich sogleich todschossen, weil sie mich für toll hielten.

In dem nämlichen Augenblick fand ich mich in einem Neste unter dem zarten Flügel eines Hänflings mit noch zwei kaum ausgebrüteten Vögeln zusammen, und freute mich, daß ich endlich die Erde, das Element der boshaften Menschen, verlassen hatte, und künftig mit meiner zärtlichen Mutter in dem Raume der Luft schweben werde. Trügerische Hoffnung! Nicht umsonst befehlet sie die Philosophen: denn sie trägt nicht allein Menschen, sondern auch Hänflinge! . . . Die Hand eines unverschämten Schuljüngers erstickte im Neste meine arme Mutter und schloß uns bedauernswürdige Waisenkinder in einen engen Käfig. Als zärtliche Kinder beweinten wir den Tod der Mutter, und als wahre Republikaner entschlossen wir uns, die Knechtschaft nicht zu überleben und den Hungertod zu sterben. Meine Brüder starben in der That; doch gestehe ich zu meiner Schande, daß ich nicht den Heldenmuth des Freundes von Plinius hatte; ich fing schon den folgenden Tag an vom Dargereichten einen Bissen zu mir zu

nehmen und benetzte meine Nahrung mit bittern Thränen. Nach zwei Wochen schenkte die Mutter meines Tyrannen mich einer zwanzigjährigen Edelfrau, welche schön wie ein Engel war, die Sterne liebte und für die empfindsamste Schönheit im ganzen Kirchspiel gehalten wurde."

"In dieser neuen Lage hatte die Gefangenschaft für mich einen gewissen Reiz. Ich fürchtete mich nicht mehr vor der Grausamkeit des kleinen Bösewichts, dessen Liebkosungen eben so gefährlich als sein Mißmuth waren, und ich verglich mich mit den Römern, welche nach der abscheulichen Regierung Domitians unter Trajan das glücklichste Loos genossen. Ich bewohnte einen großen Käfig, welcher auf einem hellen Fenster stand, und hatte eine schöne reizende Aussicht auf die Felder. Oft liebkosete mich eine zarte Hand; oft las meine liebenswürdige Gebieterin mit einer noch liebenswürdigern Stimme die Ode an das Mitleiden und vergoß Thränen; ich hörte zu und bezeigte durch ein leises Flattern meiner Flügel meine Rührung."

"Doch zum Unglück besucht uns plötzlich eine reiche Dame aus der Residenz; zum Unglück gefall' ich ihr; zum Unglück will sie mich näher sehen; zum Unglück nimmt sie mich aus dem Bauer, setzt mich auf ihre Hand, küßt mein Köpfchen, mein Schnäbelchen und nennt mich

mit verschiedenen recht artigen Namen. Ich wollte ihr meine Dankbarkeit für so viele Freundschaft bezeigen und fange an zu singen... Als die Dame meine Stimme hört, geräth sie in Entzücken und sagt meiner Gebieterin, daß ich sehr schön sänge, doch noch weit schöner singen würde, wenn sie mir die Augen ausstechen und täte ich etwas auf einer kleinen Orgel vorspielen ließe. Meine empfindsame Gebieterin befolgt ihren Rath und führt mit eigenen zarten Händen diese unschuldige Operation aus. Jetzt war ich blind, und konnte nicht einmal weinen; doch wollte ich, dem blinden Homer und Milton gleich, einst aus Gram singen, als plötzlich ein großer Rater meinen Bauer mit Sturm eroberte und meinem gegenwärtigen traurigen Daseyn ein Ende machte."

"Ich fand mich wieder frei und lebend, indem ich als Käfer in einem Garten herumflog; doch bald bemerkte mich der Gärtner im Grase, ergriff mich und rief seinen kleinen Sohn, welcher eben auf einem Stöckchen herumritt: "Komm her! da hast du einen Vogel!" Der Knabe empfing mich mit einem höllischen Entzücken, und den weisen Rathschlägen seiner Wärterin folgend, spießte er mich lebendig; d. h. er durchstach mich mit einer Stecknadel, band sie an einen Faden, und ließ mich in diesem Zu-

stande auf die Erde. Um ihm Vergnügen zu gewähren mußte ich herumfliegen, unterdessen ich die fürchterlichsten Schmerzen duldete; endlich als ich vor Mattigkeit meine Flügel nicht mehr bewegen konnte, wurde ihm befohlen, mich zu tödten und wegzuverfen."

"Jetzt war ich zum Wurm umgewandelt und lebte ruhig in einem Misthaufen, indem ich mich mit dem Gedanken tröstete, daß die Zeit meiner Verfolgungen verfloßen sei, und daß es weit besser ist zu kriechen als auf den Wiesen herumzuspringen, in der Luft zu fliegen, Menschen schädlich zu seyn oder sie zu ergötzen: zwei Wirkungen, welche sehr gefährlich sind! Ich war überzeugt, daß mein ganzes bescheidenes Leben in einer philosophischen Ruhe und Einsamkeit verfließen würde. . . . Doch plötzlich entsteht ein fürchterlicher Alarm in unserm Misthaufen. Ich hob neugierig meinen Kopf in die Höhe, um die Ursache zu erfahren, als ein Mann, welcher Würmer suchte um sich das unschuldige Vergnügen des Angeln's zu gewähren, mich ergriff und in einen Scherben warf, wo schon einige meiner unglücklichen Gefährten sich in verschiedenen Gestalten krümmten. Den andern Tag gieng er, nachdem er uns eingesteckt hatte, an's Ufer eines Flusses. Er sang ein lustiges Lied und steckte einen von meinen un-

glücklichen Namensvettern auf ein scharfes frummes Stück Eisen. Der arme Wurm wand sich auf der blutigen Angel und litt so sehr, wie nur ein Wurm leiden kann, welcher ein gleiches Leben und eine gleiche Empfindlichkeit in seinem ganzen Körper hat. In diesem Zustande wurde er in's Wasser gesenkt, um die Fische anzulocken. Ich sah zu, schauderte und dachte über den großen Unterschied nach, der zwischen dem unschuldigen Vergnügen des Angelns und der Qual derjenigen Geschöpfe herrscht, welche zum Köder dienen müssen! Aber ach! bald riß mich eine gleiche Qual aus den tiefen Betrachtungen, und nach einer Minute sah ich mich mit der Angel in den Bauch eines Karpfen versetzt."

"Du kömmt mit dem Papier zu kurz, wenn du alle meine Drangsale und die Barbarei der Menschen beschreiben wolltest, welche ich erduldet habe, als ich eine Poularde, ein Krebs, ein Ferkel war. Man räderte, man fengte, man peitschte mich zu tode, um mich für einige leckere Gaumen wohlschmeckender zu machen. Nein! nein! ich schaudre, wenn ich nur daran denke!"

Mein Traum hörte noch immer nicht auf, als auf einmal etwas meine Hand stach. Ich blickte hin, sah eine Mücke und tödtete sie. Sie verschwand, und ein schönes, reizendes Mädchen stand vor meinem Tische.

"Grausamer!" sagte sie, "was thatst du? Du hast mich wieder umgewandelt, und in dieser Gestalt setzest du mich dem größten Unglück aus. Als Frauenzimmer kann ich mich nicht mehr den Augen der Welt entziehen, mich nicht mehr von den Verfolgungen der Menschen retten. Blicke, Wünsche werden mich nicht ruhig lassen; Scham und Gewissensbisse werden mein Loos seyn — und (was noch furchtbarer ist) mein eignes Herz wird mit den ewigen Verfolgern der Unschuld zum Verräther an mir werden!"

"Laß meine Geschichte drucken. Wenn sie einige Menschen zu sich selbst bringt, welche aus Leichtsinne, aus Leidenschaft schwache Geschöpfe quälen; wenn sie ihren Herzen Empfindsamkeit, Mitleiden einflößt; o! so sind meine Leiden vergessen! Noch wünsche ich, daß die zärtlichen Schönen vorsichtiger und die Männer gewissenhafter würden und aufhörten, die Rolle eines leidenschaftlichen Liebhabers zu spielen, während ihre Herzen kalt sind und keine Liebe fühlen — daß sie aufhörten, die holde Schönheit zu verderben, welche aus Unschuld leichtsinnig ist!"

Ich hörte der Reizenden mit Aufmerksamkeit zu und mein Herz schlug heftig; ich wollte antworten — und — erwachte.

VII.

Bruchstücke aus Rozebue's "Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel." *)

Auch Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reisenden, der in großer Gesellschaft die Welt durchstrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinauf bauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten sie von ihm, wohl gern eine Brücke herunter bauen möchten — auch Alexander ist in diesem Jahre durch seine deutschen Provinzen gereist, freilich nicht wie ich, um Blumen zu pflücken, sondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu sammeln, die

*) Der Herausgeber, der so eben durch die Post eines der ersten Exemplare dieses neuen Produkts des Herrn von Rozebue erhalten, glaubt den Lesern des Archivs hier in Riga, als in ganz Rußland, keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn er das, was für unsre Gegenden interessant ist, im Auszuge liefert, um das Publikum auf das Werk selbst aufmerksam zu machen. Einige Berichtigungen über Riga mag indessen Herr von Rozebue dem Herausgeber nicht übel deuten.

im Strahl seiner Frühlingssonne zu reisen beginnen. Nicht Liebe möchte ich es nennen, sondern Leidenschaft, die man in Ehst- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich bloß, was ich selbst sah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löst sich, sobald sein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bei seiner Abreise Thränen geflossen sind, wie man sie um einen scheidenden Geliebten weint. Ja, was bezeichnet wohl kräftiger das Gefühl, das er in aller Herzen zurückließ, als der mit Jubel aufgenommene Vorschlag des wackern Gouvernements-Procureurs von Riesenmann: jährlich an dem Tage, da Alexander in Reval war, zum dankbaren Andenken die Armen zu speisen. So ehrt wahre Liebe den Fürsten. Man vergleiche doch Alexanders stille, wohlthätige Reise durch Ehst- und Liefland, mit den Triumphzügen manches Welten-Erschütterers, dessen empörender Uebermuth durch nichts übertroffen wird, als durch die Schmeichelei eines hochgewohnten Volkes. Möge man dem Schützlinge Fortunens immerhin Triumphbögen und Pyramiden errichten; die gesättigten Armen um Alexanders Tafel werden noch Jahrhunderte lang den Herrscher durch Liebe fröhlich

segnen, wenn jene Pyramiden schon längst in Staub zerfallen sind.

Gut ist es, daß ich außer dem schönen, in Reval gestifteten Liebesmahl, noch hundert ähnliche Thatfachen anführen könnte, denn bloße Worte würden mich in den Verdacht der Schmeichelei bringen, mich, der ich ihn sah, mit ihm sprach, und dem höchsten wie den niedrigsten seiner Unterthanen gleich, von seiner Huld bezaubert wurde. Nach diesem Geständnisse breche ich lieber ab, denn kalt von ihm sprechen kann ich nicht, und meine Wärme soll Niemand mißdeuten. — Wollte Alexander des höchsten Genusses sich erfreuen, so mußte er, wie vormals die orientalischen Fürsten, verkleidet unter seinem Volke umherwandeln; ha! welche Augenblicke würden da seiner warten! — Heil der Mutter, die ihn gebär! aber auch Heil dem edlen Manne, einst sein Erzieher, jetzt sein Freund, der solchen Saamen auf solchen Boden streute! Man erräth, daß ich von La Harpe spreche.

Um einige Stunden früher den Armen seiner Mutter, seiner Gattin zuzueilen, verließ Alexander sein Gefolge, und warf sich in den leichten, nur halb verdeckten Wagen seines Oberhofmarschalls. So sah ich ihn auf Zewen ankommen, gleich einem gewöhnlichen Reisende

den, von keinem andern Geleite umgeben, als von dem der Liebe seines Volks. So fuhr er, nach kurzem Aufenthalt, trotz der einbrechenden Nacht, weiter, durch öde Wälder, mit dem ruhigen Bewußtsein, daß Liebe sein wohlthätiges Leben beschirme. — Mit Vater- und Menschenliebe sorgte er für einen Postillion, der das Unglück hatte zu stürzen und ein Bein zu brechen. Nicht eher wich der Kaiser von der Stelle, bis der schon weit entfernte Leibarzt herbei geholt, und seiner Pflege der Verunglückte übergeben worden. Daß er ihn mit Geschenken überhäufte, war für einen Kaiser wenig; daß er aber bei ihm ausharrte bis Hülfe kam, daß er ihn nicht mit Geld abspeißte, (wie die Großen gewöhnlich es zu thun pflegen,) sondern durch Menschenliebe ihn erquickte, das ist ein köstlicher Zug im Karakter eines Beherrschers von dreißig Millionen Menschen.

Seit Jahr und Tag ist in allen Zeitungen und Journälen des Lobens und Rühmens viel gewesen, von der neuen beglückenden Konstitution, welche der liez- und ehstländische Adel seinen Bauern gegeben. In so fern dadurch des Kaisers vortrefflicher Wille kund geworden, stimme ich herzlich mit ein; wenn aber von der Ausführung dieses Willens die Rede ist, so glaube ich, man habe, wenigstens vor der

Hand, etwas zu früh und etwas zu viel davon gesprochen. Die Konstitution für die Letten ist bereits gedruckt und in jedermanns Händen. Ich maße mir nicht an, sie zu beurtheilen, nur das kann ich nicht verschweigen: Als ich Lief-land verließ, war die kaiserliche Kommission, welche die neue Einrichtung den Bauern bekannt zu machen beauftragt ist, bereits in Thätigkeit, aber — viele Bauern, besonders die, welche gute Herren hatten, machten trübe Gesichter und baten, sie beim Alten zu lassen. Das beweist freilich noch nichts, denn wie oft leidet das neue Widerspruch, wenn gleich das Bessere klar vor Augen liegt; auch haben die Bauern zu viel erwartet, haben sich eingebildet, der Kaiser wolle sie ganz frei lassen, meinen wohl gar es sei wirklich geschehen, die Kommission aber, in welcher ihre Herren mit sitzen, verschweige es ihnen, (Mißverständnisse, die sämtlich beweisen, wie behutsam jeder Schritt geschehen muß, wenn man Blinde oder Verblendete leiten will); indessen sollte jene auffallende Bitte: es beim Alten zu lassen, doch so viel bewirken, daß man sein Urtheil über die neue Konstitution vor der Hand suspendire. Wenn nach einigen Jahren segensreiche Folgen die Bemühungen des menschenfreundlichen Adels belohnen, so wird dann von selbst die gehäßige Sage ver-

schwinden, als hätten die meisten Herren bei der neuen Einrichtung gewonnen. Manche behaupten, sie sei immer noch wohlthätiger für die Bauern, als die des ehstländischen Adels, welches schon daraus erhelle, daß der letztere zu befürchten schiene, dieselbe annehmen zu müssen. Wahr ist es, der ehstländische Adel hat eine, der oben erwähnten nicht ganz ähnliche, Konstitution aufgesetzt, die aber, als ich abreiste, noch nicht vom Kaiser bestätigt war. Es ist ein Punkt darin, der mir — mit gebührender Achtung sei es gesagt — ein Fehlgriff scheint. Die Bauern nämlich, die vormalß bei allzu unheimlichem Druck ihre Beschwerde bei der Regierung anbringen durften, sollen zwar künftig zu diesem Behuf drei Instanzen haben, aber jede dieser Instanzen wird einzig und allein durch den Adel selbst mit dessen eignen Mitgliedern besetzt; die dritte ist inappellabel. So brav und edelgesinnt nun diese Männer auch seyn mögen, so bleibt es doch nicht recht und scheint mir unzweckmäßig, daß ein ganzer Stand im Reiche von dem Monarchen gleichsam abgeschnitten, ihm jeder Weg versperrt wird, bis zum Throne zu gelangen, er folglich ganz in die Hände seiner Herren überliefert worden. Wenn nun einmal ein unreiner Esprit de corps sich dieser bemächtigen sollte,

(welches freilich von der jetzigen Generation nicht zu befürchten ist) was würde dann aus den armen Ehsten werden? — Zwar hat jeder Herr auf seinem Gute ein Bauergericht niedergesetzt, in welchem von den Bauern selbst gewählte Richter ihres Standes die Strafen diktiert; aber — den Vorsitz dieser Gerichte ernennt der Herr selbst, und sein Einfluß auf seine Leibeigenen wird überhaupt stets so groß bleiben, daß diese wohl nie wagen werden, ein ihm kränkendes Urtheil zu fällen. Es ist, *sans comparaison*, eben so, als ob ein Fürst seine Tribunale mit lauter Höflingen besetzt, und einen seiner Kammerherren ihnen zum Präsidenten gegeben hätte. Doch, wie schon erwähnt, jene Konstitution ist noch nicht bestätigt, und es wäre voreilig, mehr darüber zu sagen. Dürfte man annehmen, daß die Gesinnungen der Enkel stets den guten Absichten ihrer Väter entsprechen würden, so hätte ich überhaupt kein Wort darüber verloren, denn mit Vergnügen bekenne ich, daß der Geist des jetzigen ehstländischen Adels nur seltene Mißbräuche befürchten läßt.

R i g a. Diese durch blühenden Handel wohlhabende Stadt, gewährt das seltene Schauspiel einer Verschwisterung des Kaufmannsgeistes mit Kunstsinne, feiner Lebensart

und dem Hange zur edelsten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen Dinge, die, wenn sie in Deutschland geschähen, in funfzig Zeitungen und Journälen würden ausposaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerstehen, dem Leser ein paar neuere Beispiele mitzutheilen; die Namen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verschleße sie in mein Herz.

Einem angesehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche ihm anvertraute Kasse um eine ansehnliche Summe (wo ich nicht irre achttausend Rubel) bestohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebstahl, und schon zu Mittage wurde ihm die ganze Summe wieder ins Haus geschickt, von Männern zusammengeschossen, die seine Verdienste und seinen Charakter schätzten, sonst aber in keiner weitem Verbindung mit ihm standen. Hoffentlich bedarf diese prunklose Erzählung für keinen meiner Leser eines Kommentars. — Hier ist auch die zweite Anekdote. Ein Arzt, der sich besonders um die öffentlichen Armenanstalten sehr verdient gemacht hatte, starb, von einer Krankheit angesteckt, die er sich durch eifrige Abwartung seines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß,

durch eine treffliche, auch gedruckte Rede des wackern Oberpastor Sonntag verherrlicht, war das rührendste Schauspiel, denn alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten sich auf dem Kirchhofe ¹⁾ versammelt, empfingen seinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen flossen in seine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ eine junge schwangere ²⁾ Wittwe und wenig ³⁾ Vermögen. Ein angesehenen Kaufmann — es wird mir sauer ihn nicht zu nennen — bat ⁴⁾ sich aus, Gebatter bei dem Kinde zu stehen. Er machte seinem vor ⁵⁾ der Geburt verwaisten Puthen ein Ge-

-
- 1) Nur die Schülerinnen der Armenschule mit ihrer Lehrerin waren versammelt.
 - 2) Die Frau des Verstorbenen war vor dem Tode des Mannes schon entbunden. Das Kind wurde am Begräbnistage des Vaters getauft.
 - 3) Herr von Kozebue scheint hier falsch berichtet worden zu seyn. Der verstorbene Edle, von dem die Rede ist, hinterließ, wie bekannt, seine Wittwe zwar nicht im Ueberfluß, aber immer in ganz bequemen Umständen.
 - 4) Nein, er bat sich es nicht aus; sondern er war dazu schon früher von den Eltern des Kindes ausegesehen, dasselbe zur Taufe zu halten.
 - 5) Auch dieser Umstand ist falsch angegeben. Mit den 4000 Rthlrn hat es zwar seine Richtigkeit, aber der Pathe war früher geböhren.

schenk von viertausend Albertsthälern, und fügte eine Bedingung hinzu, die seinem Kopfe eben so viel Ehre macht als seinem Herzen. Das Kapital, sprach er, soll unangerührt Zinsen von Zinsen tragen, bis der Knabe so alt ist, als sein Vater war, da er starb, (ich glaube etwas über *) vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf diese Hülfe, nicht vernachlässige sich Verdienste zu erwerben, die ihm auch ohne dieselbe sein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn sein Vater schon zu Staub geworden, genieße er in demselben Alter die Früchte, die seines Vaters Jugend sammelte. Stirbt er früher, so fällt das Kapital an seine Geschwister. — (Der letztere Fall trat leider ein.) Der wackere Kaufmann beschränkte seine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Wittwe sei gesonnen ihre Equipage abzuschaffen, er wußte, sie war an diese Bequemlichkeit gewöhnt; sogleich setzte **) er ihr ein Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der

*) Er war erst im 33sten Jahre. — Schade um seine seltenen Talente! Wie viel Gutes hätte der Mann noch stiften können.

**) Das Ganze ist unrichtig. Nicht derselbe Kaufmann, sondern ein Anderer zahlt das Jahrgehalt von 500 Thln für Kutsche und Pferde.

Bedingung, nach wie vor Kutsche und Pferde zu halten. —

Noch einmal, wie würden die deutschen und brittischen Zeitungsschreiber ihre Druckerpressen in Bewegung gesetzt haben, wenn sie solche Handlungen zu verkünden hätten. Ich freue mich des Vorzuges, der Erste zu seyn, der sie, einfach wie es sich gebührte (denn welche Feder könnte hier Schmuck leihen?) seinen für hohen Edelmuth empfänglichen Landsleuten mittheilte. Wen, nachdem er dieß gelesen, sein Schicksal einmal nach Riga führt, der wird schon von ferne die Thürme der Stadt nicht mit jener stumpfen Neugier erblicken, die den Reisenden beim Anblick eines fremden Orts zu ergreifen pflegt; Riga ist ihm nun nicht mehr fremd, er weiß, unter diesen Dächern haufen wackere Menschen, er fährt mit leichtem Herzen zum Thore hinein.

Beschluß.

Italien gesehen zu haben, ist sehr angenehm; es zu sehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwischen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letzteren thäte? — Dann wird man mich paradox schelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das

Klima in Italien ist lieblich und mild, aber sehr veränderlich. Keinen Tag, fast keine Stunde, kann man sich auf die Witterung verlassen; daraus entsteht großer Nachtheil für die Gesundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die fast das ganze Jahr hindurch die Luft mit schädlichen Dünsten füllen, den Seen und Bächen, die man schon meilenweit riecht. Die Reichen müssen im Sommer auf Berge fliehen, und sich gegen die Luft der Ebene verschanzen; die Armen müssen bleiben und sterben. Die jährliche Uebersahl der Todtenlisten erregt Schauern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menschen mit ihrem Schmutze nach. Bei diesem abscheulichen Hang der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Mistkäfer, ist mir unbegreiflich, daß die Pest so lange nicht in Italien gewesen; sehr begreiflich hingegen ist mir, daß das gelbe Fieber dort seinen Thron aufgeschlagen, ich wundre mich vielmehr, daß es nicht dort seinen Ursprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima ist rauh, doch beständig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Gluth der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüssen kann man lustwandeln, ohne die Nase zuzuhalten. Keine Jah-

reszeit droht der Gesundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte ist heilsam, das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häusern herrscht Reinlichkeit; in einer finnischen Bauernhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Pallast des ersten Ministers zu Neapel.

Der Winter ist in Italien sehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beschwerlicher als in Rußland; denn wie soll man mit rauchenden Kaminen, steinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenstern, auch nur einem Grad Kälte widerstehen? — In Rußland hingegen sind oft sogar die Vorhäuser schon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Defen und doppelte Fenster, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; der Rücken friert nicht, wenn der Bauch schwitzt, man reibt sich nicht immer in die Hände, Wolken von Athem sichtbar von sich blasend. Der Sommer ist in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgespannt, man weiß sich nirgends zu lassen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die schönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbst sind in

Italien schöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt sie. Ich habe in Neapel nie eine so süße Orange gegessen als in Petersburg. Die meisten Weingattungen Welschlands widerstehen dem Gaumen des Fremden; Florentinerwein und Thränen Christi sind die einzigen guten Tischweine; selten sind sie ächt zu haben; mitten unter Millionen Neben schmachtet oft der Weindurstige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer lassen Quellen dahin fließen. Auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, Fleisch, Brod, Milch, sind unendlich besser und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunstwerke welche Italien besitzt? — Die kann und will ich ihm nicht streitig machen, doch zum Glück des Lebens tragen sie nichts bei. Man sieht sie dreimal, man sieht sie ein Duzendmal, nun hat man sie genug gesehen, und am Ende fährt man zu Rom am Collosseum ebenso gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmorpallast. — Und wenn ich nun von den leblosen, bald erschöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie steht dann das erstere im Schatten! — Der Regent — ich werde mich wohl

hüten, zwischen Ferdinand IV., oder dem Papst, oder gar zwischen dem Herrn Vicepräsidenten Melzi und Alexander I. eine Parallele zu ziehen. Noch wogt Italien, bewegter als die Meere die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Welschlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beide kennen die Furcht nicht. In Welschland muß der Fremde jeden Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reißt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Physiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finsterner Nacht durch dichte Wälder; hört, statt der jammervollen Litaneen des Bettlers, nur heitern Volksgesang des fleißigen Arbeiters und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faulenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweise zur Schau tragen; in Rußland wirfst du mit diesem empörenden Anblick gänzlich verschont. Zwar herrscht auch dort Aberglaube — und wo herrscht er nicht! — aber die Regierung herrscht

nicht durch Aberglauben wie in Welschland, sie treibt nicht mit Vernunft eingottloses Spiel, sie würdigt den Menschen nicht unter das Vieh herab. Die krassste Ignoranz hat ihren Filzschleier über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft der Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. — In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien seufzt und murret unter dem Joche einer fremden oft übermüthigen Nation, Rußland athmet frei und leicht unter dem sanften Zeppter des Enkels der großen Katharina. — Genug! — Auf das Lob sinnreich zu seyn, macht meine Parallele keinen Anspruch; aber daß sie wahr ist, das fürbürge ich. — Wird man sich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, und nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zu bringen möchte?

VIII.

Schreiben eines Arztes.

Ihre Krankheitsgeschichte, lieber R., gieng mir wahrlich nahe, und mit Vergnügen hörte ich von Ihnen, daß der wackre St — gen, dessen Kopf und Herz ich während meines Aufenthalts zu R. immer vorzüglich schätzte, Sie wenigstens so weit wieder hergestellt hat, daß Sie unter den Menschen noch vegetiren können. Aber Sie klagen demungeachtet noch immer über Mangel der Gesundheit, Sie fragen mich, wie man es doch anfangen müsse, das Uebel gänzlich zu heben, um Rückfälle Ihrer Krankheit zu vermeiden? Sie meinen, aus allen Schriften der Aerzte, die Sie gelesen haben, gar wenig Tröstliches für sich gefunden zu haben? — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen offenherzig gestehen muß, daß die letzte Frage ein Resultat Ihrer harten Krankheit, und die erste eine Folge Ihres vielen Eigens, woraus Hypochondrie entsteht, sei. Nehmen Sie daher einen guten Rath von mir: mein guter Wille und der Ihrige werden allerdings das meiste dabei thun.

Was ich thue, was ich für Mittel brauche, um bei hypochondrischer Laune, die den

Arzt bei seiner nicht angenehmen Lage so gut wie jeden andern Sterblichen verfolgt, meine Heiterkeit und Zufriedenheit zu erhalten, das kann ich Ihnen leicht sagen; nur die Anwendung auf Sie möchte mir etwas schwerer werden! Uebrigens wissen Sie ja, es ist mit uns eben so im Moralischen wie im Physischen, der eine schießt, der andre hinkt, ein dritter ist ein Kahlkopf.

Sie wissen, ich schreibe so gut wie Sie, ich sitze manchmal noch bei der Studierlampe, wenn andre sanft in ihrem Bette schnarchen, und grüble über dies und jenes nach: aber um für unser Zeitalter zu arbeiten und ihm zu nützen oder zu vergnügen, wagt man sehr viel, wenn man, ohne vorhergehende Prüfung seines Charakters, seiner Launen, seiner Gesundheit, sich an das Werk setzt. Außer jenen Anfällen, die Neid, Bosheit, Verkleinerungssucht, Pasquillantenwitz, am meisten aber Dummheit von allen Seiten demjenigen bereiten, der es wagt unter einer andern Firma, als der einer gewissen prädominirenden, übermüthigen und despotisirenden Klasse von Menschen, öffentlich zu schreiben, lauert auf den armen Schriftsteller noch ganz anderes und wesentlicheres Ungemach, weil es in der Seele selbst Wurzel gefaßt hat.

Um so wichtige Leiden geduldig zu ertragen, gehört freilich ein gewisser Grad von Enthusiasmus dazu; aber was ist auch ein Schriftsteller ohne Enthusiasmus? Ist er nicht vielmehr ein wäſſrichter Komet, als eine leuchtende Sonne? — Jenes Selbstgefühl eines Mannes, der mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet sich an ein Werk macht, das seinen Zeitgenossen eine angenehme Unterhaltung in den Stunden der Erholung gewährt, jenes Selbstzutrauen, ohne welches er so wie jeder Mensch äußerst elend ist, mag und wird ihn über alle niedrigen Machinationen weit hinweg heben. Denkt er über die unedlen und kleinlichen Mittel nach, die immer und überall von gewissen durch ihr eigenes Machwerk gebrandtmarkten Partheien gegen alles, was nicht zu ihrem Jacobinismus gehört, in Bewegung gesetzt werden; so wird er sich noch überdem Glück wünschen, diese Menschen zu Gegnern zu haben.

Aber nun zu Ihrer Hypochondrie! Ich werde Ihnen über Ihre Schwächen und Blößen meine Meynung gerade heraus sagen, da ich Sie ganz genau kenne.

Morgen-Stunde hat Gold im Munde! sagt das alte Sprüchwort; daher rathe ich Ihnen, so bald Sie erwachen, aufzustehen. Im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 7 Uhr. Die

Vormittagsstunden sind die heitersten und schicklichsten zur Arbeit. Ihre Gedanken werden am schnellsten, und doch am wenigsten stürmisch einander folgen; den ganzen übrigen Theil des Tages wird Heiterkeit Ihre Stirne schmücken.

Ich weiß es, Sie trinken Vor- und Nachmittag starken Kaffee. Wie können Sie glauben, daß Ihnen dieß erhitzende Getränk gut seyn kann. Haben Sie nicht oft genug bemerkt, daß nachher Herzklopfen, Wallung des Geblüts und Bangigkeit die Folge des übermäßigen Kaffeetrinkens war? Lehrte Ihnen nicht vielleicht gar das Zittern der Hände, daß der Kaffee eine gewaltsame Bewegung, eine Erschütterung in allen Ihren Nerven hervorbrachte, die Ihnen, der sie den Zusammenhang des Gehirns mit diesen so gut kennen, ja schrecklich seyn müsse? — Wollten Sie früh und Nachmittags jedesmal mit einer Tasse Kaffee zufrieden seyn, so würde Ihre Thätigkeit dadurch eben so sehr in gelinden Grad vermehrt, als von von einer zu schnellen Anspannung entfernt werden.

Sie glauben sich viel Bewegung gemacht zu haben, wenn Sie des Tages eine halbe Stunde auf Ihrer schönen Brücke zwischen den mancherlei Schiffen fremder Nationen spazieren gehen, und doch ist es ausgemacht, daß nur die

Beine diese Art der Motion empfinden, während der übrige Körper ganz unthätig dabei bleibt. Schaffen Sie sich ein Pferd an und reiten Sie, das wird Ihrem Körper größeren Vortheil gewähren. Oder wollen Sie nicht reiten, weil Sie kein Liebhaber von Pferden sind, oder sich keine halten können, nun so gehen Sie doch wenigstens nicht alle Tage ihren gewöhnlichen Brückengang; besuchen Sie andre Dörfer, wo ein neuer Anblick, eine neue Gegend Ihnen Zerstreuung gewährt.

Das übermäßige Sitzen müssen Sie ja vermeiden. Merken Sie zuweilen, daß Ihnen das Arbeiten nicht fix von der Hand geht, kurzig verlassen Sie Ihren Arbeitstisch, suchen das Freie; und gewiß, Launen, Grillen und Unmuth werden verschwinden. Das übrige wird sich dann von selbst geben.

Ihr guter Wille, ich wiederhole es Ihnen, muß alles dabei thun. Es ist die ausgemachteste Wahrheit, daß man das, was man mit Vernunft will, auch kann. Lavater hat aus diesem Sage eine sehr einfache und vielsagende Inschrift unter die Büste eines berühmten Mannes gemacht.

Sie haben mich gefragt, als wir in B. uns näher waren, wie ich bei so mancherlei günstigen, bald widrigen Begebenheiten, die mich

damals betrafen, so heiteren Muths seyn könne? — Lieber R.! ich nahm eine starke Portion Philosophie und eine gute Dosis Weltkenntniß zu Hülfe, und besiegte so alle Uebel, die zu der Zeit auf mich einstürmten. Hätte ich immer den Eingebungen meines Herzens folgen wollen, vielleicht würde mich Hypochondrie so elend gemacht haben, als man es nur werden kann.

Jetzt stehe ich am Ziele — zwar noch nicht ausgelaufen — aber mit dem zufrieden, was mein eignes Vermögen und meine Praxis als Arzt mir abwirft, befinde mich in einer glücklichen Eingeschränktheit, und mein eigenes öfentliches Geschäft, wenn ich es so nennen will, besteht in dem Antheil, den ich an einem periodischen Werke, welches ich mit einem bekannten Gelehrten schon seit einigen Jahren unternahm und noch fortsetze.

Verzeihen Sie, mein Bester! Ist doch dieser Brief zu einer unförmlicheren Größe gediehen, als ich es selbst gewollt habe! Nur eines muß ich Ihnen noch sagen. Vertrauen Sie in allen Ihrem Arzte, befolgen Sie die Mittel, die ich Ihnen vorgeschlagen habe, und Sie können sich den besten Erfolg davon versprechen.

Leben Sie wohl, und geben Sie mir bald Nachrichten von sich. 3 — 9.

IX.

Ein paar¹ Worte über Riga's Handel.

Der früh eingefallene Frost im Oktober und der lange Winter haben dem rigaischen Handel hin und wieder einigen Nachtheil verursacht. Erst am 9ten April schlich sich die Eisdecke unsrer Duna davon; ja wahrlich! das Eis schlich sich davon: denn des wenigen Wassers wegen lagen die Eisschollen an einigen Stellen bis auf dem Grunde, und die Sonne schmelzte sie des Tages über. So kam es, daß wir diesmal nur einen gelinden und fast unmerklichen Eisgang hatten. Die ersten Strusen wurden schon erwartet, als plötzlich die Nachricht erscholl: oberhalb Rokenhusen habe sich von den Ufern der Duna ein großer Strich Landes losgerissen, dessen Sand und Steine das Fahrwasser größtentheils zu beengen drohten. Und wirklich soll sich dieser Fall ereignet haben, so daß nur auf einer gewissen Stelle die Strusen einzeln den Fluß passiren konnten. Mehrere kamen erst bei anwachsendem Wasser hier in Riga und zwar einige Wochen später an. Dieser Umstand zeigt klar, wie viel für die Zukunft noch zu fürchten ist, und daß Riga's ungemein wichtiger Handel sehr darunter leidet, wenn von dieser Seit

die Hindernisse nicht bald gehoben werden. So zum Beispiel, wer kann dafür stehen, daß nicht künftiges Jahr die einzige noch befahrbare Stelle von einem neuen Erdfall unbrauchbar, wenigstens gefährlich gemacht werde? Wer kann alsdann den Schaden berechnen, der vielleicht jetzt mit einigen Tausenden gehoben werden könnte, wo in Zukunft vielleicht eine Million nicht hinreichen würde? —

Merkwürdig ist es allerdings in der Geschichte des rigaischen Handels, daß in einer Frist von noch nicht vier Wochen, beinahe an 700 Schiffe angekommen sind. Wahrlich! man staunt, wenn man mit einem Blick von der Brücke herab den ganzen Strom mit so vielen Schiffen und ungeheuren reichlich beladenen Strusen bedeckt sieht. Auch ist gegenwärtig eine Thätigkeit im Handel und Wandel, die dem Ganzen Leben und Kraft giebt.

Gegenwärtig beträgt der Handel von Riga und St. Petersburg allein so viel, wie im Jahre 1762 der Handel des ganzen Reichs. Der Activ- und Passivhandel Riga's vom Jahre 1804 war folgender:

1. Werth der eingekommenen Waaren: 2456,286

Rubel 96 Kopek.

In Gold an Dukaten: 20950 Stück.

In Silber an Alberts Thälern: 196,560 Stück.

An Silber in Barren: 37 Pud, 14 Pfund
und 18 Solotnik, oder 1494 Pfund und
6 Loth.

2. Werth der ausgeführten Waaren: 12166,912
Rubel 68 Kopek.

X.

Theater.

Miga, d. 21. May 1805.

Fanchon, das Leyermädchen, ist bereits
einigemal auf unserm Theater nicht ohne Bei-
fall gegeben worden, hat aber nicht die allge-
meine Sensation erregt, die man billigerweise,
nach dem Rufe von Berlin aus, zu erwarten
berechtigt war. Diese neue Art von Vaude-
ville-Stücken, die eigenthümlich den Franzo-
sen zugehört, erfordert allerdings ein Publikum,
welches diesem Genre Geschmack abzugewinnen
vorbereitet ist. Auch ist es nicht zu leugnen,
daß französische Schauspieler durch ihr leichtes
Spiel, ihre frohe Laune, die keinen witzigen
Einfall verloren gehen läßt, und andre nicht
unbedeutende Kleinigkeiten, diesen Liederspielen
eine gewisse Anmuth geben, die das Publikum

bis zum Enthusiasmus hinreißt. Daher wird es sehr erklärlich, wie Fanchon in Paris einige hundertmal hintereinander gegeben werden konnte, ohne die Zuschauer zu ermüden. Hiezu kommt noch, daß die französischen Gesänge Lieblingslieder der Nation sind, die jeder leicht nachsingen kann, indem diese Melodien fast beständig aus des lustigen Parisers Kehle ertönen, die er auf dem Boulevard, dem Palais Royal und allen öffentlichen Promenaden ewig wiederholt. Daher ihr Name *Vaudeville* (Gassenhauer). Himmels Musik hat angenehme Melodien, und einige Sachen darunter sind wirklich schön; aber der Gesänge sind wahrlich zu viel, besonders langweilet der erste Akt.

Die *Verschleierte*, ein Lustspiel in 4 Aufzügen, nach dem Italienischen von Vogel übersetzt, fiel gänzlich durch. Die Intrigue ist auch gar zu erbärmlich und abgenutzt, und rechnet man die Paar guten Scenen zwischen Mann und Frau (Graf und Gräfin Mayfeld), die Herr Lange und Madame Taube meisterhaft executirten, davon ab; so ist das Uebrige offenkundiger Unsinn. Bei so bewandten Umständen war es dem Publikum nicht zu verargen, wenn es am Ende sein Mißfallen ziemlich laut werden ließ.

Oberon gewährte dagegen ein so allgemeines Vergnügen, und ward so brav und meisterhaft aufgeführt, als seit langer Zeit ein Singspiel, Lodoïska und der Wasserträger ausgenommen, unser Publikum erfreute. Demoiselle Brück'l, für deren Stimme die Rolle des Oberon so ganz geschrieben zu seyn scheint, ward mehreremahle während des Gesangs durch anhaltendes Händeklatschen unterbrochen und am Ende herausgerufen. Gewiß, wenn diese junge und brave Künstlerin ihrem Spiel noch einige Aufmerksamkeit widmet, so besitzt das rigaische Theater eine brave Sängerin an ihr. Denn wahrlich! gute deutsche Sängerinnen sind höchst selten, noch seltner aber deutsche Tenoristen von dem Werthe unsers braven Arnold's.

Die drei Gefangenen, Lustspiel in 5 Aufzügen, aus dem Französischen des D u v a l s, übersetzt von W o l f (ein höchst unbekannter Name), ward gut gegeben und hat daher auch gefallen. Eine vorzügliche Laune und komische Verwickelungen herrschen durch das Ganze und gewähren einen frohen Abend.

Die Stricknadeln, ein Schauspiel in 4 Akten von R o s e b u e, das neueste Produkt dieses Verfassers, sind hier den 4ten und 5ten May noch in Manuscript mit verdientem Bei-

falle gegeben worden. Dieses Stück ist das
 korrekteste in Absicht der Anlage unter Herrn
 von Kogebues Schauspielen, wie es denn auch
 sein neuestes ist. Und wohl dem Schriftsteller,
 dessen letzte Arbeit auch immer seine beste ist. Er
 steigt die Leiter hinan, da diejenigen Autoren
 meistens herabsteigen, welche mit ihrer ersten
 Geistesfrucht gar zu großes Aufsehen erregen.
 Exempla sunt odiosa, sonst könnten wir Beispiele
 die Menge anführen. Scheint uns ja ein Karakter
 etwas zu gewagt, so ist es die ungewöhnliche
 Nachsicht und Gutmüthigkeit des Baron Durlach's,
 eine Rolle, die Herr Porsch mit vieler
 Delikatesse durchführte. Nach ihm nennen wir
 Mad. Meyrer, die die Landrathin Durlach
 mit einer solchen Wahrheit und Innigkeit spielte,
 daß das Publikum zu lautem Beifall hingeris-
 sen, sie am Ende herausrief und stark beklatschte.

Rudolph v. Crefi, dies beliebte Sing-
 spiel von d'Alenrak, ward nach einer langen
 Pause wieder ganz neu besetzt gegeben, und fand
 so, wie immer, gerechten Beifall.

Die Hausfreunde von Isfland und
 die Aehnlichkeit, ein Singspiel von de la
 Maria, sollen noch vor der Mitauer-Reise,
 wohin die Gesellschaft auf vier Wochen geht,
 aufgeführt werden.

Anekdote statt eines Lückenbüßers.

Vor einigen Jahren befand sich bei einer vornehmen Gesandtschaft in St. Petersburg ein junger deutscher Graf von vielem Verstande, den man für erstaunt reich hielt. Da er viele und vornehme Bekanntschaften hatte, so suchten ihn diese mit zu verschiednen Spielparthien zu ziehn, vorzüglich in eine bekannte Spielgesellschaft, von der der Graf wußte, daß sie sich kein Gewissen daraus machte, durch Geschicklichkeit unersfahrenen und reichen Fremdlingen die Börsen zu erleichtern. Ein gewisser M—l, einer von jenen liebenswürdigen und angebeteten Unbesonnenen, war unter allen seinen übrigen Bekannten derjenige, welcher ihn am wenigsten verließ.

Des Grafen Wechsel blieben lange aus: er hatte eine große Ausgabe für den andern Tag, und nur noch funfzig Dukaten im Beutel. "Lieber M—l", sagte er, als dieser ihn eben in eine große Gesellschaft abholen wollte, indem er ihm seine Verlegenheit entdeckte; "wie fange ich das wohl an? Ich muß noch heut 400 Dukaten haben, und doch möchte ich sie nicht borgen." — Nichts leichter, rief sein Freund und bließ ein Stückchen auf der Flöte, worauf er Meister war; komm du nur jetzt mit. Dort, wohin ich dich

führe, mußt du spielen. Es sind Gauner vom ersten Range, aber eben dies bürgt mir für mein Vorhaben. Du sollst goldne Berge gewinnen.

Der Graf folgte willig. Während er sich mit der Frau vom Hause unterhält, erzählt M—l an der Pharobank, sein Begleiter wolle heut einmal sein Glück im Spiel versuchen. "Wenn Ihr ihn nun erst recht fest habt — setzte er hinzu — dann müßt Ihr ihn brav rupfen! Das ist ein Vogel, der goldne Flügeldecken hat. Aber Ihr müßt ihn erst kirre machen und ein wenig locken."

Der Banquier ließ den Grafen, um ihn desto leichter zu fangen, ein halbtausend Dukaten gewinnen — aber er bekam Bauchgrimmen, mußte abtreten und — kam nicht wieder.

XII.

Erklärung.

Der berühmte Reisende R. sagt im Freymüthigen Nro. 97. "Die Firma: Nordisches Kommissions-Comptoir ist hinfort eine bloß fingirte Münze und prangt nur noch auf dem Titel des Journals, das der Schauspieler Raffka schreibt und verlegt; denn er selbst hat seine Rolle hier als Buchhändler ausgespielt u. s. w."

Dieser unverdauten, lügenhaften Nachricht zu begegnen, erkläre ich hier öffentlich: daß mit Bewilligung des humanen und edel denkenden Magistrats der Stadt Riga wirklich eine Nordische Kommissionshandlung (nicht Kommissions-Comptoir) in dieser Stadt existire und so lange existiren wird, als diese edlen Männer mir ihren Schutz nicht entziehen, und das liefländische Publikum mich mit seinen Aufträgen zu beehren die Gewogenheit hat. Der Verbreiter dieser hämischen Neuigkeit schlage die Leipziger Messkataloge von den Jahren 1802. 1803. 1804. 1805. nach, und er wird finden, daß die nordische Kommissionshandlung wirklichen Verlag — worunter gewiß manches brauchbare Werk ist — zur Messe nach Leipzig bringt, und nicht blos mit fingirter Münze prangt; er wird daraus ersehen, daß der Schauspieler Kaffka seine Rolle als Buchhändler nicht ausgespielt habe, sondern ehrenvoll fortzusetzen gewilliget sei.

A f f e a,

- Eigenthümer der nordischen Kommissionshandlung in Riga.

U n z e i g e.

Den Interessenten des nordischen Archivs zeigt die Verlagshandlung hierdurch ganz ergebenst an, daß das nächste Heft einiger Hindernisse wegen vielleicht etwas später erscheinen dürfte.